ch der Natur.

Erster Theil.

1847.

Nach der Natur.

Erster Theil.

1847.

Nach der Natur.

Lebende Bilder aus der Zeit

von

Max Waldau, pseudonym. for
Richard Georg Spiller von Hauenschild

Erster Theil.

In Tyrol.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1851.

An

Heinrich Heine.

Viel Liebes wüßt' ich Ihnen zu sagen und zu wünschen, fänd' ich jetzt, da ich mit einer kleinen Gabe komme, die rechte Form dafür, und müßt' ich nicht fürchten ganz unter dem mächtigen Einflusse Ihrer neuesten Dichtungen zu schreiben, die im Augenblicke nur erst wenigen Sonntagskindern bekannt sind, bald aber allenthalben gesungen, gelesen und bejubelt sein werden. — Nun soll aber mein altes neugewordenes Buch selbst versuchen sich einen möglichst guten Platz bei Ihnen zu erwerben, und Sie sollen wissen daß meine warme Vorliebe für Ihre Schöpfungen wie meine innige Theilnahme an Ihnen selbst nicht aus jüngster Zeit stammen.

Zugedacht hatte ich Ihnen seit lang irgend Etwas, fraglich war nur ob ich Ihnen Nehmenswertes zu

bieten hatte, da weder Erinnerungen an ein Zusammensein, noch andere persönliche Beziehungen sich als „mildernde Umstände" geltend machen ließen. Noch jetzt würd' ich zögern, ermutigte mich nicht das günstige Geschick welches „Nach der Natur" glücklich über schlimme und schlimmste Klippen förderte.

Dazu kommt daß mancher Wink der Kritik mich bei der neuen Auflage den besseren Weg finden ließ; Neues, das aus dem alten Kerne aufschoß, verlangte Raum und verdrängte unwesentliche Lückenbüßer, Verlebtes wurde übereck gebracht, und auch die Gerechtigkeit gegen Andere und mein Buch forderte dort und da einen Censurstrich. Meine Arbeit ist in vieler Hinsicht ganz neu, und zeigt vor Allem hoffentlich ein minder zerrissenes Gesicht. Wieviel ihr trotz alle-

dem zur Vollkommenheit fehlt, fühle ich wol, aber es macht mir doch große Freude daß ich Ihnen jetzt wenigstens Vollkommeneres als früher senden kann. Die häßlichsten Grannen und die staubigste Spreu blieben doch wol im Siebe zurück.

So geb' ich Ihnen mein Werk. —

Der alte Herakles legte gewiß nicht so viel Wert auf das berühmte offizielle Dutzend seiner Großthaten als auf die beiden Meisterschüsse mit denen er, um Prometheus zu befreien, die Geier des Zeus herab holte. Ein einziger Akt freier Neigung wiegt alle Pflichtthaten der Welt auf. — Auch ein neuer Kraft=gott fände mehr als genug zu thun. Er hätte wenig Zeit zu rasten, wollt' er die Erde von dem Rudel länderzerfleischender Ungetüme und den Banden blut=

besudelter, gastrechtsbrüchiger Raüber saübern. Es gäb' ein abscheulich wüstes Kehricht, eine schmutzigere Lauge hinterher als jene vielberüchtigte aus dem Stalle des Augias. Aber würde nicht auch ihm dies Schaffen von einem Schwächlinge, von der Lage des übrigen elend lungernden Menschenhaufens befohlen sein? Um eine schöne, durch keinen Pflichttrieb verunstaltete That zu vollbringen, müßt' auch Er einen Prometheus suchen.

Aristophanes ist Prometheus geworden. Ihr „Romancero" wird Kunde davon geben.

Wär' ich ein approbirter Herakles, die schlimmen Geier über deren Fänge und Schnäbel Sie klagen, sollten bald totwund zu Ihren Füßen zucken.

Aber Wer ist denn ein Herakles? obgleich ein

solcher heute seine Qualifikation durch Anderes nachweisen müßte als durch stählerne Muskeln.

Meine besten Pfeile vermögen nichts gegen die Bestien des Zeus, — und höher versteigt sich Ihnen gegenüber mein wärmster Wunsch nicht, als daß die Geschosse meines Bogens ein Duzend jener großen, die Sonnenstralen verschattenden Sumpfvögel erlegen möchten unter denen sich, wie ich glaube, die klugen Alten nicht blos Nebel sondern langschleppende, trübe Stunden gedacht haben.

Die Geier, von denen ich Sie so gern befreite, vermag ich leider nicht zu töten, macht mein Buch aber eine Lücke in den Schwarm der Stymphaliden, die ja niemals ausbleiben wo sich erst jene einfanden, bringt es Sie so freundlich als möglich über ein

paar Stunden hinaus, dann hat es zwar nicht das große Ziel getroffen, aber doch seine Sendung erfüllt und eine That freier Neigung vollbracht.

Ist es auch dafür zu schwach, so nehmen Sie den aufrichtig und herzlich gemeinten Wunsch für die That, schieben Sie das Buch bei Seite, aber gedenken Sie freundlich

des Verfassers.

Mitte September 1851.

Nach der Natur.

Erster Theil.

1847.

Da ist noch ein Stück Erde dessen Flaum von den Bilderjägern nicht ganz abgestreift worden; da sind noch Wiesengründe und Baüme die nicht an jedem Blatte Staub zeigen den die Reisekalesche eines Touristen aufwirbeln ließ. Das moderne Wünschhütlein, der Dampf, wagt nicht über jene Bergkämme zu setzen, und sogar das rote Buch wird hier mit seinem Schönheitskataloge karg. —

Hinter uns liegt München mit seinen alten und neuen Schätzen, seinem Niobiden und seinem Adonis, seinen Salonkirchen und seinem elenden Pflaster. Der Wagen rollt an der sendlinger Kirche vorbei, deren Fresko-Nische an die berüchtigte Mordweihnacht, d. h. an die Verdienste Oesterreichs um Baiern, erinnert. Zur Linken schaümt die kalte Isar über die Wehre. Der mächtige Park nimmt uns auf. Rudel von Dammwild mit gesprenkelten Jungen brechen neugierig aus den

Hecken und sehn uns nach. — Ein duftüberwallter Spiegel liegt zu unsern Füßen: er ist der starenberger See.

Jetzt schwimmt der Kahn über die Wellen auf denen der Himmel mit seinem Wolkenschmucke bald goldig grün, bald tiefindigofarben mit gesättigt roten Lichtern zittert. Possenhofen, Garazhausen, Tutzing und eine Menge anderer Landsitze der vornehmen Welt von München tanzen durch das Röhricht ihre Abschiedsreverenzen. Ein Schwarm aufgescheuchter Möven zieht kreischend über unsre Haübter . . . . Die Ruder spielen fort. Amphiteatralisch steigen rings herum die Ufer empor, eine weite, prächtig dekorirte Bühne, auf der das alte, ewig neue Tendenzstück, — Leben und Besitz, — immer wieder gegeben wird. Der Zugspitz hat indeß das Morgengewand, sein mattes Lila, mit einem grünbraunen, hermelinumbrämten Ueberwurfe gewechselt, er hat uns zu Ehren Salontoilette gemacht, seine schroffen Zacken starren unumflort in die Luft. — Die Bretter die uns vom Wasser trennen, knirschen über den Kies, der Schnabel stößt auf, die ganze Länge des See's ist durchmessen und der Wirt in Seeshaupt lupft seine platte Mütze.

Nun aber fort mit jeder Art von Fahrzeug, den Wanderstab in die Hand, bergauf und bergab. Durch die Tannenforsten und Buchenhaine, deren Urahnen, moosbehangne Baumstümpfe, gestürzten Druidenaltaren

gleichen; weiter durch die geheimnißvoll düstern Schluchten, wo krystallenklar eine Quelle sickert und rinnt bis sie endlich einen See gefüllt. Weiter, immer weiter, über die herrlichen Wiesen mit den Safirkelchen ihrer Gentianen aus denen der Bergfink nippt; über die Almen, wo es von gelben und blaßroten Primelsternen wimmelt. Immer weiter, wieder in den Wald hinein der uns schon am Saume seine scharlachne Erika zum Strause bietet; vorbei an einsamen Schwaigen, vorbei an Schilf und Moor, bis ein Dorf mit spitzem Thurme und leise summender Abendglocke zur Rast ladet.

Verirren wir uns, und das geschieht leicht auf den endlos gekreuzten Pfaden, so weist uns jeder Holzschläger zurecht und geht wol gar plaudernd und singend eine Strecke nebenher.

Es ist ein eigentümlicher Menschenschlag, diese Gebirgler! Sie sind freundlich, herzlich und für den Fremden im Ganzen viel zugänglicher als das Volk sonst irgendwo, aber der Verkehr mit Landleuten dürfte dafür anderweitig überall lohnender sein. Sie selbst fragen nach Allem, — aber hat man den Alten Rede gestanden, erzählt und erklärt, hat man mit den Kindern gespielt und gescherzt, kurz glaubt man ihr Vertrauen durch eine Gegenfrage prüfen zu dürfen: so geben sie geringe, unzusammenhängende Antworten über ihre nächsten Verhältnisse; Sagen und Märchen, wie sie

sonst im Munde des Volkes haften, kennen sie gar nicht. Hier haben die Fluten keine Nixen, die Berge keine Kobolde, und das erinnert daran, daß man sich dem Süden nähert wo die Teufelei in der Natur einer andern Platz macht. Der Bauer im Odenwalde, im Schwarzwalde und in der Haart bietet seine wundersamen Geschichten, wenn er erst überzeugt worden daß er keinen Spott zu fürchten hat, treuherzig und unbefangen als Gastgeschenk. Dort geht Sage und Lied Hand in Hand, fast kein Lied, dessen Inhalt nicht eine Sage, und wieder keine Sage ohne Lied. Hier aber hat sich nur eine eigne Art burlesker Lyrik ausgebildet. Die Weise, die so recht schnalzend von den Bergen wiedergellt, ist oft lustig genug, aber die Worte selbst, mit wenigen Ausnahmen liebenswürdiger Naivetät, reizlos und schal.

Die Männer sind schlank und kräftig. Der hohe Spitzhut mit der Spielhahnfeder, die knappe, reich mit Knöpfen gezierte Jacke, das kurze Beinkleid und der stets wohlgepflegte Bart unter der Nase, alldas giebt ihnen etwas Malerisches. Bei den Frauen wird das Ebenmaß durch zu sichtbar hervortretende Muskulatur, wie überhaupt durch zu große Massenhaftigkeit gestört. Ihre unschöne Tracht, die schwere Pelzmütze, die jede Verheiratete trägt, der durch den Anzug unnatürlich kurz und breit gezwängte Oberleib, mögen nicht wenig dazu beitragen, das schöne Geschlecht hier unschöner erscheinen

zu lassen, als die freundlichen Gesichter mit den sauber modellirten Nasen verheißen.

Die Vorliebe dieser Menschen für Blumen ist charakteristisch. Mich dünkt, diese Anhänglichkeit gäbe dem Volke wieder einen mehr nordischen Zug. Hier ist sie Bergen und Menschen gemein. Jeder Bursch bringt seiner Dirne am Morgen einen Straus von Bergaurikeln die er oft mit Lebensgefahr aus den Felsritzen holt; man sieht keinen Greis und kein Kind, dessen Hut nicht mit Blumen geschmückt wäre — und zugleich keinen Berg dem, ohne seine bunten Matten zu rechnen, nicht das erste Licht einen Kranz bleicher, duftiger Rosen, und der Abend ein Feston flammenprächtiger Sonnenblumen auf den eisgrauen Scheitel drückte.

Die Felsen erinnern dann an die alten byzantinischen Gemälde. Die ernsten, schroffen Steingesichter sind vom Goldgrunde umgeben und vom Nimbus überstralt. Verklärt schauen sie herab und hinauf, während tief unten in den Kesseln der Klammen Nebel kochen und gähren, brodeln und aufflattern, — während die Wolkenbrut, die ganze wilde Jagd irdischer Gebrechen und Sorgen um ihren Fuß herum wirbelt und weint. O, die Berge sind schön! —

Mit dem Kroquirbuche unter dem Arme, die kleine Tasche mit Weißzeug auf dem Rücken, war ich über Partenkirchen und Garmisch hinausgezogen und hatte am Eibsee bei einer Fischerfamilie übernachtet, deren

anspruchslose Einfachheit und fast rätselhafte Unkenntniß jedes Lebensgenusses mich in Erstaunen setzte. Brot galt für eine Sonntagsleckerei, die Fische wurden ohne die geringste Zuthat auf dem Roste zubereitet, Kartoffeln ohne Salz dienten als Gemüse, Kompot und Salat zugleich, — und doch herrschte im Wesen dieser Armen neidloser Humor. Sie gaben was sie hatten und nahmen eine Bezahlung nur als Geschenk.

Der frische Maimorgen fand mich auf der Straße. Mächtig wühlte sich das junge Grün durch die Decke vermodernder Blätter; der letzte Schnee kam polternd und fluchend über sein Ende als improvisirter Wildbach aus den Krinnen in's Thal. Dicht an dem schmalen Pfade brauste er weiter, — aber so tief in dem finstern Spalte, daß ihn nur sein Toben, und gelegentlich ein weißer, blendender Blitz durch das saftgrüne Gitter verriet, das von einem fröhlichen Durcheinander von Buchensprossen und wilden Rosen gebildet wurde.

Die Felsen treten von beiden Seiten immer näher an einander und begrenzen einen schaurig schönen, langgedehnten Paß.

Es gehört wenig Fantasie dazu, sich diese Umgebung als Wohnsitz eines finstern Geistes zu denken. Dort ragt sein struppiges Haubt mit der tausendzackigen Eiskrone über die Tannen. Weh dem Wandrer, der ein böses Gewissen hat! Noch ist der Pfad frei,

noch spielt der Bach in der Tiefe mit Kalksplittern, aber der Geisterfürst winkt, das Wasser wächst, schwillt und umleckt schaümend die schmale Platte, — die herausgewühlten Stämme, die zerschmetterten Blöcke bezeugen daß es geschehn ist, — und der Wandrer sieht sich allein und eingeschlossen in den grausen Zauberkreis. Der Dämon winkt wieder, — die Wolken, die harmlos im Blau geschwebt ballen sich zusammen, der Sturm drängt sie heulend in den Schlund hinein, gepreßt und zerrissen versprühen sie ihre Wut in zackiger Lohe. Der Geist lenkt den Stral; er trifft jenen halbschwebenden Vorsprung, und die Masse die kalt und rauh auf den Steg herabgedroht prasselt nieder um das Opfer zu zermalmen . . . . Der Schlag eines Finken, ein einziges hörbares Athemholen der Natur genügt uns aus dem Traume zu ziehen, und im Augenblicke ist auch die Vision verweht! Der Himmel ist blau wie vorher, die Felsen drohen heute wie seit Jahrhunderten, der Bach tritt nicht über seine Schranken, und der gigantische Steinpark leitet den Reisenden ungefährdet an den Plansee.

Hier beengt lautlose Stille die Brust.

Wem sie draußen so wehgethan daß er die Menschen zu hassen wagt, der komme in dies La Trappe der Natur wo nur ein Fels dem andern zu Nacht im Lawinendonner sein „Memento mori!“ zuruft und er

wird mit neuem Glauben und neuem Vertrauen in die Welt treten, weil er hier zuerst empfunden was Einsamkeit sei. Nicht jene beruhigende, balsamhafte Einsamkeit in die man ein volles Herz hinausträgt und Wald, Blume und Strom zu Genossen seines Leides wie seiner Freude macht. Nicht jene Einsamkeit in der man sich der Natur voll und rückhaltslos an die Brust wirft und nicht bemerkt daß die Eiche weiter grünt und flüstert, die Blume nur mit der Sonne ihr Haubt senkt, und theilnahmslos eine Welle nach der andern verrauscht. Nein, hier ergreift ihn jenes quälende Bewußtsein des Vereinsamtseins das ihm einen Angstschrei der Hilflosigkeit und des Entsetzens auspreßt.

Die Berge sehn im Dämmerlichte wie alte verwitterte Hünengräber aus, und die Nebelfetzen um sie herum gleichen Gespenstern.

Durch diese, mehr als bizarre Gallerie zieht sich der Weg an einer kleinen Kapelle vorbei nach den Stuibenfällen. Der spannkräftige Bursche setzt aus der engen Kinderstube keck und mutig in's Leben hinein, drückt den starren, kalten Examinatoren, die ihm ihre gefühllosen Marmorscheitel entgegen stemmen, spöttisch eine zottige Allongenperrücke auf's Haubt, reißt ein paar Blumen vom Gestade, über ihm funkelt, wie ein schöner Jugendtraum, die Iris, — und so donnert er hinab. Der Traum zerstiebt, und Du wirst zahm

werden; die Gedanken die Du jetzt stolz und trotzig in die Welt hinaus rufst, Du wirst sie nur in Dich hinein zu murmeln wagen! — Ich sah ihn unten mit dem Lech verfließen.

Wie durch einen Zauberschlag ändert sich nun plötzlich die ganze Szenerie. Es giebt eine Poesie der Oede, der Lautlosigkeit, alle Blätter vom Eibsee bis hierher reden ihre Sprache; jetzt traf mich die Poesie des Lebens und ihre Stralen wirkten nach so langer Entbehrung doppelt wohlthuend, doppelt warm.

Ich trat aus den mächtigen Buchen, den grottesken Felsgruppen heraus, und vor mir lag eine Landschaft, so anmutig und lieblich daß der Kontrast mich wirklich aus dem Tartarus in die Haine der Seligen versetzte.

Wiesen, bebaute Felder, Flecken mit spitzen grünen Thürmen, der Lech, blitzend wie ein kühner Effektstrich, am andern Ufer ein Kloster mit langer weißer Front, im Vordergrunde Heerden und regsame Menschen. Als Hintergrund und Rahmen zugleich dient der Turnelli mit seinen unendlich weich gezogenen Konturen, so daß man ein Bild, ein vollkommen abgeschlossenes, angemessen begrenztes Bild vor sich hat. Wer irgend gereist ist, wird den Wert eines solchen natürlichen Rahmens zu schätzen im Stande sein, denn er weiß wie schwer es oft hält ihn ohne Licenz zu finden. Weil man sich diese Freiheit aber immer, entweder schon in der Zeichnung oder schlimmstenfalls durch die Goldleisten nimmt mag dieser Umstand als Lösung

des Rätsels gelten: weßhalb Gegenden, die uns in der Wirklichkeit keinen Augenblick fesseln, gemalt haüfig sehr anziehend werden können. Das durch die Kunst fixirte, veredelte Bild der Natur ist es nicht allein, sondern der Zwang der unsre Aufmerksamkeit koncentrirt und unsre Blicke nicht nebenher abschweifen läßt.

Unten in Reitti kommen uns freundlich natürliche Leute entgegen, die Haüser sind reinlich, Alles scheint ein Sonntagsgewand zu tragen. Wenigstens mir schien es so, mir der offnen Herzens und freudig zu ihnen trat. Auch gefiel mir's so wohl, daß ich meinen ursprünglichen Plan aufgab, den Reitsteg verließ und nun statt über Hohenschwangau und Füssen an das schöne Schwabenmeer zu ziehn, tiefer in's Tyrol drang.

Hier gab's wieder Burgen. Ich liebe diese Denkmäler vergangner Zeiten, ich liebe sie als — Ruinen. Hier gab's Burgen. Nicht wie in der Schweiz, versteckt und hingeduckt gleich kleinen Vögeln die fürchten daß der Lawinengeier mit seinen weißen Schwingen auf sie hinabstoße; nicht wie in den Vogesen gleich mexikanischen Götzenbilden hohlaügig aus den Felsnischen herabschielend: sondern frei und sonnig als Kronen auf die Scheitel der Höhen gedrückt.

Ich hatte vor Jahren die meisten dieser verwitterten Reste alter Thatkraft besucht, um so mehr überraschte mich die Veränderung die mit einem damals sehr verfallenen Werke vorgegangen.

Zwei Zungen, in mäßiger Entfernung vom Gebirgsstocke auslaufend, umschließen einen weiten, reizenden Grund und einen dritten, kürzeren, kegelförmig nach drei Seiten abfallenden Vorsprung. Die Trümmer zwischen den Baümen die den letzten bekleideten waren verschwunden, statt ihrer streckten sich Thürme in die Luft, und von dem höchsten wehte eine Flagge. Sonderbare Idee, dacht' ich, sich hier zu isoliren! Und doch war dies verborgne Plätzchen so schön gewählt daß nicht gerade Lebensüberdruß oder spleenhafte Laune den Ort gefunden haben mußten.

Dicht an den Berg geschmiegt, von einem verfallenen „Lug in's Land" überwacht, lag in dem einzigen Passe, der zu dieser natürlichen Vestung führt, ein schmuckes Dorf dessen blanke Haüserreihen durch einen Bach der von den Bergen fällt getrennt werden. „Grüß Di' Gott!" klang mir's aus dem Wirtshause entgegen, und die Neugier, zu erfahren wer dort oben seine Klause aufgeschlagen trieb mich noch rascher der Einladung zu folgen als meine Ermüdung forderte. — Aber da frage Einer. Die Leute sahen mir, über meine grobe Unwissenheit offenbar sehr erstaunt, kopfschüttelnd in's Gesicht und sagten: „Ei, der Herr Graf!" Als gäbe es nicht Hunderttausende die eine neunzinkige Krone über ihr Wappen prägen. Der vorige Besitzer der Herrschaft hieß „der alte Herr Graf," und der jetzige „der Herr Graf" schlechtweg, — dabei blieb's.

Während die „gſirre“ Wirtin mir den roſa Wein und das durch Anis und Koriander für mich ungenießbar gemachte Brot auftrug, erzählte ſie freilich mancherlei von einem ſchönen Schloßfraülein das ſich, ohne es doch nötig zu haben, in den Bergen müde klettere, dann im erſten beſten Haüschen Milch zur Erfriſchung nehme, ſich mit den Kindern „gemein“ mache, wol auch eins dieſer kleinen Aeffchen mit hinauf führe und wie eine Puppe geputzt wieder ſchicke. Ebenſo erfuhr ich daß ſeit kurzer Zeit auch der junge Herr da ſei und noch ein Anderer, — vielleicht Einer von meinem Metier, — wie ſie mit einem ſchlauen Blicke auf die Skizze hinzuſetzte, an der ich eben noch einige Striche nachtrug. Kurz, ich wußte bald eine Menge von Dingen, ſelbſt aus Stall und Schloßkeller, aber die Namen nannte Niemand.

Die Sonne war noch nicht hinab. Ich wollte ſie ſinken ſehn und ging im Vertrauen auf die Liberalität des „Herren Grafen“ oder die Fürſprache meines präſumtiven Handwerksgenoſſen den breiten Kiesweg entlang der zu der reſtaurirten Burg führte.

Der Abhang war mit Wald bedeckt. Man hatte Gänge ausgehauen und zwiſchen die alten Baüme allerhand buntblühendes Gehölz, Cytiſus, Flieder, Viburnum, Akazien und Jasmin gepflanzt; auch der Judasbaum war an maſkirten Stellen recht gut angegangen und zeigte ſeine Zweige mit violetten Blüten bedeckt. Dort

und da gab die ausgedehnte Lichtung über gutgehaltnen Rasen und zierliche Blumenkörbchen weg eine herrliche Durchsicht. Der Blick streifte nach den fernen Bergen hinüber deren Spitzen eben leise glühten oder senkte sich nicht weniger gern auf den Wiesenplan mit seinem blinkenden Bache und auf das Dorf das nun schon im Schatten lag . . . .

Die Burg selbst stammte offenbar nicht aus der frühesten Zeit. Sie war keines jener engen Raubnester deren ganzer Raum noch heute den dumpfen, feuchten Eindruck eines Verließes macht, — eine Bauart, die freilich durch die ewigen Fehden und die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Streiter notwendig war. — Sie bildete ein großes, winkliges Vieleck, von einem weiten Hofe umspannt, auf der Bergseite durch einen breiten Graben und rings durch eine Brustwehr mit zinnengekrönten Thürmchen beschützt. Der Graben war geraümt, statt der Zugbrücke lag ein breiter Bogen darüber dessen Rand ein Geländer von Gußeisen zierte. Im Erdgeschosse waren die Fenster unregelmäßig vertheilt, hoch und niedrig, auch wol gebrochen um einem Schnörkel oder einem Pilaster mit sonderbarem Thierknaufe Raum zu geben; die zweite Etage zeigte dagegen in der Front eine prächtige Reihe von Spitzbogenfenstern, von denen einige mit sauber gearbeiteten Erkern aus rotgrauem Marmor geschlossen waren. Das Portal schien neu, aber es war im Geiste des alten Mauer-

werks aufgeführt, und nur der überaus gefällige Balkon auf der Abendseite war wie ein Akkord aus einer zwar verwandten aber doch anderen Tonart in die Harmonie des Totalbildes gekommen. Ich konnte im mehr und mehr sinkenden Lichte seinen eigentlichen Charakter nicht ergründen. Eine Kapelle lag etwas seitwerts vom Haubtbau ab, und ein Gang mit den schönsten Ogiven stellte die Verbindung her.

Man mußte bei den Arbeiten mit besonderer Rücksicht für den prächtigen Efeu vorgeschritten sein, der, zu Baümen geworden, üppig wuchernd die grauen Quadern bedeckte. Nur die Spitzen hatten durch die Gerüste gelitten, und die Zeit half schon wieder nach. — Ich mag diesen Teppich so gern an alten Zwingburgen. Es kommt mir immer vor wie eine Verkörperung der Hoffnungstraüme die den Gefangnen tief unten im Verließe das Leben fristeten. Sie ranken sich empor und schlagen jetzt zur Rache ihre Wurzeln in die Fugen der Steine um an dem Werke des Zerstörens theil zu haben. Ohnmächtig Sehnen! Unbewußt werden die Stämme den Mauern zu neuer Stütze.

Ich dachte mich in die Zeit zurück wo all das Leben das mit dem Sturze des Feudalwesens in's Grab gesunken, den Schauplatz bevölkerte. Könnte die greise Buche vor der Brücke reden, oder vermöchte ich's die in ihren Stamm gerunzelten Hieroglyfen zu entziffern, welche lehrreich grausige Geschichten würde sie

mir vielleicht vertrauen! Hunderte von Wappnern harrten auf den Wink des Gebieters, die Meute klaffte, Ritter und Frauen, wie sie uns Wouvermanns aufbewahrt hat, zogen, den Falken mit Kappe und Schelle auf der Faust, heiter und scherzend zum lustigen Waidwerk. Galt's einen Straus, so rasselte die Zugbrücke wieder in die Höhe, die Hörner hatten andre Weisen, und von den Zinnen wehten noch lange Zeit Tücher, von weißen Händen geschwungen, den Scheidenden nach . . . . Das ist es eben was dem aufgefrischten Mittelalter, den wiedererstandenen Burgen fehlt: dies Treiben, dieser Pomp, diese Masse von Dienern, buntbekleidet und glänzend bewaffnet. Das ist es was den Ausbau des Domes zu einer verschwenderischen Thorheit macht, — woher wird man die Beter nehmen, ihn zu füllen? Das Herz dafür fehlt, drum sind Restaurationen alter Gebaüde die anachronistisch geworden sind, wol der Begeisterung eines Architekten wert, sonst aber schal wie jede Parodie. Die Donquixotiade erzeugt sich selbst ihren Sancho Pansa, der Jedem sichtbar der seine Augen brauchen will, und Jedem verständlich der Verstand hat, aus der großen Leere grinst und mit aller Bonhommie vernichtende Witze sprudelt. —

Wie um meinen Ideengang Lügen zu strafen, bog eine Gesellschaft zu Pferde . . . . .

Es ist vorüber! — Nur eine Spanne Zeit liegt

zwischen damals und jetzt, und doch ist das Bild entzwei, seine Farben verblichen, seine Atome verstreut.

Der Leser der die Fabel und nur die Fabel will wird unzufrieden mit den Seiten sein die er eben überflogen. Er thut vielleicht am besten, das Buch ganz fortzulegen. Rechtfertigen werde ich mich ihm gegenüber nicht. — Ich wollte die Bühne zeichnen, auf der die Fäden meiner Erzählung sich zuerst zum Gewebe verschlingen, — die Skizze ist weit geworden, die Erinnerung an traute Stunden hat mich fortgerissen. Orte an denen ich froh gewesen, behalten eine eigne Weihe für mich, und ich zaubre sie darum gern wieder aus den Nebeln der Vergangenheit hervor, erfreue mich an ihren Lichtern und ruhe in ihren Schatten .... Diese Blätter sind eine solche Fantasmagorie, mehr vielleicht für mich als für Andere gemalt.

Ich mag nicht versprechen, daß ich diesen „Fehler" vorkommenden Falls vermeiden werde, denn ich würde mein Wort brechen müssen oder die Feder fortlegen. Folge mir also nur, wer Lust und Vertrauen hat, — der Vorhang rollt auf!

Der Haldenfels.

„Ueberlassen wir das lahme Pferd der Obhut des Dorfcyklopen," sagte Felix Halden seinem Begleiter. „Der Wagen mag durch das Dreigespann hinaufgeschafft werden, wir aber erreichen auf dem Fußpfade eher und bequemer den Burgbann meines gestrengen Onkels."

„Gern," entgegnete Stein. „Wir haben bei dieser Gelegenheit freiere Aussicht."

So schritten sie auf der Schneckenlinie den Haldenfels hinan.

Felix war groß, ungemein schlank und elastisch gebaut, sein Gesicht zeigte eine fast frauenhafte aber eigentümlich unstete Schönheit. Sein langes schlichtes Haar trug er weit aus der Stirn gestrichen, warf es aber durch die heftigen, fast zuckenden Bewegungen mit denen er jede lebhaftere Redewendung begleitete immer wieder nach vorn. Es war als ließe sich an ihm nichts fixiren, — auch sein sinniges Auge hatte weder Ernst noch Festigkeit und sein Blick war fieberhaft rasch. Aus seinen Zügen sprach thätiger Geist,

nur jene Macht welche immer wie eine leise Fessel die Lippen umlagert und dem Kopfe allein den Ausdruck der Ruhe zu geben vermag, den Willen, schien die Natur bei seiner Bildung vergessen zu haben.

Stein war hierin sein vollendeter Gegensatz, darum trat dieser Mangel noch greller hervor. Machte Jener den Eindruck einer gährenden, ringenden Persönlichkeit, so erschien dieser gelaütert und abgeschlossen. Er war nicht so schön und nicht so frisch, er war kleiner, aber bedeutender. Stein war ein Mann; Halden, so gering auch der Unterschied an Jahren sein mochte, ein Jüngling. Jener war fern von aller Excentricität, fern von dem fliegenden Wechsel, der den Beobachter an diesem beunruhigen mußte. Das nil admirari, das deutlich auf seiner weißen, hochgewölbten Stirn lag, hatte nichts von der abgeschmackten, would be noblen Blasirtheit die uns so oft widerlich entgegentritt. Nicht die Wärme der Empfindung, sondern der lyrisch überschwengliche Rausch mit seiner ungestüm vordringenden Pracht lag hinter ihm und hatte der Ruhe Platz gemacht. Diese bedächtig stolze Ruhe sprach sich oft in einem Blicke aus, den ich absolutistisch nennen würde, wenn das Wort nicht so verrufen wäre. Eine unwillkürlich auffallende Erscheinung war er aber jedenfalls.

„Wir tragen eine Fee Morgana in uns," sagte Halden, „die oft Fernes, Niegesehenes hervorzaubert. Ich wollte wetten daß sie eben jetzt in Ihnen thätig

ist. Sollten sie nicht in raschen Zügen das Bild meines Onkels zu entwerfen versuchen? Ist es so, dann gönnen Sie mir die Freude ein Urteil über Ihre Skizze zu geben."

„In der That," entgegnete Stein, „ließ ich meine Fantasie walten und wundere mich über dies Spiel, denn sonderbar ist es doch gleichsam aus uns heraus einen Menschen konstruiren zu wollen der schon seit funfzig Jahren da ist."

„Wenn auch. Sie haben gewiß gefunden daß eine Art Instinkt uns selten wesentlich irren läßt. Es ist eine Spekulation, wie die erste beste philosophische die, noch dazu von einem willkürlichen Principe ausgehend, die Welt und all den alten Plunder aus abstrakten Ideen zusammenleimt ohne sich im mindesten darum zu kümmern daß diese Sachen schon seit Jahrtausenden dasind."

„Ich wenigstens kann freilich nicht Allzuverkehrtes aussinnen, da Sie mir den hohen Greis mit dem gebleichten Patriarchenbarte zu oft und zu genau geschildert. Fügen Sie zu der ansehnlichen Körperlänge eine Nase die der Ihren ähnelt und ein paar große graue Augen in denen Stolz und Gutmütigkeit kämpfen, so daß sich daraus eine Art feiner, vornehm abseits blickender Herablassung amalgamirt, so dürfte der Federzeichnung des äußeren Menschen kaum ein merklicher Zug fehlen. Auch für seinen Charakter finde ich in Ihren Erzählungen

ja in Ihnen selbst manchen Halt. Die Wahl des Wohnsitzes endlich zeigt mir einen neuen Weg in sein Inneres. Er mag ein Rest sein aus der alten guten Zeit der Barone, ein Mann der genau weiß wie weit er jedem Gaste entgegen gehn darf ohne sich und seiner Würde etwas zu vergeben. Die Leute draußen und ihr stürmisches Wollen behagen ihm nicht, drum zog er sich zurück und landete endlich auf diesem Ararat wo er, wie Noah seine Thiere, von allen Prärogativen und Vorurteilen ein Pärchen ausschiffte und sie vor dem Untergange in der neuen Sündflut rettete. An Schrollen wird es nicht fehlen, und da er jedes bürgerliche Kind der Zeit das auf einige Intelligenz Anspruch macht gewiß für einen geborenen Gegner hält, so werde ich — wenn anders er mich solcher Ehre würdigt — manche Lanze mit ihm brechen müssen."

„Im Ganzen nicht so übel, wenn auch sicher voreilig scharf. Sie wissen nämlich nichts von dem Grundzuge seines Charakters, von der Milde die bei ihm nicht bloß das gewöhnliche Aggregat des Alters ist. Er bricht nie den Stab über eine subjektive Ansicht und gestattet immer offne Besprechung; daß er sich von der eignen, vorgefaßten Meinung nicht abbringen läßt, ist bei so altem Herrn nicht wunderbar. Glaubt er wirklich ein Anathem gegen gewisse Grundsätze schleudern zu müssen, so dehnt er es nie auf die Personen aus, die zufällig die Träger derselben sind. Menschen können

sich ändern, — bessern, wie er sagt. Zeugniß für meine Behaubtung gibt die Richtung, die ich eingeschlagen habe und der er nie disciplinarische Schranken entgegen zu setzen suchte. Glauben Sie nur, er ist ein prächtiger, großartig edler Mann, dieser alte Onkel, ein Mensch den Sie trotz Orthodoxie, Heraldik und Feudalismus lieben werden. — Meine Mutter wählte statt seiner den jüngeren Bruder, ich verlor beide Aeltern kurz nach meiner Geburt: sie ließen mich dem der Beide am innigsten geliebt, und von da ab war ich der Zweck seines ganzen Lebens. Ich hab' es nicht erfahren, wie Väter gegen ihre Söhne handeln, — besser und sorglicher als Onkel Karl kann es aber keiner."

Auf Steins Gesicht zuckte momentan ein peinliches Schlaglicht. Nach einer Pause sagte er: „Ich will übrigens Ihre Fantasie auch auf die Probe stellen. Wie denken Sie sich ihre Kousine? Ich lernte sie in Zürich kennen; wahren Sie Ihr Herz, sie ist sehr liebenswürdig."

„O, was das anbelangt, so hab' ich dreifach Erz um die Brust und bin überhaubt nicht so leicht entzündbar als ein Künstler! Nur berührt mich ihre jetzige Anwesenheit bei meinem Onkel unangenehm. Er hat mit uns Unausführbares vor, und daß sie so bereitwillig darauf eingeht zeigt sie nicht im günstigsten Lichte. Ich werde ihr das fühlbar machen."

„Pläne mit Gräfin Wentheim? Fürchten Sie nichts und zweifeln Sie vor Allem an ihrer Bereitwilligkeit. Ich bin überzeugt daß sie nichts davon ahnt und nie einen Vorschlag ohne Weiteres annimmt.“

„Also ist sie eigensinnig?“

„Sagen Sie lieber: sie denkt selbst und hat Willen.“ — —

Die Wandrer hatten das Plateau erreicht und traten in die Halle. Zimmer waren bereit und die Diener eilten, die Ankömmlinge vom Reisestaube zu befreien. Stein erwartete um Kleider zu wechseln den langsam nachkommenden Wagen, Felix ging den Burgherrn zu begrüßen.

Steins Zeichnung ließ in der That nichts zu wünschen übrig.

Der alte Graf war eine stattliche, patriarchalisch würdevolle Figur, deren gemessenes, exklusives Erscheinen vollkommen zu dem ehrwürdigen Hintergrunde paßte.

Es gibt Orte, für die nur gewisse Persönlichkeiten geschaffen sind. Ein berliner Lion in einer eisumstarrten Alpenkluft wird zur Karrikatur, und eine kleine schwächliche Gestalt, ein ausdrucksloses Gesicht würde hier, auch in dem nur aufgefrischten Mittelalter, einem Spottgedichte gleich gekommen sein. Die gigantischen Mauern wollen starke, gewaltige Männer zu Bewohnern,

Männer die den Gedanken, sie aufzuthürmen, fassen konnten.

Die Vorliebe des Besitzers für die vergangne Zeit sprach sich wie im ganzen Baue, auch in der Einrichtung des geraümigen Saales aus in dem er den Neffen empfing. Mächtige Thüren von dunkelgebeiztem Eichenholze gewährten den Eintritt. Mit Gold gepreßte Ledertapeten in die alte Jagdbilder von geringem Umfange eingesetzt waren, deckten die Wände an denen unten breite, geschnitzte Boisserien hinliefen. Eine staffirte Arabeske trennte und begrenzte den Plafond. Dieser zeigte in ziemlich einfachem Stuck auf mattgrünem Grunde das Wappen des Grafen, umgeben von einer allegorischen Gruppe. Hohe Armstühle mit schwerem Damaste überzogen standen in den tiefeingeschnittnen Fensterböschungen, und dort und da waren kleine Tischchen mit ausgezackten Marmorplatten vertheilt. Konsole von Bronze, in spitzgegittertem Geschmacke, trugen wunderlich geformte Spiegel und kleine zierliche Statuetten. Der Kamin war massig aber doch gefällig aus grauem, schwarzgeadertem Marmor aufgebaut, an seinem oberen Rande zog sich eine feindurchbrochne Guirlande von Alabaster hin, als Schlußstein wieder das Wappen der Halden tragend. Das schöne, reinlich glänzende Täfelwerk des Fußbodens gab dem Ganzen einen würdigen Halt. -- Die Einrichtung war einfach, schwerfällig aber in ihrer Einfachheit vornehm.

Graf Halden kam dem Neffen mit der Herzlichkeit eines Vaters der ein langentbehrtes Kind umarmt entgegen. „Jetzt entgehst Du mir nicht so bald wieder," sagte er nach den ersten Fragen. „Das eigne Haus und der ernste, feste Wirkungskreis vollendet erst die Bildung und macht den Mann. Endlich sollst Du am eignen Herde streben und meine Hoffnungen für Deine Zukunft Wahrheit werden lassen. Und damit Dir die Erfüllung meines Wunsches nicht zu schwer werde, hab' ich für eine Fessel gesorgt, von der Du Dich gar zu gern wirst halten lassen."

Dabei lächelte er so vergnügt daß es Felix unmöglich war, seine Freude zu stören; — und doch wollte er ihn nicht verstehn.

„Mein guter Onkel glaubt doch nicht daß es eines andern Mittels bedarf mich an ihn zu ketten als seine Liebe?"

„Gewiß glaube ich das. In Deinem Alter will man mehr um zufrieden und glücklich zu sein als die Liebe eines alten Onkels. Ich weiß das! Marie scheint mir indeß Alles zu besitzen, was zur Ergänzung des Fehlenden nötig ist."

Felix unterbrach diese Lobsprüche durch die Ankündigung seines Gastes den er gebeten, sein Schloß in Schlesien mit Freskobildern zu schmücken.

„Ist er wirklich schon hier?" sagte der Burgherr. „Ich möchte Dir deßhalb fast zürnen und würde es

sicher, wenn die Freude über Deine Ankunft mich nicht vorlaüfig beschwichtigte. Aergerlich wenigstens war ich als Du mir von Deiner Absicht schriebst diesen Herrn Stein mitzubringen. Was soll er bei uns? Ich habe nichts für ihn zu thun. Du hättest ihn ja gleich nach Schlesien schicken können, so daß er in Deiner Abwesenheit Alles fertig gemacht hätte."

„Ich dachte," sagte Felix verletzt, „daß meines Onkels Haus auch meinen Freunden offen stände."

„Deinen Freunden! Das ist etwas Andres. Ich wußte nur nicht, daß sich Felix Halden seine Freunde unter Malern suche die doch jetzt wenig mehr als Handwerker sind die für unser Geld arbeiten. Ich erinnere mich wol ähnlicher Marotten von Kaiser Max und Franz von Frankreich, ja sogar von Päpsten, damals war's aber auch noch etwas Maler zu sein, jetzt gibt's deren genug. Auch ist Herr Stein doch weder ein Dürer noch ein Primatrice, weder ein Rafael noch ein Michel Angelo."

„Und ich weder Kaiser noch Papst!" entgegnete Felix warm werdend. „Stein arbeitet überdies, wenn dieser Umstand die Sache in Deinen Augen anders erscheinen läßt, nicht um seinen Unterhalt zu erwerben. Er malt weil er muß, weil es seine Bestimmung ist. Er ist keiner jener Menschen, die zu Duzenden die Akademie verlassen ohne etwas mehr als eine mechanische Fertigkeit in Farbenmischung und Pinselführung mit-

zunehmen. Er ist ein hoch gebildeter Mann dessen Charakter und Kenntnisse ihm die allgemeine Achtung erworben haben. Ich bitte also daß Du ihn auf mein Wort als Freund empfängst, bis Du selbst die Ueberzeugung gewonnen hast daß er einer solchen Auszeichnung wert ist.“

„Gut, ich will es thun um Dich zu beruhigen. Glaube mir aber diese Künstler sind doch alles leichtes Volk das gern übermütig wird und alle Schranken unbeachtet läßt. Man darf nicht versaümen ihnen mitunter die Zügel fühlbar werden zu lassen.“

„Eine Kränkung Steins trifft mich mit, denn er ist und bleibt mein Freund. Du kannst versichert sein daß er überall Zutritt hat und in den besten Haüsern mit der größten Zuvorkommenheit behandelt wird.“

Der Gegenstand dieser lebhaften Debatte unterbrach sie durch seinen Eintritt, und die selbstbewußte, zuversichtliche Weise mit der er sich näherte bestimmte den alten Grafen mehr als die Gründe seines Neffen, die er traurige Verschrobenheiten der Zeit nannte, ihn freundlicher zu empfangen als das vorhergegangene Gespräch verheißen hatte. — Niemand ist scheuer eine neue Bekanntschaft zu machen als das Alter. Tausend Schwierigkeiten werden nach allen Richtungen erlaütert und abgewogen, die sonderbarsten Hypothesen über die möglichen Eigentümlichkeiten des fremden Charakters aufgestellt, — und ist der erste Schritt gethan, ist die Sache einmal fait accompli, so ist die

Erweiterung ihres Kreises gerade den Alten am behaglichsten. Die Jugend traümt rosenfarb, sie wünscht ihre Gebilde fertig und prächtig in der Wirklichkeit vor sich zu sehn; die Fantasie des Alters ist schwer und finster, sie ist an Taüschung gewöhnt, sie traümt immer in den dunkelsten Farbentönen, drum haben gerade die Enttaüschungen für alte Leute so viel Reiz. Sie sehen überdies wieder Jemand um sich, dem ihre alten Geschichten, ihre Erlebnisse neu und interessant sind. Wer sich von einem alten Herrn erzählen läßt, hat seine Gunst vorweg.

„Der Freund eines Halden,“ sagte der Graf, „ist mir immer willkommen, und mein Haus das seine.“

Stein las in Felix' Zügen, daß ihn etwas beunruhige. Er wußte daher um ihm Zeit zu geben den Burgherrn in eine lange Auseinandersetzung jener Mittel zu verwickeln die es ihm möglich gemacht das Schloß in seinem alten Glanze wiedererstehn zu lassen. Der Stoff interessirte Beide, Steins Wissen imponirte dem Grafen, und seine Vorurteile die des Malers sicheres Auftreten und seine Art sich zu haben schon milder gemacht hatten begannen zu schwinden.

Felix lehnte am Fenster und sah in's Thal hinab. Das Mädchen von dem der Onkel sprach, war ihm persönlich ganz unbekannt. Es war eine entfernte Verwandte, gleich ihm früh Waise geworden und unter dem Schutze des alten Grafen erzogen. Marie war

seit einiger Zeit hier, und schon aus den letzten Briefen glaubte der Neffe die Absicht erraten zu können die der Graf heute so unzweideutig ausgesprochen. — Felix war aber seit wenigen Wochen verlobt und sah darum der nunmehr unvermeidlichen Begegnung seiner „Kousine“ mit einem Gefühle unsäglichen Mißbehagens entgegen. Er nahm sich vor ihr zu mißfallen, so daß die Möglichkeit eines Verhältnisses sich von selbst löse, und der Onkel dann für sein eignes Vorhaben empfänglicher würde. Er selbst glaubte nicht in seinem Inneren gestört werden zu können.

Luftschlösser von Thoren gebaut! Als wenn sich jenes hastige Erfassen oder Abstoßen der Menschen, oder jenes leise, unbeachtende und unbeachtete Vorübergleiten voraus berechnen und ausdenken ließe. Viele freilich lernen sich in einander ein, verzweigen und durchdringen sich in der Zeit wechselweise wie dichtgepflanzte Baüme, so daß die verschlungnen Wipfel nichts mehr von den getrennten Wurzeln wissen. Das sind die Werkeltagsmenschen. In prägnanten Seelen ist Liebe und Haß instinktmäßig, primitiv, wären sie auch nicht gleich klar zum Bewußtsein gekommen. Das Bild trifft beim Daguerreotypiren die geäzte Platte, es zeichnet sich, es ist da, wenn auch die Dämpfe es erst zu scharfem und grellem Hervortreten beizen müssen. Der Wille hat wenig oder nichts damit gemein, es ist eine innere Notwendigkeit, ein unabwendbares Müssen das

seine Begründung in sich selbst findet. Dieser Fatalismus duldet weder auf der einen Seite Spaltung noch auf der andern Versöhnung; er bleibt sich gleich, er bleibt es auch trotz scheinbarer Ebbe und Flut.

Felix wurde aus seinem Sinnen durch die Ankunft der Gefürchteten aufgeschreckt.

Marie Wentheim mochte kaum neunzehn Jahre zählen. Sie war hochgewachsen und mädchenhaft schlank; aber ihre Formen hatten bei aller Zartheit jene elastische Fülle und Rundung, jene jugendkräftige Frische, die wir an den Skulpturen der Alten bewundern. Sie war keine ätherzarte Elfe, — sie war eben ein Mädchen. Ihr Teint hatte eine leicht bronzirte Tinte die sonst nur dem Süden eigen; der kleine zierliche Kopf mit dem auffallend schönen Profile überragte eine vollendete Büste. Ihre Nase war fein und leicht gebogen, der Mund sanft gefärbt und edel geschnitten, die dunklen Augen groß und geistvoll. Besonders markirt wurde ihr Gesicht durch die fast schwarzen Brauen die, mit dem lichtbraunen Haare angenehm kontrastirend, sich in einem schmalen Streifen über der Nasenwurzel vereinigten. Diese Eigentümlichkeit gab dem Blicke jedoch nicht, wie das sonst bei solcher Bildung gewöhnlich, einen finstren, böwilligen Ausdruck. Es war ein neuer seltsamer Reiz der es vollends unmöglich machte ihre Erscheinung je wieder zu vergessen.

Sie bot unbefangen dem Kousin ihren Willkommen, und dieser, zugleich überrascht von der lieblich edlen Gestalt und bedrängt von seinen Vorsätzen, vermochte im Augenblicke kaum ihr zu danken.

„Siehe da, Herr Stein! Ein alter Bekannter in dieser Abgeschiedenheit,“ wandte sie sich nun an den Künstler. „Das ist ein seltnes Begegnen und schon darum ein liebes.“

Der alte Graf dem die Bestürzung seines Neffen nicht entgangen war hatte nicht Zeit die Herzlichkeit Mariens unpassend zu finden, vielleicht kaum sie zu bemerken. „Nun verbrennt der Flattergeist wol selbst seine Flügel,“ flüsterte er dem immer noch Starren zu.

„Sollten wir nie ohne uns zu kennen aneinander vorüber gegangen sein?“ fragte Felix. „Mir war bei Ihrem Anblicke, als tauche ein bekanntes Bild, eine liebe Erinnerung in mir auf.“

„Kaum,“ entgegnete Marie, indem sie die unwillkürliche Schmeichelei die in der Frage lag überhörte. „Nach Ihren Briefen aus der Fremde, die ich großentheils durch Onkel Karls Güte las, waren wir nie zugleich an einem Orte. Auch hätten die Fremdenlisten die ich immer emsig durchsuchte und die mir in der That mehrere Bekannte gebracht, uns zu einander führen müssen. Hohenhausens mit denen ich reiste sprachen so viel Gutes von Ihnen daß sie dann gewiß nach Ihnen geschickt hätten.“

Stein rief wirklich alte Bilder in ihr wach. Der blaue See von Zürich mit den Bergen die schämig glühend zum Bade hineinsteigen und über deren Rücken die fernen Gletscher neugierig herschauen; die netten, blanken Villen deren Lichter am Abend langgestreift in der Flut versinken; die Musik in den Gärten am Ufer die auf den Wellen stirbt; die Kähne mit Pechfackeln die gleich flammenaugigen Fantomen durch die Nacht hinüber und herüber fliegen: — all das zog seinen Zauberfaden durch ihr Gespräch. Geheime, unlösbare Bande verknüpfen uns dem Wesen das mit uns zugleich, durch den Tausch der Rede genähert, einen Blick in den offnen Busen der Natur gethan. Es ist eine zusammen empfangne Weihe, Jedem gehört der Andre mit in das Bild der hohen Feier. Der poetische Rausch der uns in diesen Augenblicken mit seiner ganzen lodernden Pracht umflattert und umstürmt, gräbt sich unendlich fest in die Seele. Ein gewisses lyrisches Zittern schmückt noch lange die Erinnerung an solche Szenen, weil sie das Andenken eines Gebetes, eines Aufgehens des kleinen Ich-Akkordes in der großen Naturharmonie auffrischt.

Felix war der Fremde. Er fühlte es, und es that ihm weh ohne daß er einen Grund dafür wußte. Vielleicht weil ihm die Erfüllung seiner Pläne so leicht gemacht wurde.

Marie behandelte ihn freundlich, aber sie zeichnete Stein aus.

Er setzte sich zu seinem Onkel der die Ursache der unverkennbaren Mißstimmung, falsch oder richtig, in Marien suchte und mit diesem Reizmittel zufrieden war. Geschäftssachen, die Verwaltung der schlesischen Güter betreffend die bisher gänzlich in der Hand des alten Grafen geblieben war, gaben ihnen reichen Stoff. Stein war heiter, sprach viel und beobachtete dabei Felix.

Der Burgherr forderte die Gesellschaft auf ihn auf seinem gewöhnlichen Abendritte zu begleiten. Der Neffe ging mit Vorliebe auf den Vorschlag ein und eilte die Pferde zu bestellen. Möglich, daß er einen schadenfrohen Nebenzweck hatte; denn Stein war ein unsichrer Reiter, Felix dagegen von Wenigen übertroffen. Marie ritt selbst gern gewagt, der Onkel hatte dieser Liebhaberei Erwähnung gethan, und Felix konnte deßhalb um so gewisser sein, daß sie vergleichen würde. Auch wußte er daß eine Dame viel eher einen andern Fehler, als eine derartige Schwäche übersieht und ebenso wenig versaümt eine hervorragende Gewandtheit anzuerkennen und zu loben. Er konnte so hoffen die vertrauliche Stellung des Malers zu der Gräfin zu erschüttern, oder doch die Aufmerksamkeit der Dame zu zersplittern.

Hatte er diesen Plan, so gelang er ihm nur theilweise. Stein schloß sich dem alten Grafen an der ein ruhiges Pferd ritt das nicht aus seiner lang gewohnten

Gangart fiel; er konnte sich also keine Blöße geben. Marie galoppirte mit Felix voraus; nebenher sprang Beautie, Marien's weißes Windspiel, das sie fast nie verließ. Jedenfalls war aber so das Zusammensein und der dem Konsin unangenehme, warme Ideenaustausch unterbrochen.

Steins aufrichtige Lobsprüche über die geschmackvollen Anlagen um das Schloß herum näherten ihn dem Burgherrn immer mehr. Alte Herren sind stets eifersüchtig auf ihre Anordnungen, und jede ihnen gezollte Anerkennung wirkt im höchsten Grade vortheilhaft. Die Pracht des herrlichen Gebirgsabends glättete vollends alle Falten und als die Kavalkade heimkehrte, war es Stein viel mehr gelungen den Grafen für sich einzunehmen als dasselbe Manövre Felix, trotz seiner Reiterkünste, bei Marien geglückt zu sein schien. —

Nach Tische wünschte der Graf Musik zu hören und Marie ließ ihre Harfe bringen.

Sie sang eine alte Ballade mit sonorer, klangvoller Altstimme. Das Lied begann wild und schroff, die Uebergänge wechselten heftig und überraschend, die Zwischenspiele waren scharf harpeggirt. — der Sturm tobte und die Brandung donnerte. Dann zog wie ein Traumbild der Liebe leise ein Mollakkord über die Saiten. Die Dissonanzen lösten sich immer mehr, die Donner verdröhnten als mattes Echo in der Ferne,

und voll und melodisch schlugen endlich die Klänge in einander.

Marie lehnte ohne Affektation ihren Kopf an die Harfe; ihre glänzenden Haare fielen aus dem Knoten im Nacken leicht gewellt auf das lila Kleid hinab, ihr schöner Arm umschlang das Instrument, das Gesicht glühte und die Augenlider mit den prächtig langen Wimpern waren halbgesenkt.

Felix hatte weit vorgebogen dem Gesange gehorcht, plötzlich rief er so scharf betont, daß Alle erstaunt aufsahen: „Lorelei!“

Stein blickte ihn unwillig an, und er schwieg.

„Ei, Vetter, das ist keine Schmeichelei. Was hätte ich mit jener Rheinsirene gemein?“

„Nichts in der That, als etwa die Stellung,“ sagte Felix in höchster Verwirrung. „Und doch,“ setzte er fest hinzu, „fand ich jetzt den Grund für meine Frage ob wir uns nicht irgendwo früher gesehn. Ich erinnre mich nämlich eines Bildes das Ihnen auffallend glich und die Rheinsirene zum Vorwurf hatte.“

Felix blieb den ganzen Abend einsilbig und in peinlichster Spannung.

Als die beiden Herren in ihre Zimmer gingen fragte er: „Warum sagten Sie mir nicht, daß meine Kousine Ihnen zu Ihrer Lorelei gesessen?“

„Das that sie nicht.“

„Und doch ist jener Kopf ihr Porträt.“

„Ich wußte nichts davon. Wäre das Bild noch in meinem Besitze, so würd' ich es verbrennen, — es ist schlecht. Gute Nacht Halden!"

Am Morgen trat Felix in Steins Zimmer. Er glaubte ihn durch den halben Verrat eines Geheimnisses gekränkt zu haben und wollte den Freund nun durch Vertrauen wieder zufrieden stellen.

Spräche die Erfahrung nicht dafür, so müßte es uns befremden daß Menschen die selten oder nie das Bedürfniß fühlen ihr Herz durch Bekenntnisse irgend einer Art zu erleichtern am haüfigsten zu Vertrauten gewählt werden. Der einzige etwa haltbare Grund dafür ist daß der gewaltsam strebende, auf der Oberfläche schon sichtbare Egoismus der sich ja immer zu Erklärungen gedrängt findet seinen Gegensatz, den verschlossnen und nur dem Seelenkenner verständlichen, Resignation scheinenden, sucht. Denn Egoismus ist überall wo Leben nach Geltung ringt; und wo wäre das nicht der Fall? Der Bewegte schließt sich an den Ruhigen, der Wagende an den Besonnenen, weil er in dem was ihm fehlt eine Ergänzung zu finden, eine Stütze zu erfassen hofft.

„Ich muß Ihnen sagen warum ich meiner Kousine Marie so entschieden abgeneigt bin!" begann Felix.

Stein sah ihn bei dem Worte „Abneigung" scharf an, stellte eine Mappe die er eben ausgepackt hatte

bei Seite und setzte sich ohne etwas zu sagen neben ihn auf den Divan.

„Sie erinnern sich meines letzten Aufenthaltes in Heidelberg. Noch von meiner Studienzeit her war ich bei den meisten Familien eingeführt. Ich suchte sie wieder auf und lernte in einer derselben die Tochter eines würtembergischen Offiziers kennen. Ich schrieb Ihnen auch von ihr nach München aber nicht Alles. Ihr anspruchsloses, inniges Wesen zog mich mächtig an; auch sie behandelte mich mit großer Auszeichnung und jener Scheu die ein so schlechter Deckmantel warmer Gefühle ist. Sie ist hübsch, gut unterrichtet und hat ein reines unverdorbenes Gemüt, — was brauche ich mehr? Ich hänge weder an einem großen Namen noch an großen Reichtümern, mein Vermögen reicht aus. Bei einem Ausfluge in eine wunderliebliche Waldeinsamkeit jenseits des Kohlhofs, fand sich die Gelegenheit zu einer Erklärung wie von selbst. Klara war auch zu allerliebst in dem weißen Kleide mit dem dichten Efeukranze über den blonden Locken. Sie hätten sie gemalt, Stein, sie war reizend. Genug, ich sprach; sie gestand mir schüchtern daß sie vom ersten Sehen an ihr Geschick mit dem meinen engverkettet geglaubt, Alles wurde in Ordnung gebracht, und ich — war glücklich.“

„In welcher Beziehung steht denn aber dieser für Sie so angenehme Vorfall zu Gräfin Wentheim?“

„O, Marie ist ganz anders als Klara!“ sagte Felix und starrte vor sich hin. „Es wird einen schweren Kampf kosten, — einen schweren Kampf mit dem Onkel. Er wird mir zürnen, daß ich alle Schritte ohne ihn gethan. Endlich will er mich mit Marien verheiraten, — und wenn er auch einen Wortbruch weder fordern kann noch wird, so ängstigt mich doch die Nähe meiner Kousine. Der Onkel ist schonungslos wenn ihm ein Lieblingsplan durchkreuzt wird, er unterläßt sicher nicht mich durch Anspielungen aller Art zu quälen. Marie . . . . . .“

„Lassen Sie uns ruhig darüber reden. Ich habe Sie gestern im Auge behalten und glaube in dieser Sache klarer zu sehn als Sie selbst. Sie sind noch immer im Herzen jung, Sie schwärmen für Ideale. Aber die Ideale der Jugend haben die Eigentümlichkeit daß sie schmiegsam und gestaltungsreich sind. Eine Bedingung ist erfüllt und wir geben unbewußt alle andern auf. Der Traum bildet sich in den gefundnen Gegenstand hinein, er wird zuletzt eins mit ihm. So ging es auch Ihnen. Ihre Klara ist lieblich, anspruchslos, sie wird ein treues Weib, eine gute Mutter sein. Nun erblicken Sie hier eine exotische Blüte mit all der Farbenpracht, mit jenem seltnen Dufte, jenem geheimnißvollen Schmelze den die schlichte Aurikel nicht hat: — das alte Ideal taucht wieder auf, Sie sehen es hier am Ende auf ungeahnte Weise übertroffen und werden

ratlos. Es fällt Ihnen ein, daß es noch höhere Forderungen gibt als die — glücklicher Familienvater zu werden; daß man eine Frau wählen kann, nicht blos für das Herz, und daß die Vollendung nur dort ist, wo dem Herzen wie dem Geiste Genüge gethan wird. — Das ist weder außerordentlich, noch neu. Im Gegentheil, diese Betrachtung ist alltäglich."

„Aber Sie mißverstehn mich ganz und gar," sagte Halden ungeduldig. „An einen solchen Verrat habe ich gar nicht gedacht. Ich liebe Klara aufrichtig und wahr."

„Nun denn, wie können Sie da schwanken? Sie stehen unter keines Menschen absoluter Gewalt, und Ihres Onkels Macht kann nicht so weit reichen Ihren ernsten Willen zu beugen. Mit Recht wird er darüber zürnen daß Sie so wichtigen Schritt gewissermaßen heimlich gethan, aber seine große Liebe wird vergeben wenn er Sie glücklich sieht. Um den Sturm möglichst zu lindern, rufen Sie Ihren eignen Sturmgöttern ein quos ego! zu und setzen Sie dem Grafen dann die Sache leidenschaftslos auseinander. Ich kann Ihnen nur Klarheit und Ruhe empfehlen, Sie richten bei einem alten Manne am meisten durch präzisen Geschäftston aus dem jede Beimischung von Schwärmerei fehlt. — Was endlich das peinliche Gefühl betrifft das die Gegenwart Ihrer Kousine in Ihnen hervorruft,

so gibt es dagegen ein sehr einfaches Mittel: Reisen wir ab!" --

„Wie beneide ich Sie um diese kalte Ueberlegung, um die Entschlossenheit, mit welcher Sie Alles in seine Schranken zwingen."

„Wagen Sie zu wollen, ernstlich und entschieden zu wollen, dann werden Sie sehn daß es gar nicht so schwer ist das Rechte, durch die Umstände Gebotene, zu treffen."

„Begleiten Sie mich in den Park?"

„Nein! Kämpfen Sie sich erst ruhig."

Halden ging.

„Ich wußte es," murmelte ihm Stein nach, „er liebt sie schon und belügt sich selbst. Was soll aber dem ein Goldstück dem der blanke Kreuzer ebenso viel gilt!"

Es war ein Sonntagsmorgen. Drüben in der Kapelle las ein emeritirter Klosterbruder den der alte Graf zu sich genommen die Messe. Die ganze Familie war katholisch.

Stein hatte unten im Salon ein Bild bemerkt das ihm interessant schien. Er glaubte den Grafen und Marie in der Kapelle und hoffte es deßhalb ungestört betrachten zu können. Er ging rasch hinunter und trat in das Gemach.

Es war düster und schwer wie all die alten Zimmer mit den ellenstarken Mauern und den breitgesprengten

Bogen. Zudem verkürzten die dichtbelaubten Nußbaüme vor dem Fenster das Licht. So stand er schon vor dem Bilde als ihm ein Geraüsch verriet, daß er nicht allein sei.

Es war Marie.

„Verzeihung,“ sagte der Maler, „ich glaubte daß alle Hausgenossen dem Gottesdienste beiwohnen.“

„Ich betete hier,“ entgegnete Marie indem sie ihre Harfe an das Kaminsims lehnte. Es war ein feuchter, verklärter Glanz in ihren Augen, sie sprach die Wahrheit. Dennoch fragte Stein mit einem Seitenblicke auf die Harfe: „Sie beteten?“

„Ja,“ sagte sie ernst. „Die Worte, durch Haß entweiht, durch Flüche besudelt, mag ich nicht zu Trägern höchster Gefühle machen. Die Töne sind rein, sie gehören zu den wenigen Dingen denen keine Schmach anhaftet. Die Musik ist ein Nolimetangere, die Töne sind scheue Ephemeriden die mit dem Gedanken kommen und verschweben, die nie und nimmer von der Materie betastet und befleckt werden können. Und sprechen sie auch dem Ohre nur undeutlich, so versteht sie doch das Herz und schickt auf ihrer Leiter tausend heilige Traüme empor.“

„Wunderliche Schwärmerei die mit dem Scheine der Wahrheit spielt! Wenn ich Ihnen nun zeigte, daß die Welt der Töne ebenfalls schon vielfachen Fluch auf und nach sich gezogen, würden Sie mir dann überhaubt

die Unmöglichkeit dessen was man gewöhnlich Gebet nennt zugestehn?"

„Gewiß nicht. Ich würde Ihnen das Unzureichende des von mir gewählten Mittels zugeben müssen, im Uebrigen aber bliebe ich bei der Behaubtung daß Sie sich da in eine Sfäre wagen die Ihnen ganz und gar fremd ist. Ihre scharfen Definitionen werden im Reiche der Gefühle stumpf, und es ist ein Herzensdelirium das uns zum Gebete zwingt. Wer nie der Gefahr eines solchen ausgesetzt ist, wie kann der von seiner Unmöglichkeit für Andere reden?"

„Ich höre das aus Ihrem Munde weit lieber als die modernen, oft nur halbverstandnen Phrasen der Starkgeister deren Pflanzschulen die meisten Pensionate sind. Es wäre ein Vorschlag der gewiß nur im ersten Augenblicke paradox erscheint: alle Frauen katholisch, und alle Männer protestantisch im ganzen Sinne des Wortes sein zu lassen. Der Beweis für die Richtigkeit liegt in Ihren eignen Worten die auf Ihre Weise den Hang der Frauen zu mehr oder minder fantastischer Romantik aussprechen. Wer denkt, ist Protestant, denn jedes Denken ist ein Schaffen, und jedes Schaffen ist ein Protest gegen das Bestehende. Nun glaube ich daß dies destruktive Element beim Manne das Hervorstechende ist; der Katholizismus begünstigt dagegen die „Herzensdelirien" deren die Frauenseele fähiger,

und so wiese mein Plan jede Eigentümlichkeit auf ihren natürlichen Platz.“

„Sie können das nicht ernst meinen, die Theorie wäre sonst allzu grau. Von vornherein glaube ich Ihnen nicht auf Ihr Wort, daß das Denken nur zerstörend schaffen kann, wie es in Ihrer Schlußreihe scheint. Gesetzt aber auch es wäre der Fall, so bliebe der ganze Satz doch nur dann richtig, wenn der Mann blos dächte, die Frau blos fühlte. Wollen Sie nun meinem Geschlechte eine höhere Denkfähigkeit absprechen, so verletzt mich der Schluß, und für die vollkommne Gefühllosigkeit zu der Sie die Herren der Schöpfung verdammen, werden Sie auch wenig Dank ernten. Sie ziehen sich also Feinde von allen Seiten zu.“

„Ein Vorwurf lag wol in meinen Worten nicht, auch meinte ich bestimmtes Denken und bestimmtes Fühlen. Ich möchte nur daß Sie dem Manne alles Rauhe und Eckige, allen Kampf überließen. Ich wünschte, daß sich die Frauen ganz in die weiche Tiefe des Gemütes versenkten, eine Richtung, die mit dem Echtweiblichen in so schönem Einklang steht.“

„Da haben Sie die exclusive Männeraristokratie. Für sie keine Schranken, für uns die engsten; für sie den Himmel und die Erde, für uns womöglich nur Küche und Wäschkammer. Ein gewisser Hochmut liegt sicher unter der scheinbaren Sorgfalt versteckt die Sie mit so vieler Wärme empfehlen. Die Erziehung der

Männer gibt auch der Mittelmäßigkeit Gelegenheit den Mangel an Talent durch Wissen zu ersetzen oder doch zu bedecken; die geringsten Anlagen werden beachtet und ausgebildet; der Mann bekommt im Unterrichte etwas Ganzes von der Sohle bis zum Scheitel. Die Frau dagegen muß sich mit einer flachen Skizze begnügen; sie erfährt nicht den vollen Zusammenhang, sie wird nicht pragmatisch belehrt, — und daher kommt es daß sie auch sonst wenig von Gründen wissen will. Gründe sind ihr etwas Ungewohntes. Zum Glück hat sie den Ersatz für all dies Versaümte in sich selbst. Wäre es nicht so, dann gäbe es nichts Unerträglicheres als unsre Lage. Denken Sie nur wie widerwärtig uns oft zugemutet wird, einer bloßen Auswendiglerne- und Nachbete-Maschine eine unbestreitbare Ueberlegenheit zuzugestehn. Wenn wir diesen vernachlässigten Zustand trotzdem bei vollem Bewußtsein ertragen, so glauben Sie nur nicht daß die Diktatur der Männer den magischen Kreis um uns zieht den auch die Frauen in denen höheres Leben aufgegangen oft nicht zu überschreiten wagen. Es ist in uns etwas wogegen alles Denken und Berechnen nicht aufkommt. Wir sind dadurch den Männern überlegen wie Ursprünglichkeit Gewordnem, Gemachtem überlegen ist. Das ist der natürliche Takt, eine Art Instinkt, der weibliche Genius mit einem Worte der die Aufgabe erfaßt und ohne Grübelei die rechte Lösung zeigt. Es geht dies ganze

Weben und Wirken unbewußt in uns vor; die Zwischenglieder der Kette die der Mann schmiedet um Zusammenhang zu haben sind uns fremd, — wir brauchen sie auch nicht. Der Mann sinnt, die Frau weiß; — der Mann findet, die Frau nimmt, — aber der Mann muß handeln, und die Frau läßt geschehn. Wird dabei jene Divinationsgabe durch nichts getrübt, so haben Sie das Ideal einer Frau. Und nun spotten Sie!" —

„Sicher nicht. Mich überrascht aber daß Sie gegen Ihre eben ausgesprochene Theorie sich alle Zwischenglieder zum Bewußtsein gebracht und aufgezählt haben, so daß Sie auch mir dem ein solches Ahnungsvermögen abgeht immer verständlich geblieben sind. Sollten Sie dadurch nicht selbst das Unzureichende dieser gerühmten weiblichen Vorzüge stillschweigend anerkennen? Und wer bürgt uns dafür, daß der Genius in jeder Frau, und immer ungestört ist? Rätselhaft bleibt indeß Ihr — „System" doch, Sie sind zu jung um durch Empirie dazu gekommen zu sein."

„Wer weiß? Am Ende nicht so wie Sie meinen. Da haben Sie den Onkel dessen Ansicht über die Lage der Frauen auf einen Bibelspruch gegründet ist, dagegen aber Menschen und Bücher die ich kenne und die das Gegentheil behaubten. Jede Meinung wird mit Ueberzeugung verfochten, auf keiner Seite ist eine mir

genügende Auktorität; mußte ich mich da nicht auf meine eigne Forschung verlassen wenn ich eine gewisse Klarheit haben wollte? Zudem hat mein steter Umgang mit Männern und die von der gewöhnlichen Mädchenerziehung abweichende Heranbildung meiner selbst mich in einen andern Ideenkreis gezogen: ich suchte Gründe, wenn, — wie Sie sagen, — der Instinkt nicht zureichte. Gerade Sie tragen vielleicht mehr Schuld an meinem Abfalle von dem Ideale als Sie glauben! — Ich lerne gern, und die Männer lehren noch viel lieber, — wenn sie auch den Lehrling nie für reif erklären wollen. Dieser Lernbegierde wegen zog und ziehe ich aber Herrengesellschaft der von Frauen vor, und so mag der Talisman viel von seiner ursprünglichen Kraft verloren haben. Der Zauber weicht mit dem unbedingten Glauben an ihn.“ —

Sie sprach diese Worte erregt und mit so liebenswürdiger Scheu, daß man die leise Selbstanklage die sie hineinlegen wollte augenblicklich herausfühlte, und der Reiz der Mädchenhaftigkeit den ihr der Ernst vorher geraubt sie wieder mit all seinem zarten Schimmer umfloß.

„Sie wollen lernen, Gräfin,“ sagte Stein nach einer Pause, „und Sie lehren selbst. Ich muß gestehn daß die Aufschlüsse über inneres weibliches Leben, selbst wo ihre Schilderung mir zu getragen scheint, von hohem Interesse für mich waren. Sie lehren in der

That und seit Sie gar in der Frauenseele ein unfehlbares Orakel finden wollen werde ich mir die Freiheit nehmen Sie sehr oft mit Fragen zu bedrängen. — Um gleich den Anfang zu machen, möcht' ich wol als Pendant zu Ihrer Frau das Ideal eines Mannes schildern hören. Natürlich vorausgesetzt daß eine solche Bitte nicht zu indiskret ist."

„Das ist allerdings sehr indiskret", sagte Marie mutwillig, „zumal da wir in Bezug auf die Männer zwei ganz verschiedene Maße haben. Ich müßte Sie erst in diese Mysterien einweihen ehe ich Ihnen weitere Aufschlüsse geben könnte."

„Mysterien? Zwei Maße? Das ist mir ebenfalls neu, um so mehr dringe ich darauf meine Kenntnisse erweitert zu sehn."

„Gut denn, ich will Ihnen nachgeben. Zuerst der allgemeine Theil, um in meiner Entwickelung ja höchst systematisch zu Werke zu gehn. — Die Ueberschrift des Haubtkapitels heißt Vertrauen. Ein Mann, der irgend Anspruch auf Berücksichtigung von unsrer Seite machen will muß Vertrauen erregen, er muß wenigstens in seiner Art eine Wahrheit sein. Das ist die Grundlage ohne die er gar kein echter Mann ist. — Dann spaltet sich der Stoff in zwei gleichstarke Aeste, in jene zwei Richtungen, von deren getrenntem Dasein Sie nichts zu wissen behaubten. — Entweder ist der Ausbau auf jenem Grunde," fuhr sie scherzend

fort, „so vollendet, so bis in's Kleinste ausgeführt daß auch die feinste Spürnase keine Lücke wittert, — denken Sie sich zum Beispiele den freiburger Münster; — oder es gibt dort und da Flickwerk daran, das den Mantel der Liebe braucht. Die fertigen Männer können das was ihnen das Höchste scheint erstreben, verdienen, aber ihm auch entsagen. Sie lieben nicht, das störte ihr Gleichgewicht. Sie fühlen sich zu groß als daß ihnen ein Einzelwesen einer heftigen, übergreifenden Leidenschaft wert schiene. Weil sie aber auch wirklich groß sind verehren wir sie. Ihre Kälte und Ruhe läßt kalt und ruhig, sie sind von Stahl: Schmerz tastet sie nicht an, Freude erhebt sie nicht, es läßt sich nichts für sie thun. Man ist in ihrem Schoße sicher, deßhalb suchen wir ihre Freundschaft zu gewinnen. — An den Zweiten gibt es Wunden zu heilen, Fehler zu verhüllen, sie haben vielfache Bedürfnisse, und vor Allem thut ihnen Mitgefühl not. Diese lieben wir, denn die Liebe will thätig sein. Ihr Egoismus besteht darin, daß sie die Wunde liebt, weil sie den Balsam dafür kennt; den Fehler, weil sie die Decke dafür besitzt, — Liebe ist deßhalb auch noch im Leiden egoistisch. Liebe und Egoismus sind unzertrennlich verbunden wie Flamme und Licht! — Da haben Sie nun mein zweites Glaubensbekenntniß, und jetzt keine verfängliche Frage mehr.“

Es zuckte etwas Bitteres um Steins Lippen. Ihre Worte in denen er gewisse Beziehungen finden wollte mochten ihn verletzt haben, und um diese Mißstimmung zu verbergen wendete er sich wieder zu dem Bilde.

„Sie dürfen mir nicht zürnen, Herr Stein, wenn mein Orakel mir etwas Thörichtes eingeflüstert hat,“ sagte Marie, welcher der Wechsel in seinen Zügen nicht entgangen war. Sie reichte ihm ihre Hand und sah ihm ernst und voll in die Augen.

„Mag Sie Ihre gewagte Theorie zum Glücke führen,“ sagte er, beugte sich langsam herab, und küßte die schöne Hand, die in der seinen lag.

Die Messe war zu Ende. Ein Diener öffnete die Flügelthüren nach der großen Halle wo der Graf alle Sonntage eine Art General-Audienz gab. Leute mit Bittschriften aus den Dörfern deren Schutzherr er war, seine eignen Amtleute, Diener und Zuschauer die nur ein paar freundliche Worte haben wollten drängten sich in den Raum.

Die zarte Art und Weise mit welcher der Burgherr Wohlthaten austheilte, die strenge Rechtlichkeit mit der er Streitigkeiten entschied und die Milde die bei notwendigen Strafen immer den Bildungszustand der Betheiligten im Auge behalten ließ, drängten Steins Spottlust zurück. Sonderbar sah es in der That aus: Der alte Herr in dem hochlehnigen Armstuhle, um ihn

herum in weitem Halbkreise die kräftigen Gebirgler in ihrer gefälligen Tracht, dazwischen dort und da die Livree des Grafen, auf allen Gesichtern Ehrfurcht und Zutrauen. Jede Bewegung, jedes Wort des Grafen zeigte die Absicht durch diese Art von Verkehr den Rechtssinn und höheres moralisches Gefühl, aber auch den Respekt vor dem Herrn, im Volke rege zu erhalten. Es war indeß mehr Humanität als Wohlgefallen an dieser patriarchalischen Einrichtung was ihn bestimmte sich zu unmittelbarem Zusammensein mit dem „Volke" herabzulassen. Wie gesagt, Stein konnte nicht spotten, die ganze Szene zwang ihm Achtung ab. Andrerseits vergnügte es den alten Herrn doch auch vor einem Fremden sein Restchen feudaler Machtvollkommenheit im besten Lichte zu entfalten.

Eine komische Szene hätte indeß gerade heute fast das ganze Pathos vernichtet wenn nicht Marie auf ihre Weise den bedrängten Richter aus seiner schlimmen Lage zu retten gewußt.

Ein großer vierschrötiger Bauer führte schwere Klage gegen seinen Nachbar, ein kleines Männchen mit höchst verschmitztem Gesichte. Dieser war erst seit Kurzem in das Dorf gezogen und hatte ein Ackerstück gekauft in das eine Art Enklave von dem Grunde des Klägers hineinragte. Hier sollte er nun die Marksteine versetzt und einen Rain eingeackert haben. Der Kläger sah ebenso grundehrlich als einfältig aus, da-

gegen hatten die Züge seines Gegners durchaus nichts Einnehmendes. Der Graf verlangte Zeugen. Das Volk ist aber hier wie überall zu einer Lynchjustiz weit eher geneigt als zu einem einigermaßen formellen Verfahren. Ueberdies herrscht unter ihm ein weitverbreitetes Vorurteil das den Zeugen nicht weniger gehässig erscheinen läßt, als den Spion. Der Kläger konnte keinen Unbetheiligten finden der sein gutes Recht unterstützt hätte. Der Andere war pfiffig genug von ihm den Beweis seines Anrechts auf die fraglichen Stücke zu verlangen. Er berief sich dabei ruhig auf seinen Kauf den, wie er besonders betonte, der Herr Pfarrer mit unterschrieben habe. — In der Seelenangst sein Recht zu verlieren und obenein als Verleumder dazustehn, gebehrdete sich der Kläger nun wirklich kläglich. Er behaubtete, die Sachlage ganz genau kennen zu müssen da bei einer früheren Abgrenzung sein Vater ihm an Ort und Stelle eine „rechtschaffne" Ohrfeige zum Denkzettel gegeben die seine Wange geschwollen gemacht. Man mußte ihn sehn, wie er jammernd und fast weinend nach seinem Gesichte deutete, als zeige dieses noch die Spuren des Denkzettels, während er gleichzeitig die zweite Hand dazu benutzte seinem Feinde hinterrücks zu drohen. So stand er einen Augenblick als die einzige handelnde Person da und bot in seiner Gestalt den sonderbarsten Kontrast zu seiner Mimik. Diese mächtigen Schultern,

diese breit gewölbte Brust die offen aus der Weste von Scharlachtuch und dem halbgebleichten Hemde von Hanflinnen heraussah, diese nackten, starken Steigerkniee und dazu — ein weinerliches Gesicht und eine schluchzende Stimme: es war nicht zu ertragen, unwillkürlich brachen Alle beim Anblicke dieser tragikomischen Figur in ein schallendes Lachen aus. Der Graf biß auf die Lippen, der Bauer stutzte über die Sensation die sein Argument gemacht, und sein Gegner schrie: „Ew. Gnaden Herr Graf, Sr. Hochwürden der Herr Pfarrer hat mit unterschrieben.“ — Es gab einen förmlichen, drastisch ergözlichen Tumult der seinen Höhepunkt erreichte als sich nun auch noch die Weiber der Parteien, schrill fistulirend, in den Kampf mischten. — Der Chor der sich nur vorübergehend hatte aus seinem ehrerbietigen Schweigen reißen lassen war bald wieder starr und in Respekt versunken, und um so greller stachen die Haubtakteurs mit ihrer lauten Leidenschaftlichkeit von diesem Hintergrunde ab. Die possirlichsten Vorwürfe flogen hinüber und herüber, die Wut zog eine Menge von Dingen an's Licht die mit dem Streitpunkte in gar keinem Zusammenhange standen. Der Kläger gebrauchte der Sitte gemäß das derbe „Du“, der Verklagte suchte für sich dagegen durch eine gewählte Redeweise die ihn fortwährend stolpern und gleiten machte einen überlegnen Anstrich zu gewinnen.

Der Streit war übrigens gar nicht so leicht zu entscheiden als man glauben sollte. Die Unvollkommenheit gerichtlicher Maßregeln für Sicherung des Eigentums, das Verlassen auf Treu und Glauben hat hier noch so bedeutenden Umfang daß der Schurkerei weiter Spielraum gelassen ist. In diesem Falle machte namentlich der einmal entfesselte Sturm jede Vermittlung unmöglich.

Vergebens wendete der Graf alle seine Auktorität an um wenigstens Ruhe herzustellen, ebenso vergebens war sein Versprechen morgen am Platze selbst eine genaue Untersuchung vorzunehmen; endlich wurde er heftig und befahl, die Halle zu raümen.

Marie war indeß auf ihr Zimmer geeilt und kam nun mit einem kleinen Kruzifixe wieder das sie den Leuten zeigte, und augenblicklich trat Stille ein. Sie sprach ihnen von wunderthätigen Kräften die dies Kreuz besitze und verlangte daß Derjenige der von seinem Rechte fest überzeugt sei die Reliquie küsse. Zugleich fügte sie die Drohung bei daß eine schwere Strafe ohne Zögern den Frevler der dies Mittel zum Betruge mißbrauche ereilen würde. Der Verklagte der schon seine Hand nach dem Kreuzchen ausgestreckt hatte wich scheu zurück und sagte er sei noch zu kurze Zeit hier um sein Recht einem solchen Gottesurteile unterwerfen zu können; wenn der Kläger den Schritt wage, wolle er zurückstehn. Dieser hatte schon nach dem geweihten

Retter gefaßt und küßte ihn inbrünstig. Das andre Volk das bei der Näherung des Fremden gemurrt bekreuzte sich jetzt knieend.

So hatte der Aberglaube den Knoten gelöst und die Menge verlor sich jubelnd oder zog schimpfend hinter dem verhaßten Eindringlinge her der vergebens versucht hatte sich ungesehn zu entfernen.

„Es wäre auf keine andre Weise gegangen,“ sagte Marie zu Stein der ihr Betragen mißbilligte. „Sie kennen die Leute hier nicht. Der arme Mann wäre betrogen worden, und sollte ich das ruhig und stillschweigend ansehn?“

„Wer weiß, ob Sie nicht noch weit größeren Schaden angerichtet. Wie leicht hätte der Mann nur ein geringes Theil Schurkerei oder Vernunft mehr haben können, dann wären Sie mit Ihrem Mirakel zum Gespötte geworden. Ich wollte wetten daß er nicht gezögert hätte, das Wunder zu proben, wenn das Murmeln der Andern ihm nicht zu deutlich gesagt von welcher Art die Strafe sei, die ihn bedrohe. Und doch wären Sie verspottet worden da die ganze Gemeinde sicher sein Unrecht kennt, und der himmlische Rachestral den Sie versprachen durch launige Umwandlung nur in den Faüsten der Bauern bestanden hätte. Jede Unwahrheit zieht eine solche Gefahr nach sich. Der Aberglaube ist ein Gestripp das den guten Baum der Erkenntniß ersticken will. Mag sein Gewirr

auch dann und wann momentan einem besseren Zwecke dienen können, der Nachteil ist ungleich sicherer, denn seine Wirkung ist eine dauernde und das Endresultat — gröbste Verdummung. In die Dornhecke baut der Zaunkönig und der Fliegenschnepper wol auch sein weiches Nest, und doch ist Der ein Thor der die Hecke nicht rodet um Fruchtbaümen Luft zu machen.“ —

Städte und Staaten sind in der Regel in der Hand eines Tonangebers der bald ein Fürst, bald ein Günstling oder Minister ist und das Privilegium des Pulcinells hat: all seine Albernheiten beklatscht und nachgeahmt zu sehn. Gamins, Narren und Affen bilden die Mehrzahl der Bevölkerung aller Städte, und in der Regel wäre ein Irrenhaus notwendiger als ein Rathaus.

Ich bin nicht gern in der Stadt, das läßt mich vielleicht greller zeichnen als billig, obgleich ich weit entfernt bin städtisch Interessantes und Gutes zu übersehn.

Schon der ewige Wechsel und die Vielseitigkeit der Erscheinung gibt dem Stadtleben Reiz. Eine Menge von Personen die kommen und gehn, bedeutend

und unbedeutend, Kunstgenüsse, Intriguen, ein immerwährendes Schauspiel, oft ein in's Leben übertragner Maskenball, — das sind seine Grundzüge. Die Stadt hat vielfarbige Schwingen, aber in ihrer höchsten Vollendung ist sie ein Nachtfalter. Die Sonne brennt zu heiß auf den weißen Haüsern und den Dallen der Trottoirs; es ist zu hell in den Straßen, schwere Sammtgardinen und geschlossne Jalousien müssen ein künstliches, — vornehmes — Helldunkel erzeugen; die hohen Giebel, die geraden Mauern schneiden immer die schönsten Stücke aus dem Himmel heraus, — die Stadt ist ein Nachtfalter. Wenn die Gasflammen ihre blaugrünen Tulpenblätter entfalten, die Fenster der Paläste in das Dunkel hinausglühn, die Wagen über das Pflaster rollen, Musik aus den Hallen des Festes schallt, der Proletarier den kotigen Wagentritt herabreißt und am Portale die geputzten Damen angafft, dann beginnt der Schmetterling seinen Flug. Der Tag ist, wenn nicht ein Korso oder eine Parade die gewöhnliche Ordnung stört, nur für die Arbeiter da. Die Keller und die obersten Stockwerke der Haüser schütten ihre armen Insassen aus wenn der Morgen graut, — Himmel und Hölle streben und schaffen am Tage. Unter sie mischt sich der Beamte, Aktenstaub am Rocke und auf der Seele. Himmel und Hölle aber sind nicht die — Welt. Der Welt ist der Tag nur das Vorspiel der Nacht.

Das Landleben, zumal wo kein großer Verkehr oder befreundete Nachbarschaft seine Eigentümlichkeit wenigstens theilweise verwischen, hat seine Hilfsquellen nur in sich selbst. Es bildet sich nur aus der Natur und den Menschen die so vereinzelt dastehn. Die Veränderungen in der Natur, der Wechsel der Jahreszeiten, dies tauschende Abstreifen einer alten und Anziehen einer neuen Schlangenhaut, bietet eine prächtige Bilderreihe. Die Lichteffekte, von der Morgen- und Abendidylle die von den glühenden Alpenspitzen beleuchtet wird bis zu dem imposanten Drama eines Gewitters oder der schauerlich grauenhaften Satyre eines Hagelsturmes der mit seinen grauweißen zottigen Pranken die Felder zerzaust: — All dies lächelt und glüht, lodert und braust, unverdeckt und unverstümmelt in die Seele. — Zieht der Himmel die thränenschweren Wolkenlider auf sein blaues Auge nieder und bannt die Gesellschaft in beschränkte Raüme, so muß die Lektüre und das Gespräch, der ewig junge Proteus mit seiner kaleidoskopischen Fertigkeit in raschen Uebergängen neue Ideen zu wecken, neue Bilder zu gestalten, die Lücken ausfüllen. Der Sturm der im Kamine heult, und der Regen der an die Scheiben prasselt, tragen nur dazu bei, das Gefühl von Ruhe und Sicherheit zu jener unvergleichlichen Behaglichkeit auszubilden die sonst nirgends zu finden ist. Ein paar Wochen zusammen auf dem Lande zugebracht nähern die Menschen einander notwendig

mehr als eine jahrelange Bekanntschaft in der Stadt. Man kann sich nicht entfliehen, nicht ausweichen. Jede Anschauung ruft entweder Widerspruch oder Beifall hervor, und Beides dient dazu den gegenseitigen Wert zu ermitteln und zu begrenzen. —

Der Haldenfels bot eben nichts, als sich selbst. Die große Straße nach Innsbruck führte einige Stunden weit vorbei, die Schlösser ringsum lagen entweder in Trümmern oder waren unbewohnt. Selten nur verirrte sich ein Landschaftsmaler oder ein Pflanzensammler in diesen Winkel der Berge, und so gab es weder angenehme noch lästige Besuche.

Promenaden zu Pferd und zu Fuß zeigten den Bewohnern täglich die vielfachen Schönheiten der Gegend. Halden deklamirte dann, Stein zeichnete Skizzen in Mariens Album, und diese, von der Bergluft zugleich aufgeheitert und gekräftigt, kletterte munter und harmlos von Fels zu Fels, immer neue Aufgaben für Haldens Muse und Steins Griffel findend.

Eine Bibliothek gab's wol auf der Burg, wenigstens einen bequemen Saal mit großen Fenstern im Erdgeschosse der diesen Namen führte und in welchem große Kisten, voll Bücher gepackt, aufgespeichert waren. Eine Untersuchung zeigte indeß ihren Inhalt fast bis zur Unbrauchbarkeit einseitig. Chroniken von ganzen Ländern und einzelnen Städten, unschätzbar für den Antiquar; eine große Zahl heraldischer Werke, zum

Theil mit prächtig auf Pergament gemalten Wappen; gute Ausgaben alter Klassiker in schweinsledernen Bänden; französisch geschriebene Historien und Memoiren nahmen den größten Theil des Raumes ein. Was die deutsche Literatur anbelangt, so war sie, wie auch sonst die Belletristik, auffallend vernachlässigt; sie schloß mit Goethe, und war selbst bis zu ihm nicht vollständig.

Bald nach Mariens Ankunft trafen daher auf ihren Wunsch allwöchentlich große Ballen von Innsbruck und München ein die stets das Neueste an Kupferstichen, Büchern und Journalen brachten.

Man ist versucht zu glauben daß das konsequente Ausschließungssystem welches Metternich seiner Zeit dem geistigen Vorwertsdrängen entgegenstemmte wenigstens im Stande gewesen sei die steckbrieflich verfolgten Schriften auszusperren, die Erfahrung lehrt aber das Gegentheil. Entweder waren die oberen Grenzbeamten human genug die gejagten Bücher durchschlüpfen zu lassen, oder die „k. k. Finanzwächter“ sorgten für ihre eignen Fi.anzen und drückten für einen Zwanziger beide Augen zu. Bestechung charakterisirt ja überhaubt die beiden europäischen Kaiserreiche vollständig. Wenn die ersten Mittel fehlschlugen, half endlich der Schmuggel der dann Propaganda machte. Ich habe verbotene Bücher fast nirgend so verbreitet gesehn als gerade in Oesterreich. Es ist dies nur ein neuer Beweis wie armselig und unzureichend alle Unterdrückungsmaßregeln

sind wenn die verfolgten Tendenzen erst einmal im Volke Anklang gefunden haben.

Der alte Graf nannte die Brochüren und Schriften die auf solche Weise den Weg in sein Haus fanden, Verse und Prosa, politischen und theologischen Inhalts: sein „Deteriorationsbarometer.“ Er verfehlte trotzdem nie sie gewissenhaft durchzulesen.

Besonders interessirte und ärgerte ihn die Flut von guten und schlechten Aufsätzen die das Auftreten Ronges hervorgerufen. Er fragte Stein darüber und erstaunte über seine Antwort da er sich nachgerade daran gewöhnt hatte in religiöser Beziehung an dem Maler einen steten Widersacher zu finden.

„Nichts halte ich von dem Gange der anfangs vielversprechenden Bewegung,“ sagte er. „Die Sehnsucht der Deutschen nach Opposition ist so groß daß sie auch die kleinste Spur mit ungeheuerstem Jubel begrüßen und Jeden der einmal ein Wort zur rechten Zeit gesprochen augenblicklich kanonisiren. Wer kaum die Scheibe getroffen, dem ruft die Masse schon ein Hurrah als wär's ein Schuß in's Schwarze gewesen. Man kann der guten Sache durch solch marktschreierisches Ueberschätzen niemals nützen, denn die Masse die etwa von solchem Blendwerke hingerissen wird, hängt sich doch nur an's Neue. Denker wollen mehr als liberale Phrasen. Die Wahrheit wird von den Leuten der Klugheit geopfert, und gestelzte Redensarten sollen die

Konsequenz ersetzen. Etwas Halbes kann man lächerlich machen und zertreten, etwas Halbes läßt sich verbieten denn es schwankt von vorn herein; aber klare Konsequenz dem Truge gegenüber muß siegen. Wozu die Triumfe, die man der Gegenpartei durch einzelne Haltlosigkeiten notgedrungen einraümt? Jeder solche Schlag bringt uns eher zurück als vorwerts, und je größer das Jubelgeschrei war desto unversieglicher ist nach dem Zusammensturze das Hohngelächter der Reaktionären. Außer Robert Blum fand Keiner die Handhabe an der die Bewegung praktisch zu verwenden war. Er allein gab der Sache sofort eine greifbare Basis, verließ das trostlos unerquickliche theologische Feld nach und nach ganz oder machte es doch zur Nebensache und lenkte eifrig in eine religiös-sozialistische Richtung ein. Ronge selbst ist zu mittelmäßig um bei der Entwickelung irgend ernsthaft mitwirken zu können. Sein Ruhm ist jung und hat sich doch schon überlebt."

Der Burgherr vergaß bei dieser Gelegenheit nicht die Festigkeit und eiserne Konsequenz des Katholizismus, die Solidität dieses Felsens an dem alle Wogen branden und zerschellen mit großer Vorliebe anzupreisen. „Zwei Swert ließ Gott auf Erden, ein weltliches und ein geistliches," citirte er. „So sind mir diese beiden Gewalten von Gottesgnaden, Kirche und Staat, das von ewig für ewig Gegebene."

„Das ist etwas Anderes," sagte Stein hingeworfen.

„Der Katholizismus hat als Maschinenmeister jenes gewisse, magisch sinnliche Element dem in bestimmter Lage und Stimmung Wenige sich kalt entziehen können. Diese Magie hindert uns klar zu sehen, wir schwärmen zu leicht um freies Denken zu haben.“

„Sie haben vollkommen Recht,“ unterbrach ihn Felix, „wenn Sie dem Katholizismus ein drastisches, unwiderstehliches Einwirken auf die Seelenkräfte zugestehn. Vor Kurzem noch empfand ich diese Macht. Ich trat in der Weihnacht in eine alte Kirche. Der ganze Raum war in zitterndes Helldunkel gehüllt das mit dem Weihrauch zusammen die Pfeilerschäfte mit Dämmerung umwob, so daß die spitzen Bogengewölbe zu schweben schienen. Nur der Hochaltar, der Punkt von dem alles Licht, alle Weihe ausging, schwamm in einem Kerzenmeere. Die Orgel klang und dröhnte an den Wänden hin, mächtig und gehalten wie ein ernstes Mahnen, dazwischen strömte gleich Engelstimmen der Gesang der Chorknaben. Die Menge kniete, und die alten Heiligenbilder sahen segnend auf die Beter nieder. — Ich stand am Eingange einer Seitenkapelle; draußen vor dem Fenster mochte ein „Oelberg“ sein, denn Laternen und Fackeln beleuchteten die gemalten Scheiben. Unter der Kapelle war eine Gruft. Die Bilder fielen durch das große Gitter hinab und zeichneten sich auf den matten Zinnsärgen. Irdische Farben, irdische Traüme besuchten die Verstorbenen. Mir aber schien

es als wäre der heilige Christoforus aus dem Glase herausgetreten und hätte wirklich in dieser Weihnacht den Heiland zu uns gebracht. Vom Altare herüber klang die Stimme des Priesters, er schwenkte die Monstranz und gab den Segen. Unfern von mir kniete eine arme alte Frau; sie betete so heiß, es war eine solche Innigkeit in ihrem Blicke, — der Tag ohnehin und seine vergangnen Kinderfreuden hatten mich weich gestimmt, — ich beneidete sie um ihren Glauben, um ihr Gebet. Als ich an ihr vorüber schritt, ließ ich ein Geldstück in das offne Buch gleiten, der Tag der Freude sollte auch ihr und den Ihrigen ein froher werden."

„Malen Sie das," sagte Marie zu Stein.

„Das geht nicht, obgleich Graf Felix nur mit Unrecht die am meisten stummen und unsichtbaren Seelenkräfte in's Spiel gezogen. Es war doch eigentlich nur die Rede von einer Wirkung auf die Sinnesorgane, zumal auf die Augen, und diese ist der Pinsel allerdings ohne Schwierigkeit wieder zu geben im Stande. Ich könnte Ihnen eine Kirche in solcher Beleuchtung malen, — es wäre ein Architekturstück. Die Zauberklänge der Orgel, den Choral müßte ich Ihrer Fantasie überlassen, ebenso könnten ohne gemachte Perspektive die bunten Bilder nur bis auf die Quadern, nicht aber in die Gruft fallen; ja sogar die alte Frau die doch eigentlich der Geist und der Lebenshauch des Ganzen ist schrumpfte zur Staffage zusammen. Es geht nicht."

„Wie Sie das gleich abscheulich zergliedern und kategorisiren," sagte Felix. „Trotz alledem könnte ich Ihrem Einwurfe doch höchstens die Behaubtung einer unmittelbaren Einwirkung auf das Geistige opfern. Das Gefühl das sich aus der Anschauung entwickelte war immer eine Thätigkeit meines innersten Lebens."

„Die Zergliederung dürften Sie mit Recht zurückweisen wenn ich sie nicht einzig zur Begründung der Unmöglichkeit ein solches Bild zu malen benutzt hätte. Die Lyrik, und dahin gehört am Ende Ihre Apostrofe, liegt mit ihrer Ueberschwenglichkeit ein für allemal außer dem Bereiche einer anatomisirenden Kritik. Man kann Niemand beweisen daß er das ohne jenes nicht gefühlt habe; er kann uns aber auch nicht zumuten ihm Alles nachzufühlen. Genug davon. — Mit der Geistes-Unmittelbarkeit die Sie selbst aufgegeben, hört aber für mich jeder höhere geistige Zauber auf, — und hierin liegt die Schwäche des Katholizismus. Ich kann einen Nervenkitzel, einen Sinnenrausch doch nicht so ohne Weiteres: Religion nennen. Wenn ich erst zu denken angefangen, muß alles Hohe eben auch mein Denken beschäftigen, Seele muß zu Seele, der Weltgeist zu meinem Geiste reden: da ist Erhebung, da ist Größe. Ihre Mystik lullt dagegen alle Klarheit ein, sie umschleiert sich selbst die Augen um sich nur in dem unbestimmten Schweben, in dieser gespenstersüchtigen

Mondnacht wohl fühlen zu können. Der Katholizismus ist der nächste Uebergang aus dem orientalischen Kultus in den occidentalischen; man sieht ihm überall an daß er in Italien seine Form bekommen hat, in einem Lande das zwischen beiden Landrichtungen liegt. Aber er ist auch nur für dies Zwischenland gemacht, er hat mit nordischem Wesen nichts gemein." —

„Die Bedürfnisse der Vernunft und des Verstandes zu befriedigen ist eine Aufgabe der Philosophie; Religion aber ist ein Postulat des Herzens. Die Vernunft und der Verstand sind nicht in sich abgeschlossen, sie sind ungleichmäßig vertheilt, die Uebermacht drängt wo sie sich findet vorwerts. Sie reißt heute ein, was sie gestern erst mühsam aufgebaut; das Herz aber fühlt heute wie immer. Wir haben etwas Positives: — den Glauben; Sie können uns nie ein Aequivalent dafür geben."

„Dann lassen wir das Positive fallen. Mir scheint das Ihrige ohnehin sehr vag. Ein Hirt und eine Heerde sind ja überhaubt nur denkbar wenn es weder Hirten noch Stall, weder Jesuiten noch Pietisten, weder Deutschkatholiken noch Lichtfreunde gibt. Ich bin für eine Radikalkur. Der große Unfug den Menschen nach seinem religiösen Zeichen, nach der Uniform seines Inneren zu fragen um ihn nach seiner Herberge zu weisen, muß endlich der Vergessenheit anheimfallen. Ganz umsonst haben wir das Treiben doch nicht unter-

sucht das uns so lang geknechtet. Wir haben die vergoldete Nußschale mit dem Hammer der Vernunft zerschlagen, die Trümmer liegen auf dem Ambos herum, aber — die Nuß war leer. Und um dieser Hohlheit willen, all die Chikanen! Jeder ist über sein inneres Leben nur sich selbst Rechenschaft schuldig, das Heilige gehört nicht auf dem Markt, es soll nicht zum Stichwort und zum Parteinamen werden."

„Und die Tausende von Martyrern, die für ihren Glauben, für dies Positive das Sie so ohne Umstände dem Nichts preisgeben wollen, geblutet haben?" warf der Graf ein.

„Sie starben für subjektive Ansichten, für Ideen die sich erst Geltung erkämpfen wollten, — ein Irrtum ging im anderen unter. Wenn diese einer so besondern Berücksichtigung wert sind, verlangt Pflicht und Billigkeit allen Andern die ihrer Grundsätze, ihres Glaubens wegen starben, dieselben Rechte einzuraümen. All die Unglücklichen, deren Zahl Legion ist, von den großen Einzelnen Huß, Savonarola, Arnold von Brescia, bis zu den massenweisen Opferungen der Juden jenseits der Pyrenäen, der Albigenser, Kamisarden und jener Tausende deren Scheiterhaufen die Lieblingstochter des Satans, die Inquisition, zündete; wofür litten diese? Doch nur für Ansichten, die sie als Menschen den Menschen gegenüber vertheidigen wollten. Warum heißen sie aber boshafte, verruchte Ketzer oder im

mildesten Falle fanatische Schwärmer? Die ersten Christen mußten den Römern und Juden ebenfalls als Ketzer erscheinen, und die Gewalthaber übten damals blos was später oft genug unter dem Banner und im Namen der Liebe geübt worden ist. Ich finde keinen Unterschied zwischen den Christenfackeln Nero's und den Autodafe's eines Torquemada, und fänd' ich einen, so hätte ich den härteren Fluch für die später lebenden Mönche, die ihre ruchlosen Thaten zur Ehre Gottes zu üben vorgaben."

„Mag sein," sagte der Graf, „Sie kommen aber mit Ihrem Negiren alles Positiven nicht durch. Der Dogmatismus ist dem Menschen angeboren. In dem Moment wo Sie einen Satz befehden oder stürzen, haben Sie gleich einen zweiten in Bereitschaft an den wir ohne Weiteres absolut glauben sollen. Geben Sie uns keinen Satz, so ist wenigstens Ihre Negation als Dogma hingestellt uud Sie werfen Jeden in die Zahl der Ketzer oder Narren der nicht zu Ihrer Fahne schwören mag. Ein Prinzip, also etwas Positives, ist durchaus unentbehrlich."

„Alles Objektive ist positiv. Es gibt aber für uns keine reine Objektivität, weil das Medium unsres Ichs alles von außen Gegebne durchdringt, und wir es so nicht mehr als etwas Fremdes, als etwas Festabgeschlossnes erkennen sondern es uns stets mit einer bedeutenden Beimischung subjektiver Atome zur

Anschauung bringen. Alle Naturgesetze sind entschieden positiv; wir sehen aber in die Werkstätte der Natur nur mit unsern Augen, wir denken uns nur mit unserem Geiste hinein: — das was wir sahen und ergrübelten, kann wahrscheinlich so sein, ob aber positiv für alle Zeit, das ist eine andere Frage. Ihre Bemerkung, Herr Graf, enthält indeß sehr Richtiges, und der Vorwurf den Sie in meiner Person ziemlich der ganzen Welt machten ist leider nicht ungerecht. Rätselhaft bleibt es immer woher der grausame, eingefleischte Drang stammt, einen Menschen religiöser Ueberzeugungen wegen zu lieben und zu hassen; woher die Sucht kommt Andern seine eigne Ansicht als die allein selig machende aufzudrängen. Unnatürlich ist der Zustand gewiß. Das in die Welt hineingekünstelte Gift einer Formelreligion rollt in den Adern unsrer Tage gährender als je, es zeigt sich bei jeder Gelegenheit so bösartig daß ich fest glaube die heutigen Schriftgelehrten und Farisäer würden einen Christus wie vor achtzehnhundert Jahren, wenn auch nicht an's Kreuz, doch sicher in's Irrenhaus zu bringen wissen. — Ich kenne Leute die nicht im Stande sind das kleinste Geschäft zu Stande zu bringen ohne auf eine oder die andere Weise den Andern in einen konfessionellen Menschen umzuformen. Sie brechen mitten im Handel ab wenn sie herausbringen, daß der Gegner sein Kreuz auf andere Art schlägt, oder daß er Ruppianer oder Uhlichianer ist. Wir wissen vor

lauter Konfessionen kaum noch etwas von Religion. Träte sie die tief im Menschen wie in der ganzen Welt liegt, erst einmal wieder ohne allen Beigeschmack auf, so verschwände mit den Unterscheidungszeichen auch der Glaubenshaß, das Reinmenschliche feierte den schönsten Sieg, und die Menschen würden glücklich."

Die Ruhe, mit welcher Stein sprach, sein Verschmelzen des christlichen Geistes mit dem Wesen des Menschlichen, konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Es gibt eine Stimme in uns, so schwach und versunken sie auch sein mag, die sich gegen alle jene wuchernden Schmarotzerneigungen, gegen diesen widerwärtigsten Kastengeist empört. Der Mensch wagt es mitunter nichts als Mensch zu sein: dann drücken ihn die Fesseln in die er sich selbst geschmiedet; er fühlt daß aus den Rosen die er geträumt eiserne Ringe geworden sind die ihm die Glieder wund reiben. Aber sogar dieser Kampf der Natur um ihr Recht wird ängstlich bewacht und als Frevel und Sünde gebrandmarkt. Die Unnatur und das Erlogne sitzen auf dem Throne, von Häschern und Sbirren in frommen Livreen umgeben, — die Natur zieht sich in sich selbst zurück und beweint den Verlust ihrer besten Schöpfung. Es gibt Leute die wenn sie naht erschrecken und sich bekreuzen. Sie schämen sich ihrer oder fürchten sie. Aber sie wird einst nicht mehr im Bettlergewande, sie wird in der Pracht der Gewalt und des Zornes an die verschlossnen

Pforten pochen, sie wird die Riegel zerschmettern, die Schranken niederwerfen, — mögen dann ihre Proklamationen nicht mit Blut geschrieben sein.

Verließ auch der Burgherr oft kopfschüttelnd und augenscheinlich unzufrieden das Gemach, so fand die Wahrheit doch an Marien bald eine warme Freundin. Ihrem klaren, gelehrigen Sinne waren die Widersprüche die aus dem Worte der Liebe vereint mit der That des Hasses notwendig sprießen müssen nicht entgangen.

„Lassen Sie die lächerlichen Vorurteile," sagte sie dann, „der Umschwung wird kommen und den Trug vernichten."

„Er wird kommen, — aber nennen Sie die Vorurteile nicht lächerlich. Das was das Glück von einer Welt untergraben hat und noch heute den Brand der Zwietracht in das Herz der Familien schleudert soll nie lächerlich, nie der Gegenstand des Spottes für uns sein. Ernst, heiligen Ernst müssen wir ihm entgegen setzen, sein Untergang ist eine neue Erlösung. Das Vorurteil ist eine finstre, dämonische Gewalt die hastig und schadenfroh über die Saatfelder der Freude fährt und Halme und Blüten zerknickt, ehe sie Frucht bringen können. Das Vorurteil ist mehr Teufel als alle teuflischen Ausgeburten der Fantasie vom Belzebuel bis zum Zernebog."

Felix schlug sich nach kurzem Kampfe gewöhnlich auch auf die Seite der Opposition; man wußte nur nie

recht ob aus Ueberzeugung oder aus Gefälligkeit für Marie. Geschah es nicht, so zwang seine Gereiztheit die Andern bald den Gegenstand zu verlassen, in welchem Falle die Gräfin mit ihrem sichren Takte immer die rechte Gelegenheit fand und erfaßte.

Die politischen Zeitfragen waren nicht weniger Gegenstand ernster Debatte als die Theologie; und wenn Stein den politischen Haß auch milder beurteilte weil er nicht grundsätzlich und notwendig zu so kolossalen Verirrungen ausschweift, war er doch um nichts schonender und seine Grundsätze auf diesem Felde ebenso radikal als im Bereiche des Religiösen. — Politischer Haß fußt auf den Glauben, wie religiöser; — das Glaubensbekenntniß das dem Einen Weihe ist, ist dem Andern ein Fluch. Politisches Bewußtsein der Gesammtheit gibt dem Staate Kraft, erzeugt einen lebendigen Staat, aber es ist selten, drum ist so Vieles faul, — nicht blos „im Staate Dänemark.“ Politisches Gift wirkt deßhalb auch nicht so verheerend. Der Mangel an Popularität, an Interesse für die staatlichen Einrichtungen, läßt es nicht alle Menschen gleich empfinden. Manche wissen gar nichts von ihm wenn es sich nicht im Wetterleuchten der Schlacht verkündet. Die Politik greift fast nie die heiligsten Rechte des Einzelnen an, — wenigstens nicht die geheimsten Familienrechte in denen die freche Faust inquisitorischer Schurkerei herum zu wühlen wagt, — ihr Eingreifen ist nie unausweichbar,

nie schneidend grell, und die Pallisaden von angelernten Ansichten sind mit der Zeit eben morsch genug geworden um ihre Unhaltbarkeit ohne große Mühe beweisen zu können. Es ist leicht zu zeigen, daß das „Gottesgnaden“ nur Strohfeuer, nur in die Augen gestreuter Sand ist, gegen Reinirdisches kommen wir mit irdischen Waffen auf, aber es ist unsäglich schwer, — den Glauben an gefeite Waffen, die im Besitze der religiösen Richtung sein sollen, aus dem Volke zu rotten.

Ein aus der Schweiz herüber geschmuggeltes Paquet brachte Schriftchen von Heinzen und Freiligraths damals neues ça ira. Beide geben, der Eine in Prosa, der Andre in weißglühenden Versen, das Rezept einer Revolution. Diese in Deutschland nie vorher gekannte Schonungslosigkeit, dies gewaltthätige Antasten alles Bestehenden, Naturrecht und historisch Verjährtes einander gegenüber gestellt, — es ist der Kampf eines im Schlafe umgarnten Löwen gegen den Tiger, der seinen Zustand benutzte. Der Feind im Besitze aller Vorteile die vollständiges Wachsein und systematischer Angriff bieten, — der Löwe noch schlaftrunken und manchen Streich in's Blaue führend. Die Umschrift des schlafenden Thierkönigs auf den Kanonenröhren heißt aber allerwegen: Weck' mich nicht auf!

Der alte Graf hegte zwar die Ueberzeugung daß auch diese Stürme vorüber brausen würden, aber die Keckheit mit der die Schriftsteller der Neuzeit nach den

Zügeln griffen verletzte ihn dennoch tief. „Dies gelehrte Proletariat," sagte er, „hat Nichts zu verlieren und kann Alles gewinnen. Diese Leute wollen stürzen, nur stürzen, gleichviel was. Mag aus ihrem Schutte dann werden was da will. Jede Veränderung kann dem Schreierhaufen Vorteil bringen, und solch vager Hoffnung opfert er Recht und Gerechtigkeit, wie sehr er auch seine Phrasen mit diesen Worten durchspickt." — Damit klappte er Heinzens Mahnung ärgerlich auf den Tisch und ging mit starken Schritten durch das Zimmer.

Die Apostrofe war halb an Stein gerichtet der eben mit Felix eintrat. Der Maler warf einen Blick auf den Titel des Heftes und nahm dann den Handschuh auf.

„Es gibt eine Unzahl von Plänklern deren Treiben Ihre Verurteilung in Pausch und Bogen mit Recht verdienen mag, — Carl Heinzen nimmt aber einen besondern Maßstab für sich in Anspruch. Er ist nicht ein Verneiner aus Frivoletät oder Zerstörungsbrunst, er ist ein Produkt der Verhältnisse, und wenn er verschroben geworden, so ist es schade um ihn. Sie dürften seine stolze Haltung, seinen düsteren, scharfen Blick, seine feste Stirn nur sehen um im Augenblicke zu wissen daß eine solche Persönlichkeit nie eine Ahnung von banaler Schwärmerei, von nebelhaften Traumgesichtern gehabt haben kann. Er ist bitter, vielleicht zu

bitter, — das kam aber aus seinen Erlebnissen. Verkannt in einem durchweg biedern Streben, durch Unglück in seiner Familie, den Tod seiner Kinder in seinem Gemütsleben gereizt und gestört, mit Gewalt endlich in's Extrem gehetzt, — hätte er ein unverwundbarer Heros sein müssen um nicht in diese Stimmung zu geraten. Und ein Heros ist er nicht, dazu hat er vielleicht auch zu wenig wissenschaftliche Tiefe. Seine Leidenschaft wird darum leichter zornmütig als edel, aber von Zeit zu Zeit bricht durch die Schatten ein gewisser schneidender Humor und in solch bizarrer Laune schmückt er dann sein Zimmer etwa auch mit den Bildern europäischer Potentaten. In wunderlicher Zusammenstellung kleben sie, zum Theil kopfüber, mit Inschriften bezeichnet, an den Wänden. Dazwischen die preußische Nationalkokarde, die Insignien seines ehemaligen Offizierstandes in der Landwehr, Patent, Epauletten, Degen &c. Mir zwang er so unter den Exuvien seines staatsbürgerlichen Daseins mit seinem Ernste, seiner Ruhe unter der ich einen Vulkan wußte, Achtung ab. — Ich gestehe gern daß ich seinen Barrikadenstil, seine rasenden Uebertriebenheiten und all den wilden Unfug dem er ab und zu das Wort redet gleich Ihnen verwerfe, aber ich verlange durchaus daß er für ein notwendiges Produkt seiner Lebensfahrt angesehen wird, und kann ihm deßhalb meine Theilnahme nicht entziehen."

„Für eine V e r i r r u n g will ich auch meinerseits

ein gewisses Mitleid nicht vorenthalten," sagte der Graf, "gegen die Verführung muß aber von Denen gekämpft werden deren Amt es ist die staatliche Ordnung zu wahren, darum gehören verschrobne Menschen à la Heinzen mit Recht unter die Verfolgten. Nicht ihrethalb, sondern zur Rettung Anderer. Ich meinte indeß nicht diesen allein sondern die ganze Schreierclique. Es gibt Leute darunter denen man nicht alles Urteil, nicht alle Kenntnisse absprechen kann, obgleich ich nicht weiß wie sich ihre Frechheit mit diesen Eigenschaften versöhnen läßt. Ich fasse es nicht wie diese ihre Stellung so ganz außer Acht lassen können, wie Unterthanen ohne Rang und Stand wagen dürfen dem Herrscher vorschreiben zu wollen: — so, oder so nicht. Darum finde ich daß der König von Preußen durch das Patent vom 3. Februar sich viel vergeben hat. Die Leute werden sagen er ist gezwungen zu thun was ihm nicht behagt.

"Zunächst muß ich mit Ihrer Erlaubniß ein Perhorrescenzgesuch gegen die Bezeichnung "Unterthan" anbringen. Unterthan ist weiter nichts als eine urbane Umschreibung für Sklave. So weit sollten wir auch in Deutschland endlich gekommen sein daß der bloße Gedanke an Hörigkeit unser Blut schon in Wallung brächte. Ich bin in Kurhessen geboren. Der Fürst mag seine Erb- und Schutzrechte auf die Scholle vertheidigen — so lang er kann; die tote Erde kann ihn

der Thorheit und Anmaßung wegen nicht verlachen, wol aber ich, der denkende Mensch. Und nun gar der Splitterpatriotismus den man schon mit dem ersten Athemzuge einsaugen soll! Kümmert's mich, ob Der oder Jener seine Geißel schwingt? Ich würde es übel nehmen wenn mich Jemand einen geborenen Hessen nennen wollte. Ich kam als Mensch in die Welt, von andern angeborenen Klassifikationen die weder mit geistigen noch körperlichen Verhältnissen in Berührung stehen weiß ich nichts. Auch der Gedanke, ein Deutscher zu sein, macht mich weder niedergeschlagen noch stolz. In die Erde gespießte buntbemalte Pfähle, Muttersprache sogar und Volkseigentümlichkeit sind Zufälligkeiten von denen ich mich um so weniger knechten lassen mag als meiner Ueberzeugung nach durch diese Spaltungen die Erfüllung der Aufgabe des Menschengeschlechtes nur verhindert und hinausgeschoben wird. Diese Aufgabe ist — den angelognen Trödel jeder Art abzustreifen und in West und Ost, in Nord und Süd einig und stark, als — Menschen zu sein, zu genießen und zu dulden, aber nur Natürliches. — Le roi ne lâche que quand le peuple arrache! Das ist Alles, was ich sonst auf Ihren Einwurf entgegnen kann. So wie das Volk zur Erkenntniß seiner Rechte kommt, fordert es die Güter zurück die man ihm in den Zeiten der erkünstelten Unmündigkeit entrissen, oder die es ausgeliehen weil es kein Mißtrauen

hatte. Wer zuerst zum Bewußtsein kommt der thut es zuerst. Rang und Stand wirft bei jedem Handel wo das Recht in's Spiel kommt kein Gewicht in die Schale. Was können die erwachten Plebejer dafür daß die Großen für Bänder, Titel und Aemter ihre eignen Gerechtsame mit denen des Volkes zugleich opfern? Time is money! und: Zögern bringt Tod! Wer kann, wer darf in diesen Verhältnissen warten bis die Bewegung von oben ausgeht? — Das Patent aber ist ein Puff der Niemand mehr Sand in die Augen streut."

„Der anarchische Zustand dem Sie hier das Wort reden vernichtet Handel, Industrie, kurz den Wohlstand des Landes. Die entfesselte Masse ist die fleischgewordne Bestialität, sie weiß nichts von einer bestimmten Richtung ihrer Wut, sie tobt rechts und links; die Aufwiegler haben sie eben so wenig in der Gewalt, wie der Schütze die abgeschossne Kugel. Die Masse muß den Reiter fühlen, und darum gab uns der Herr eine Obrigkeit."

„Die blinde Wut der Masse lass' ich gelten, Pöbel wird es immer geben, aber seine Unzahl kann und wird zusammenschmelzen wenn man die Besseren nicht mehr hindern wird seine trüben Tage aufzuklären; wenn man ihn nicht mehr geflissentlich noch mehr verstocken und verdummen wird. Hätten wir nicht eine unnatürliche Ordnung und wäre das Instinktive nicht

gerade dadurch verkümmert und von seinem Platze verdrängt worden, so gäbe es auch keine so schreienden Unordnungen. Da es nun aber so ist, brauchen wir freilich eine leitende Hand. Wir brauchen eine Hand, aber den Kopf hat das Volk; die Hand darf nur ausführen, was der Kopf diktirt. Der Name dieser Hand, ob König oder Präsident, scheint mir gleichgiltig, nur muß sie abgehauen werden wenn sie ihrer Pflicht nicht genügt."

„Gut, gesetzt all dies wäre ebenso richtig als es mir eine utopische Traümerei scheint, — so hätten die Herren Stürmer immer einzig und allein mit der Regierung zu thun. Warum vergessen sie so ganz und gar alle Erfahrung, alle Historie, und richten ihre Pfeile auf etwas das sich zu allen Zeiten aus der Natur der Dinge entwickelt hat? Sie finden eine Aristokratie in allen Republiken, in Sparta und Athen, in Frankreich gleich nach der blutigen Revolution wie in Amerika. Der Name, die Basis selbst, Geld oder Geburt, ändert nichts wenn nur die Idee vorhanden ist."

„Diese Leute kämpfen um ein Recht der Geltung das mit ihnen geboren ist. Der Kopf ist ihr Stammschloß, Gedanken ihre Münzen und Diener, die großen Geister alle die vor ihnen im Glanze des Erkennens geleuchtet sind ihre Ahnen. Tüchtige Männer fühlen sich in der That von Gottesgnaden, und wenn dann kleine unbedeutende Wesen mit einem großen Titel

ihnen vorgezogen werden und sie geringschätzig behandeln, sollen sie diese lähmenden Mißverhältnisse stillschweigend übergehn und ertragen? Ich glaube, Herr Graf, Sie werden mir zugeben müssen, daß jene Angriffe provozirt worden sind. — Dem Erbadel liegt eine Idee zu Grunde, ein Schluß, eine Berechnung, bei der ein höchst wichtiger Faktor gar nicht beachtet wurde. Durch irgend eine bedeutende That erwarb der Ahnherr in der besten Zeit den Adel. Man ehrte das Verdienst des Vaters im Sohne und glaubte daß die hohe Gesinnung sich im Blute fortpflanze. Man setzte eine Notwendigkeit voraus, während der Zufall freies Spiel hatte, — hinc illae lacrimae! Ich muß den Vorwurf aus der Geschichte nichts lernen zu wollen den Vertheidigern des Blutadels zurückgeben, denn die Beispiele von Ausartung, von Schändung des Adels haben keine Zahl. Dem späteren Adel dessen Verdienste etwa Geld oder Verrat sind, gönne ich kein weiteres Wort. Ich halte ebenfalls die willkürliche Bevorzugung Einzelner in ihren Konsequenzen für eine schmachvolle Beeinträchtigung der ursprünglichsten Menschenrechte, eine Aristokratie der Bildung und des Geistes lasse ich wie jene Stimmführer gern gelten. Eine solche wird sich auch immer behaubten. Glauben Sie nicht, daß Wolfgang Goethe, der Dichter des Faust, mehr Wert hat als Herr von Goethe, der Premierminister von Weimar?“

„Sie werfen so viel mit Konsequenz um sich, daß ich Sie doch auf einige Inkonsequenzen aufmerksam machen muß,“ wandte Felix ein. „All die schillernden Worte die Freiligraths Gedicht — Von unten auf — hier so pomphaft in die Welt hinaus donnert, bergen nur boshafte Gehässigkeit, nicht Gesinnung. Sollte er selbst nicht oft genug auf dem Dampfer über die Haübter der Maschinisten hinweg promenirt sein? Warum macht er dem Könige einen Vorwurf daraus, während er es bei sich gewiß nur natürlich findet? Warum ist er nicht in die glühenden Raüme hinabgestiegen um dem neuen Titanen zu helfen? Die Burgen und Reben am Strande, das Nußlaub von St. Goar und der blinkende Rhein schienen auch ihm lockender als die Cyklopenwirtschaft in der Tiefe! Wozu all diese Redensarten?“

„Das Gedicht beweist wenigstens daß er bei dem Genuße die traurige Lage des im Maschinenraume eingepferchten Proletariers nicht vergaß, daß er geistig mit ihm litt, wenn er auch nicht helfen konnte. Warum Sie aber die ganz allegorische Fassung der Verse absichtlich übersehn wollen, begreife ich nicht. Ihr Vorwurf zerfällt bei richtiger Auffassung und Deutung von selbst.“

„Von strengpolitischen Dingen verstehe ich nichts,“ sagte Marie, „ich habe meine persönlichen Feinde auf einer andern Seite. Was den Adel anbelangt, so habe

ich ihn nur immer als das Mittel wert gehalten das mir ohne Schwierigkeit die besten Gesellschaften öffnet. Sonst ist er mir nichts als der von den Vätern ererbte Name. Der Vorteil, dessen ich erwähnte, scheint mir aber so groß daß ich ihn nie leichtsinnig aufgeben möchte, — ich würde mich in einer fremden Sfäre nicht heimisch finden können, und Verdienste die mich trotzdem auf der Oberfläche hielten besitze ich nicht."

„Aber Ihre persönlichen Feinde?" fragte Felix scherzend.

„Hören Sie nur! Bei meiner großen Vorliebe für frische Blumen, kaufte ich zu einer Zeit, wo diese theuer sind, ein Ballsträuschen. Es bestand aus Queen Victoria Kamellien, einem Moosröschen, weißem Hibiskus und einer ganz neuen Art Pensées. Ich erinnere mich gerade dieser Blumen noch ganz genau; — ich mußte zwei Louisd'or dafür zahlen. Zugleich mit mir war ein kleines Männchen in einem abgeschabten Rocke, mit starkzerknittertem Hute bei dem Gärtner gewesen, und am andern Morgen las ich in einem Journale eine breite Tirade über die Verschwendung der Reichen. Es war da haarklein ausgerechnet, wie lang eine ganze Familie von dem Gelde hätte ernährt werden können das eine Dame den Tag vorher für ein Bouquet ausgegeben das heute schon verwelkt sei und im Kehricht modre. Die Blumen waren genau beschrieben und die Anfangsbuchstaben meines Namens genannt, so daß alle

Welt mich erkennen mußte. Konnte dieser Mensch denn wissen ob ich nicht vielleicht in derselben Stunde das Doppelte zu einer Unterstützung bestimmt hatte? Und blieb mir dann noch so viel, Blumen zu solchem Preise kaufen zu können, wer hat ein Recht es mir zu verargen? Diese Leute die uns immer den Spiegel eines Elends vorhalten das wir nicht verschuldet und dem wir nicht ganz abhelfen können, auch wenn wir zu gleicher Armut hinunterstiegen, — diese Makler und Taxatoren unsrer Freuden, sind mir von ganzer Seele zuwider. Es ist mehr Neid in ihnen als wahre Menschenliebe; sie koquettiren mit Schmerzen die sie nie empfunden, mit einem Mitleid von dem sie nichts als den Schein nachzuahmen wissen."

„Und mit vollem Rechte strafen Sie diese Charlatane durch Ihren Haß," rief Felix. „Wir haben Beispiele in Menge daß die heftigsten Lärmer, wenn ihnen der Zufall Besitz in die Hände gespielt, härter und rauher gegen Arme gewesen als jemals Einer der an Reichthum gewöhnt ist."

„Trotz alledem, meine Gräfin, muß ich mich zum Advokaten der Idee, wenn auch nicht der einzelnen Personen machen. Jener Mann griff den Fall von — Verschwendung auf, der sich ihm gerade darbot. Er erklärte nicht Ihnen die Fehde, das Beispiel diente nur dazu seinen Gedanken schroffer in's Licht zu stellen. Sie würden in Ihren Salons, auf Ihren Parquets kaum

eine Ahnung davon haben wie verbreitet draußen Jammer und Elend sind, wenn diese Taxatoren den Gegensatz nicht grell hervorzögen und Ihnen Geschichten von hungernden, in Lumpen gehüllten Kindern der Not erzählten. Zierlich auf Velin gedruckt, mit Goldpresse gebunden, liegen dann diese dem Geschick und der Geschichte in's Antlitz geschleuderten Vorwürfe auf Ihren Toilettentischen. Vielleicht hat gerade die Schilderung Ihres Bouquets irgend eine andre Dame erst auf den Einfall gebracht daß man, gewissermaßen zur Sühne für eine solche Ausgabe, an die Armen denken müsse. Sprach Sie das Gewissen, das einzig giltige Kriterium unsrer Handlungen frei, dann durften Sie sich die ganze Sache nicht so nahe gehn lassen. So gemacht auch unsre Besitzverhältnisse sind, und so wenig sie sich naturrechtlich begründen lassen, glaube ich doch, wenigstens noch für lange Zeit nicht an die Möglichkeit einer Nivellirung. Mir sind die Mittel und Wege nicht klar durch die dieser Zweck erreicht werden könnte und auf welche Weise der Institution Dauer und Halt zu geben wäre."

„Nein, ich greife trotz aller Ihrer scheinbaren Gründe die Idee selbst an. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Wie läßt sich, um nur ein Beispiel zu geben, der unendliche Schmutz rechtfertigen den man auf ihre Rechnung in die Literatur pascht? Die Sündflut sogenannter Mysterien, die ekelerregenden Prostitu-

tionsgeschichten, die aus jeder Lorette ein Opfer sozialer Mißverhältnisse machen wollen und jeden Spitzbuben und Vagabunden zu einem Karl Moor stempeln; — diese modernen Ritter- und Raüberromane à la Cramer und Spieß sind mir ein Graus," sagte Felix.

„Werfen Sie nur nicht Alles durcheinander und trennen Sie die Werke in denen wirklich eine soziale Idee verfochten wird, von den Kurzwaaren deren Erzeugerin entweder die Mode ist oder die mehr oder weniger seichte Nachahmungen eines Originales sind das seinen Weg gemacht hat. Daß Niemand aufgetreten ist der Mysterien von Krähwinkel oder Flachsenfingen geschrieben um mit einem Schlage dem äffischen Unfuge den Garaus zu machen, begreife ich nicht. Welch köstliches Feld für Ironie, Witz, Satyre, wie herrlich wären da all die erfundenen Unnatürlichkeiten durch reine Natur zu parodiren und zu persifliren gewesen. — Das Leben im Volke, in den sogenannten unteren Schichten der Gesellschaft, um es richtiger zu bezeichnen, hielten die Engländer längst der Beachtung wert, und ich möchte es ein schlimmes Zeichen nennen daß die Blousen uns so spät Interesse abgewannen."

„Vertheidigen Sie denn überhaubt die Tendenzliteratur?" fragte der Burgherr. „Sie scheinen nicht unbedeutendes Gewicht auf Eugen Sue zu legen der doch ein Tendenzschriftsteller par excellence ist."

„Wie kannst Du nur fragen, lieber Onkel, Stein

ist heute in so störrig oppositioneller Laune, daß er ein Königreich um die Erfindung einer neuen Art zu opponiren gäbe."

„Ich sollte doch auch meinen," fügte Marie hinzu, „daß es passender wäre, all diese Gegenstände in Abhandlungen zu besprechen. Mir scheint es ein neuer Mißbrauch das Elend, und nur das Elend, zum Gegenstande der — Unterhaltung zu machen."

„Aber wer liest denn Abhandlungen?" fragte Stein. „Die Menschen die sie der Beachtung wert halten bedürfen ihrer in der Regel nicht, die Notwendigkeit trieb die Tendenz in die Belletristik. Ein Buch das wie eine Novelle aussieht und in behaglicher Breite einer Heirat zuströmt, kömmt in tausend Hände die vor jeder Abhandlung zurückbeben. Irgend ein Gedanke bleibt wol im Gedächtnisse zurück, und so wird durch Tendenznovellen in weiteren Kreisen gewirkt als auf andere Art irgend denkbar und möglich wäre. Auch die exklusivsten Cirkel können sich einer interessanten Lektüre nicht berauben und greifen resignirt nach den Schriften in denen die Gespenster des Tages, Sozialismus und Kommunismus, in anständiger Form, essend und trinkend wie andere Menschen auftreten. So befreundet man sich nach und nach unbewußt mit ihnen und das ist ein Vorteil, denn sie sind nun doch die Herren der Zukunft. Die Zeit will einmal Tendenz, ihre ganze strengpraktische Richtung bedingt diese

Forderung, die Tendenzschriftstellerei ist also entschieden ein Kind der Zeit, und schon darum unschwer zu vertheidigen."

„Ihr Satz hat manches Wahre, und doch werde ich immer bedauern daß man auch das wenige Harmlose das uns geblieben war vergiftet hat, daß uns das nervöse Fieber der Zeit auf jedem Blatte mit seinen grausen Fantasien schreckt," warf der alte Graf hin.

Marie sagte: „Ich glaube noch einen andern Grund für diese offenbare Verirrung gefunden zu haben der mit jener „Gesinnungstüchtigkeit" in keinem Zusammenhange steht. Das Mittelalter und der düster umwölkte Horizont, die Dämmerung des dichtangrenzenden Zeitraumes, früher ein so beliebter Stoff für schriftstellerische Arbeiten, bot mit seinen kolossalen Unordnungen, seiner Verschrobenheit, seinem Fehdesiechtum, der Inquisition, den Hexenprozessen, der Tortur, so drastische Vorwürfe daß der Leser schon durch diese Greuel die der Farbenschmuck weder verhüllen konnte noch wollte, immer in fieberhafter Spannung erhalten wurde. Das Publikum hat indeß den Geschmack an Kreuzfahrern und Mönchen verloren, es will etwas Anderes, aber ebenso Reizendes. Hausbackene, ohne Humor spießbürgerlich zusammengeleimte Romane ließen kalt, das alte Problem den Hans mit seinem Gretchen nach tausend Schwierigkeiten zu verbinden setzte durch

seine schreckliche Einfachheit die Schriftsteller allmälig in Verlegenheit. Man versuchte es noch einmal mit der alten Zeit, man beschwor wieder die alten Schatten mit Speer und Schild, — aber es erstand mit den Gestalten nicht mehr der alte Geist der Kraft und That. Mystisch märchenhafte Wunderlichkeiten, halb ironisch, halb ernst, der eitle, gottminniglich rittertümliche Pomp mit der langen, faden Brühe von himmelnder Weinerlichkeit und allzeit fertigen Thränendrüsen klang aber natürlich auch nicht an, es mußte immer noch etwas Anderes aus diesem Krampfe hervortauchen. Man mußte die Feuer- und Wasser-Proben welche die Vorzeit ohne Paraphrase darbot zu allegorisiren suchen. Man experimentirte durch alle Genres, schlug an alle Glocken, pochte an jeden Stein, fiedelte auf allen Nervensaiten ohne es zu einem festen Bogenstrich zu bringen und sah endlich nebenher noch in die Schüsseln die von der Hahn und der Paalzow zurecht gekocht wurden. Die geselligen Dramen der Ersten wurden durch die gespreizte Blasirtheit, die Novellen der Zweiten durch die Verzeichnung historischer Charaktere und die plebejische Bedeutung die sie jeder Livreetresse beilegt, unangenehm. Man wollte sich von dem was uns in der Wirklichkeit langweilt, nicht noch in Büchern verfolgen lassen. Die Schriften waren ein Bild der Zeit: Es geschah viel, aber es wurde wenig gethan. So griff man denn mit einer gewissen ängst-

lichen Hast auf den Boden der Gesellschaft. Die Helden stehen nun in den Reihen der Proletarier, ein unbekanntes Feld, das mit Begierde durchwühlt wird."

„Und", fiel Stein in ihre Rede, „die hohen Herrschaften lesen das wie etwa ein Märchen aus Tausend und eine Nacht; denn märchenhaft genug muß es Manchem klingen daß der Funke des Prometheus unter der Blouse des Arbeiters ebenso hell glühen soll als unter dem pariser Fracke. Es ist etwas Neues, Frappantes. Ein Buch dieses Inhaltes ist verschlungen worden, Grund genug, ihm Tausende folgen zu lassen. Uebertrieben wird dabei bis zur Unkenntlichkeit. Der Handwerksbursche der notdürftig lesen kann baut Systeme, und der Bauer der seine drei Kreuze als Unterschrift gelten lassen muß führt durch seine Dialektik tüchtige Gelehrte auf's Eis; aber dies Alles so albern es oft ist thut keinen Schaden, es setzt sich in uns unwillkürlich eine gewisse Achtung für die niederen Stände fest deren Früchte segensreich sind. — Sie haben in Ihrer literarhistorischen Skizze wirklich das Richtige gefühlt, es schimmerte da und dort durch, seltsamer Weise aber haben Sie das Eigentliche nicht ausgesprochen. Sie gingen ja vom historischen Romane aus. Wir möchten gern wieder eine Geschichte haben, das Gefühl sagt uns aber daß das Heft, das Privilegium Weltgeschichte zu machen, aus den Händen der Großwürdenträger in die des Volkes übergegangen

ist. Nicht mehr Privathaß und kleinliche Zwistigkeiten der gekrönten Haübter, sondern ganze Völker durchdringende Bewegungen und Ideen schreiben große Züge in das Buch der Welt. Eine Geschichte ohne Thaten ist ein Unding, von oben aber kommt kein kräftiges Handeln mehr, der Feldruf Vorwerts erschallt „Von unten auf!“ Der Massenkampf den Napoleon in der Strategie anwendete schmettert nun auch Reihe nach Reihe Derer nieder die sich mit der neuen Taktik nicht befreunden wollen. Das Volksleben das früher nur zu Genrebildchen Stoff gab malt nun die Geschichte. Der Treiber in dem Jagdstücke jener Tapete, der mit gebognem Rücken und ängstlicher Demut der Gruppe von Herren den geschossenen Hasen überreicht, wäre unter der Hand eines Malers der Neuzeit sicher eine andre Figur geworden. Ein paar markirte Striche an Stirn und Brauen, einen scharfen Punkt in's Auge, statt der stupiden Gemeinheit die seinen Mund öffnet: — die Lippen geklemmt, ein bittres drohendes Lächeln in den Falten, und das Bild wäre nicht mehr ein bloßes, nichtssagendes Jagdstück. Auf einer der letzten breslauer Kunstausstellungen fanden die Kunstrichter für gut, Hübners „Auswanderer“, eins der tiefsten, sinnigsten Gemälde die der Pinsel je hervorbrachte unter die Genrebilder zu werfen. Die Leute haben dadurch ihrem Urteile selbst den Stab gebrochen. Wahrhaftig nur solche Bilder sind die Historie des

neunzehnten Jahrhunderts, — aber nicht Schmierereien, wie das bekannte berliner Huldigungsbild. Die „Auswanderer“ haben außerdem noch das Verdienst, ohne den geringsten Apparat auf kleinem Raume das große Weh eines solchen Auszugs aus der Heimat zu veranschaulichen. Dieser Bauer mit seiner jungen Tochter, der zum letzten Male den Friedhof seines Geburtsortes besucht, den letzten Kranz an das gesunkne Kreuz hängt — um am Missisippi oder am Sabine fern von seinen Vorfahren eine Ruhestätte zu finden, — es ist eine ergreifende, hochpoetische Gruppe. Man hat Hübner die fahle Beleuchtung des Vordergrundes zum Vorwurfe gemacht, — die Leute wissen nichts von Gefühl! Der trübe Gedanke der die Seele des Malers umschleierte, mischte auch seine Farben, und was das Werk an Frische verlor gewann es gerade durch diesen Zug an Herz. Hinten im Sonnenlichte die schwerbepackte Wagenreihe und jubelnder Leichtsinn, vorn gedrückte Herzen am Grabe der Aeltern und Kinder; der Gegensatz ist so einfach, unmittelbar verständlich und rührend zugleich, daß grenzenlose Gemütslosigkeit oder pyramidale Bornirtheit dazu gehört, ihn nicht zu begreifen. Auch die beiden Reiter aus der Klasse der „Herren“, denen der Jäger den Auszug ihrer „Unterthanen“ zeigt, sind nicht umsonst da. Ihre Beziehung zum Ganzen ist leicht zu erkennen. Ja, das ist die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. — Müßte ich

nicht fürchten Sie zu ermüden, so würde ich noch hinzufügen daß Sie den Dichtern die tendenziöse Stoffe zu ihren Gedichten verwenden schon darum zu nahe treten weil der Dichter nicht über der Zeit stehen, sondern gerade seine Zeit ganz in sich aufgenommen haben muß. Wir lernen Geist und Stimmung der verschiednen Jahrhunderte aus nichts besser kennen, als aus den Dichtern jener Zeiten. Warum wollten wir denen unsrer Tage das Recht absprechen die Gährung und das Streben von heute den Enkeln abspiegeln zu dürfen?"

„Gerade aber durch die Poeten, sie mögen nun in gebundner Rede oder in Prosa ihre Traümereien in die Welt senden, wird das zerstörende Prinzip auch in die Gesinnung der Frauen übertragen. Frauen sind ja so fast das einzige Publikum der Dichter. Die Folge hiervon ist dann all der verderbliche Emanzipations-Schwindel der jetzt in ihren Köpfen spukt."

„Meines Wissens," scherzte Marie, „hast Du, lieber Onkel, ja mit keiner andern Frau zu thun als mit mir, und daß ich emanzipationssüchtig sei, wußte ich nicht. Ich möchte nicht einmal eine jener „superioren" Frauen der Gräfin Hahn sein. Sie sind alle, um die sonderbare Terminologie beizubehalten, „aigrirte" Charaktere, die weder fähig sind glücklich zu werden noch zu beglücken. Alle Beispiele zeigen es, und die von der Hahn geschilderten zumeist recht grell. —

Warum mag man wol das schöne, kernhafte Wort „Weib“ als nur für den Pöbel passend gebrandmarkt haben? Zur Frau gehört ein Herr, zum Weibe ein Mann. Seit die Ehe aufgehört hat, nur aus diesen beiden letzten Elementen zu bestehen, aus einer innigen Vereinigung willensstarker, rühriger Kraft auf der einen Seite, und versöhnender Hingabe auf der andern, — seit da kam das Fremde, Störende hinein, der Kampf um das Zepter. Davon wußte man vorher nichts, weil Mann und Weib, ich möchte sagen eine chemische Verbindung eingegangen waren, die nach den Richtungen der Grundstoffe wirkend, jedes in seinem Gebiete für sich einzig, doch zusammen nur ein Ziel wollten, nur einen Zweck erfüllten. Diejenigen die zuerst die Idee einer extremen Frauenemanzipation ausgesprochen, riefen ein neues Sklaventum der Frauen hervor, — die Sklaverei des Mißtrauens. Verlangt der wahrhafte Mann Dienste vom Weibe, so können es nur solche sein die er analog jeden Augenblick selbst wieder leisten kann ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Sie haben nur eine Ehre, nur eine Schmach, erniedrigt ein Theil den andern, so erniedrigt er sich selbst. Jedes Wesen hat nur auf dem ihm von der Natur angewiesenen Platze seinen vollen Wert: der Mann als Mann, das Weib als Weib.“

„Jeder ideale Standpunkt ist gewöhnlich gerade hoch genug die Konflikte zu übersehn die unsre leidigen

Einrichtungen, diese Naturverbesserungen eines Pfuschers, notwendig erzeugen müssen. — Ihre Theorie, meine Gräfin, ist trotz aller guten Versprechungen grau wie jede andre; und daß sie wirklich in historischem Boden wurzelt, ist schwer zu beweisen. Wenn nun, ich halte die von Ihnen gewählten Bezeichnungen fest, der Herr und das Weib, der Mann und die Frau verbunden werden, ganz abgesehn von den möglichen Taüschungen, wie dann? Ich muß voraus schicken, daß ich aller Erfahrung entgegen eine gewisse romantische Idee von der Ehe hege, nichts desto weniger aber glaube daß all die welche sie als etwas Künstliches anfeinden, durchaus im Rechte sind. Meine Ansicht über diesen Punkt, die einzige Schwärmerei vielleicht der ich huldige kann nicht maßgebend sein. Die Feinde der Ehe werden übrigens so lang unser jetziges Besitz und Erbsystem gilt nie eine Aenderung herbeiführen können, und bis dahin will ich den Gedanken an die Möglichkeit einer vollkommen glücklichen Verbindung von Mann und Weib in der Ehe auch nach dem angenommenen sozialen Begriffe mit Liebe pflegen."

„Zu spätes Erkennen und Taüschungen aller Art lasse ich gelten, aber wenn man Willen hat, kann eine Mißehe gar nicht vorkommen. Ich wenigstens wüßte kein Vorurteil, keinen äußeren Zwang der mich einem solchen Schicksale preisgeben könnte. Ich würde nicht wollen, da haben Sie meine unwiderlegbaren Gründe.

Mich selbst kann ich nur selbst vergeben, weder Priester noch andere Menschen können Jemand Rechte und Gewalten über mich verleihen. Ich begreife ebenso wenig wie man sich bei einem solchen Schritte von irgend etwas verleiten lassen kann, wie mir unerklärbar bleibt daß sich irgend ein Herr einen Korb holt."

„Und doch kommt es vor," sagte Stein, „die Herren holen sich Körbe, und die Mehrzahl unsrer Ehen gehört thatsächlich in die Kategorie derer die Ihnen unmöglich scheinen. Kann einem Uebel nicht vorgebeugt werden, so muß man wenigstens bedacht sein Mittel aufzufinden die ihm später abhelfen; — das aber ist die Aufgabe, an der bisher alle Bemühungen gescheitert sind. Es mengen sich, wie ich schon andeutete, zu viel grobmaterielle Interessen in diese Verhältnisse als daß ein friedliches Versöhnen der Konflikte möglich wäre. Und doch ist die Unauflösbarkeit der Ehe eine Fessel die fürchterlich wird wenn sie dem Wortlaute nach gilt, aber faktisch die Zersetzung schon da ist. Wir sind zu sehr mit dieser Idee verwachsen, zu sehr in jämmerlicher Einseitigkeit versunken, die Begriffe Eigentum und Besitz kreuzen alle möglichen Projekte, und eine Verbesserung dieser Zustände deren Unsinn klar genug hervortritt kann nur über dem Schutte unsrer ganzen sozialen Anordnungen emporwachsen. Die Vereinigung von Elementen

die wirklich zusammen ein Ganzes bilden wird auch dann nach wie vor unlösbar sein. — — —

So wurden die Abendstunden ausgefüllt. Am Tage arbeitete Stein an den zur Ausführung vorbereiteten Kartons und blieb dabei gern ungestört. Er hatte von München aus ein paar gewandte Maler nach Schlesien geschickt um dort die Grundarbeiten vorzunehmen und den Umbau der einen Saalwand des Schlosses W— zu leiten. Sie schrieben ihm daß Alles sehr langsam fortschreite, daß die Arbeiter erst völlig neu dressirt werden müßten, kurz daß er vor Ende Juli gewiß nicht würde anfangen können selbstthätig aufzutreten. Diese Nachricht schien Stein nicht unangenehm zu berühren; — als der Burgherr äußerte daß seine Aufsicht vielleicht das Werk beschleunigen würde, erklärte er daß die beiden strebsamen Künstler die er mit diesem Geschäfte betraut für Vorarbeiten weit zuverläßiger seien als er selbst. „Sie haben für Cornelius und Schnorr gearbeitet,“ sagte er, „und es ist nur freundschaftliche Gefälligkeit die sie bewogen mir denselben Dienst zu leisten, sie sind in keiner Weise

meine Untergebenen und bedürfen keiner Ueberwachung. Da der Herr Graf so freundlich war, mir Gastfreundschaft zu bieten und die Gegend zu höchst interessanten Studien geeignet ist," setzte er mit der sonderbar trocknen Ruhe hinzu die er immer annahm wenn er etwas durchsetzen wollte, „werde ich denn auch hier verweilen bis ich selbst Hand anlegen kann."

Marie hatte von ihren Reisen eine große Anzahl bunter Muschelschalen und anderer Seeprodukte mitgebracht. Sie beschäftigte sich jetzt damit aus den kleinen wunderlich geformten Dingern natürliche Blumen nachzubilden und beschenkte die Anderen mit ihren zierlichen Arbeiten, die sie als Bouquets auf Pappkästchen befestigte oder in Bildform einrahmte.

Ihre Zimmer lagen nach der Thalseite. Man trat vom Flur in ein Entree das durch prachtvolle Schlinggewächse die dort und da mächtige Tropfsteine aus der adelsberger Höhle frei ließen, völlig in eine Grotte umgewandelt war. Die Fensternische hatte einen Ueberzug von Rosenquarz und Amethystdrusen bekommen von deren Krystallflächen das Licht in tausend Farben durch das üppig grüne Laubgitter blitzte. Die Gräfin hatte durch diese schroffe Mischung von grellem Lichte und düstren Schatten auf eine eigentümliche Weise jenes beliebte clair obscur gewonnen das man für eine vornehme Wohnung nun einmal unentbehrlich glaubt. Das Entree bildete gewissermaßen einen Ueber-

gang. Ein Auge das durch die reinen Spitzbogen der Korridors, durch die langen glatten Mauern verwöhnt war, würde sonst durch den Wechsel der Architektur den Marie gerade für ihre Zimmer gewünscht hatte zu plötzlich, zu schneidend überrascht worden sein. Von außen konnte man den Abstand nicht so bemerken da diese Zimmerreihe dicht am Abhange hinlief und man von unten durch die Baüme zu wahrhafter Schwindelhöhe hinaufsehn mußte. Mit dem grünen, duftigen Entree begann eine neue Welt. Durch den Druck einer Feder sprang die von Gebüsch maskirte Thüre auf und man glaubte in einem der kleinen Säle der Alhambra zu sein. Das zierliche Ω in den Bogen, weiße schlanke Saülchen und Pilaster mit vergoldeten Knaüfen, eine breite, bunte Arabeskenbordüre unter den Simsen, das Plafondgewölbe bedeckt mit jenen wunderbaren Netzgeweben maurischer Schnörkelei, wiedergespiegelt in dem glatten Fußboden von Marmormosaik. Auf den weißen glänzenden Wänden standen mit verzognen Goldlettern, so daß sie beim ersten Anblicke wirklich den Eindruck arabischer Schrift machten, gleich Sprüchen aus dem Koran Strofen deutscher Dichter. Schwere gelbseidene Vorhänge, Divans von demselben Stoffe, ein einfaches aber reiches Mobiliar von Rosen- und Citronenholz vollendeten die Einrichtung des Salons. Eine große silberne Gasätherlampe, Herkules, der dem Atlas das Himmelsgewölbe abnimmt, darstellend, ruhte auf einem Tischchen

von demselben Metalle; sie war der einzige Gegenstand, der nicht streng dem Geiste der Umgebung angepaßt schien. Eine schmale Gallerie, wie das Entree mit Schlingpflanzen umzogen, verband dies Gemach mit Mariens Schreibstube. Sie nahm das eine Eck des Schlosses ein. Das zierliche Bureau von Zebra, bedeckt mit einer Menge von Statuetten, Porzellan und Elfenbeinarbeiten, stand mitten unter der Kuppel des Haubtgewölbes. Jede Nische bildete gleichsam ein besondres Zimmer und hatte ihre besondere Bestimmung. Die eine war Bibliothek, in der zweiten lehnte der Stickapparat und der Muschelkasten, das Fenster der dritten zeigte ein altdeutsches Glasgemälde, eines jener wunderbaren Madonnengebilde, die bei aller Steifheit der Zeichnung doch so tiefen Eindruck auf uns machen. In dieser Nische stand ein Betschemel. Alle waren durch Gardinen von amarantfarbnem utrechter Sammt abgeschlossen. In die abgestumpfte Ecke des Schlosses hatte man eine Thüre gebrochen die auf einen geraümigen Balkon führte der frei und kühn über den Abgrund hinaushing. An dies Lieblingszimmer der Gräfin stieß ihre Garderobe, dann ihr Schlafzimmer und das Kabinet ihrer Zofe.

Der alte Graf der sich nach den letzten Debatten wieder mehr von dem Maler entfernt hielt war viel bei ihr. Sie ging, da es ihm Freude machte, gern auf den ceremoniösen Hofton ein den er der modernen

Nonchalence der jungen Herren entgegensetzte, und wußte immer etwas aufzufinden das ihn erheiterte. Sie las ihm vor und kam seinen Eigenheiten überall auf so liebevolle Weise entgegen, daß seine Augen glänzten wenn er von ihr sprach; sie war ihm Alles. Es konnte gar keinen natürlicheren Wunsch geben als den, Felix der auch so großen Theil an seiner Liebe hatte, mit ihr zu verbinden. — Dieser beschäftigte sich auf den dringenden Rat seines Freundes mit seinen eignen langvernachläßigten Angelegenheiten. Wenigstens sagte er so. Eines Tages aber brachte er Stein ein ziemlich bedeutendes Heft von Gedichten über das er sich geheimnißvoll eine Kritik ausbat. Stein las die an Marien gerichtete Dedikazion aus der sich ergab daß das Bändchen ein Geburtstagsgeschenk für die Gräfin werden sollte und überflog die andern Verse. Derartige Lyrik, sagte er zu Felix, die das niemals ausgesungene Lied von Lenz und Liebe, Liebeslust und Liebesleid, zum Thema wählt, hat nur Interesse für die Liebenden selbst. Statt aller andern Kritik, fragte er hingeworfen: „Haben Sie lang nicht nach Heidelberg geschrieben?“ Halden gab eine halbe, ausweichende Antwort, und auch diese, oder gerade diese genügte dem Maler.

Anhaltendes Regenwetter beschränkte die Gesellschaft fast ganz auf die Zimmerraüme, auf das Gespräch und das Billardspiel. Zur Abwechslung vertrieb man sich die Zeit mit der Aufstellung der Bibliothek. Marie hatte Büsten und Reliefs, theils in Marmor, theils Gipsabgüsse nach Antiken gekauft und bestellt die in die Blenden und auf die Schränke gesetzt werden sollten. Ein Theil davon war angekommen und wurde vorsichtig ausgepackt. Es war ein Abguß einer antiken Meduse darunter, zu dessen Anfertigung sie keinen Befehl gegeben hatte.

„Das ist einmal keine Meduse wie ich sie mir denke,“ rief sie, als das Stück vorsichtig aus der Umhüllung von Werg und Spänen genommen wurde. „Sehen Sie diese gedrückte, knochige Stirn! Auf der Stirn liegt der Ausdruck, sagt Lessing, und Sie nennen den Laokoon ja Ihr Orakel. Eine Meduse muß stolz sein, und der Stolz wohnt auf einer hohen, freien Stirn. Dieser große, gemeine Mund mit den wulstigen, sinnlichen Lippen ist kein Sitz für versteinernden Hohn. Personen in deren Zügen ein ewiger Hohn lauert haben dünne schmale Lippen die nie so mohrenhaft aufgeworfen sein können. Dies Bild ist durchaus häßlich, und doch kann nur eine ungewöhnliche Schönheit so anziehn und so fesseln daß Flucht unmöglich wird. Den Schrecken und das Entsetzen muß die eisige Kälte, muß das Lächeln eines unnahbaren Hohnes

geben der die ganze Gestalt wie mit einer Dornenwand umstarrt. Nein, dies petrifizirte Scheusal ist keine Meduse. Entweder irren die Kunstkenner oder es ist das Werk eines gedankenlosen Handwerkers."

„Sie sind zu hart," meinte Felix, „wir können über die Alten nicht so rasch ein verwerfliches Urteil fällen. Noch vorsichtiger aber müssen wir sein, wenn es sich um einen anerkannt bedeutenden Rest ihrer Kunst handelt."

„Doch, doch, wenn sie die ewigen Muster des Geschmackes, die nie fehlenden Meister der Aesthetik sein sollen, so verlangt es die Achtung vor ihnen selbst daß wir eine Stümperei mit dem rechten Namen bezeichnen. Wir müssen an ihnen gerade die strengste Kritik, die genaueste Zergliederung üben um uns über das Wahre der Kunst sichere Aufschlüsse zu verschaffen. Helfen Sie mir doch, Stein, Sie müssen das wissen."

„Je schärfer und überlegter unsre Kritik ist, desto mehr kommen wir zu dem Resultate daß die Werke der Alten makellos edel sind; die Kritik wird also den wohlverdienten Ruhm der Antike nie schmälern können. Die Alten dachten sich die Meduse als ein gräßliches Ungetüm, als ein solches schildern sie Homer und Ovid. Schlangenhaar, grasser Blick und schlaffe Flügel am Kopfe „scheußlich und furchtbar," so sieht sie aus dem Schilde der Athene. Ein solches Antlitz widerstrebte der Verewigung durch den Marmor; die Kunst

bemächtigte sich also der weiteren Mythe die das Ungeheuer vorher ein wunderbar schönes Mädchen sein läßt das die Augen Neptuns auf sich ziehn konnte, und bildete mit der ganzen Kühnheit und dem vollen Rechte adligsten Geschmackes fast immer die sterbende Meduse, nicht die versteinernde. Die Medusa Rondanini ist ein Bildwerk voll trostlosen Schmerzes, ein Gesicht das denselben Eindruck macht wie die Beatrice Cenci. Und so ist sie in allen Reliefs, in allen Steinen in denen sie selbständig erscheint. Ganz zu vermeiden ging aber die Darstellung des „δεινοῖο πελώρου," des Gorgonenhauptes das Homer „δεινή τε σμερδνή τε" nennt, dennoch nicht. Sie citirten Lessing; erinnern Sie sich nur der Stelle an der er die künstlerische Darstellung eines idealen Gebildes streng von den Skulpturen sondert die als Bedürfnisse des Kultus verfertigt worden. In solchen Arbeiten herrscht ein pedantischer Zopfstil, ein Zwang der fast ebenso erbaulich ist wie der in Gutzkow's Maha Guru geschilderte. Hier mußte sich der Künstler dogmatisch an das Hergebrachte halten. Sie finden die Parallelstelle noch heute in gutkatholischen Ländern. Der alte verrenkte Christus mit schielenden Augen und mongolischen Backenknochen, den in grauer Zeit ein Dorfklexer mit Leimfarben geschmiert, — die affenbraune Madonna, deren Mantel sich durch rätselhaft unmöglichen Faltenwurf auszeichnet, beide gelten den Leuten weit mehr,

als neue Bilder, die denselben Gegenstand kunstrecht und edel behandeln. Die sogenannt wunderthätigen Bilder sind durchschnittlich widerwärtige Fratzen. — Offenbar ist diese Meduse auf die letzte Weise entstanden. Sie war kein selbständiges Werk, sondern einer Statue der Minerva oder des Perseus als Attribut beigefügt. Sie findet sich so, d. h. thätig, nicht leidend, an Sarkofagen oder als Schmuck des Aegis. Aber auch hier noch und gerade an dem Relief das uns vorliegt finden Sie deutliche Spuren des Geschmackes der Griechen. Ich sehe gar nicht, daß der Kopf so abstoßend häßlich ist. Die Augen sind weit offen und herrlich geschnitten; was Sie an der Stirn für Knochen nehmen, halte ich für versteintes Zucken das von der Qual des Sterbens her geblieben ist und das mit dem gleichfalls verzognen Munde korrespondirt. Die Lippen endlich sind rund und voll gewölbt, wie bei allen Antiken, mohrenhaft und wulstig aber gewiß nicht. Der Kopf mißfällt Ihnen weil Sie der Mythe eine andre Seite abgewinnen wollen; und weil er Ihnen mißfällt, übertreiben Sie. — Daß ein Antlitz wie das dessen Umrisse Sie angaben, bedeutenden Wert haben könnte, ist nicht zu leugnen; nur scheint es mir eine über die Möglichkeit gespannte Aufgabe diesen lebendigsten Ausdruck dem Steine einzuhauchen. Ich kenne übrigens die Technik der Bildhauerkunst zu wenig um definitiv entscheiden zu können

wie weit das Genie hier den Widerstand des Mittels zu besiegen vermag."

„Schwer? Zugegeben; unmöglich? Nein! Denken Sie doch nur an den Laokoon, an die Niobe! Aber ich will Ihnen, um jede Ausflucht abzuschneiden, lieber ein Werk der Neuzeit nennen. Denken Sie nur an Canovas Magdalene! Ich weiß daß sich Manches gegen die Zeichnung des Ganzen sagen läßt, aber das Gesicht, von den Augen abwerts, ist wie dazu gemacht meine Behaubtungen beweisen zu helfen. Diese Weichheit und dabei dies Beben, diese Vollendung des Schmerzes, diese demütige Reue die einen trüben Schleier auf das gesenkte Auge wirft. Kann der Meißel das hervorbringen, warum nicht Kälte, Haß und Hohn?"

„Weil die Aufgaben diametral entgegengesetzt sind. Das gesenkte Augenlid deckt bei der Magdalene zugleich die schwache Seite der Skulptur. Man vermißt den Stern nicht, — ja der Schatten des Lides scheint sogar einen zu bilden. Bei der Meduse ist er fast unentbehrlich. Lebhaftester Affekt und starre Ruhe vereint bilden das schwer zu lösende Problem, und Beide müssen größtentheils im Auge liegen. Die Alten sahen die Unmöglichkeit einer glücklichen Lösung ein, darum gaben sie dem Gedanken der ihnen gewiß nicht fremd war keine Form."

„Sie haben mich nicht aus dem Felde geschlagen

sondern mir selbst eine neue Waffe geliefert. Den heftigen Affekt braucht der Künstler ja nur in die anderen Züge zu bringen, Mund, Nüstern, Stirn sind gewiß dazu geeignet; die starre Ruhe gibt der Stein und die sternlosen Augen von selbst. — Aber da kein Mann vom Fach unsern Disput entscheiden kann führt er ja doch zu keinem Ziele; — und, — wer Recht behalten will . . . . . Sie kennen das Uebrige. Hätte ich aber wirklich geirrt, so wäre der Gegenstand sicher ein lohnender Vorwurf für den Maler. Hier gilt es den Geist wiederzugeben, nicht blos Verkürzungen und Muskulaturen deren Darstellung sich lernen läßt. Der Künstler der meine Meduse malt muß empfinden und verstehen, die Auffassung allein gibt hier den Ausschlag, denn die Ohnmacht der Farben werden Sie mir doch nicht als Entschuldigungsgrund anführen wollen?"

„Man hat auch Köpfe gemalt die etwa Ihrem Plane entsprechen, obgleich man sie nicht gerade Medusen nannte. Ich selbst besitze ein solches Bild, die letzte Arbeit eines Freundes. Es knüpft sich eine kurze aber grauenhafte Geschichte daran. Ich kann die Tafel nie ohne innerliches Grausen anblicken; ob nun das Gemälde selbst oder die Umstände die es entstehen ließen so grell auf mich wirken kann ich nicht bestimmen. Es liegt tief unter meinen Jugenderinnerungen vergraben, ich mag es nicht sehn. Der Maler war mir

theurer als irgend ein Mensch, er ist mit meinen liebsten und traurigsten Erfahrungen und Schicksalen verwebt, und die Art wie ich ihn verlor klingt mir immer wie eine schaurige, gespenstertolle Sage nach.“

„Ich aber möchte das Bild sehn,“ sagte Marie naiv. „Ich möchte noch mehr, ich wollte gern die düstre Geschichte kennen der es seine Entstehung verdankt. Und außerdem müssen auch Sie eine Meduse malen die meinem Ideale entspricht.“

„Große und schwere Dinge verlangen Sie da in einem Athem. Versprechen kann ich Ihnen nur den ersten Theil, und auch diesen, wenn ich ehrlich sein soll, nur ungern.“

„Ich kann meiner Neugierde nicht widerstehn. Sie sind ein so sonderbar gelassener und abgeschlossener Mann, daß ich gern wüßte wie Sie dazu gekommen sind nicht anders zu sein. Als ich Sie kennen lernte, waren Sie es lang nicht in dem Maße. Ich bilde mir ein die Geschichte des Bildes oder Ihre Verbindung mit dem verlorenen Freunde werde mir einen Schlüssel für Ihr Wesen geben. Sie sehen ich lege es systematisch darauf an mich in Ihr Vertrauen einzudrängen.“

„Das ist ein Vertrauen von Ihrer Seite das mir schmeichelhaft sein muß. Meine eigne Geschichte bietet aber nur wenig Interessantes, wie Sie selbst sehen werden wenn ich Ihren Wunsch erfülle. Dies aber

wird nicht ohne Schwierigkeit geschehen können da ich für mich eine Art von Hieroglyfenschrift habe die einen Kommentar nötig macht. Wie Andere Tagebücher führen entwarf ich Skizzen der Situationen die mir bemerkenswert schienen. Dies Album, das sehr früh begonnen wurde, zeigt mir zugleich wie ich künstlerisch fortgeschritten bin. Ich will es Ihnen hervorsuchen und gern Erklärungen zu unverständlichen Bildchen geben.“

„Versprachen Sie mir erst so viel, so müssen Sie meinem Eigensinn der durchaus eine Meduse nach seinem Rezepte haben will auch noch genügen.“

Zwischen die großen Freskobilder deren Entwurf Stein vollendet hatte sollten Arabesken auf Leinwand eingefugt werden, von den eigentlichen Gemälden durch geschnitzte in die Mauer eingelassene Holzrahmen getrennt. Der Maler hatte in die Mitte der bunten Ranken Medaillons aus denen mythologische Köpfe sahen, gezeichnet — und ließ sich endlich das Versprechen abdrängen der Meduse einen Mars zu opfern und die Ausführung selbst zu übernehmen. —

Da man auf diese in den Stadtsalons entweder verpönte oder durch Blaustrumpferei unerträglich gemachte Weise die Eintönigkeit des einsamen Zusammenlebens zu vermeiden wußte strich die Zeit leicht und freundlich vorüber. Ein rechter, heitrer Humor kam indeß doch nicht auf, so nahe sich diese vier Menschen auch nach und nach getreten waren. Des Burgherrn Lust an der Form, seine Sucht jedem Gespräche eine konfessionelle Wendung zu geben; des jungen Grafen dann und wann immer neu aufblitzende Taktlosigkeit; Steins oft gedrückter, sinnender Ernst, waren abwechselnd die Hemmnisse ganz freier Bewegung. Marie, die Lebendigste von Allen, gewöhnte sich so ein daß auch sie ihrer Munterkeit nur Spielraum gab, wenn es galt den alten Herrn zu erfrischen. Dieser war zufrieden damit daß Felix eine Menge kleiner Sorgen für Marie hatte, er wollte auch, da er ihre Festigkeit sah, der ruhigen Entwicklung nicht vorgreifen und ließ Alles seinen Gang gehn. Er hoffte durch Stein Felix zu einem rascheren Entschlusse zu treiben. „Ich bin für frühe Heiraten," sagte er diesem. „Man muß eine Frau nehmen wenn man noch fähig ist sich über Kleinigkeiten, über ein Nichts zu freuen; diese Freuden werfen ihre Reflexe auf spätere Tage zurück und machen manche trübe Stunde unmöglich. Wenn die Charaktere erst ganz schroff ausgebildet und unfügsam geworden sind, wirken die Ecken abstoßend auf einander, man kann sich

nicht mehr recht durchdringen, Mißverständnisse vernichten dann den Frieden. Daß die Männer durch Verhältnisse gehindert werden früh zu heiraten, ist mehr der Grund des Verfalls der Ehe als Alles was neulich hier darüber gesagt worden. Wo aber die Verhältnisse nicht hindernd sondern im Gegentheile aufmunternd sind, ist jede Zögerung unverantwortlich. Jung gefreit, sagt ein altes deutsches Sprichwort, hat noch Niemand gereut; ich erinnere mich auch in der That keiner unglücklichen Verbindung die früh geschlossen worden." — Er sprach die letzten Sätze mit so erhobener Stimme, daß Felix der mit Marien Schach spielte ihn verstehen mußte.

Felix hatte einen unbegreiflichen Leichtsinn. Er spielte mit dem was er selbst Verrat genannt, ohne es zu wissen. Wir finden dies Vergessen ihrer selbst gewöhnlich nur an Menschen, die mit unwiderstehlicher Glut vom Augenblicke bestimmt und von der Gegenwart geknechtet werden. Die unnatürliche Reizbarkeit ihrer Nerven läßt sie nicht aus fortwährendem Zucken und Vibriren herauskommen; ein ewiger Rausch, ein unbestimmtes Streben und Ringen das sich an Alles klammert und an Nichts Halt findet hindert die Bildung einer konsequenten Richtung. Der ruhige Ueberblick den sich der Mann erkämpft, kaltes Ueberschauen von Wirkung und Ursache sind ihnen Chimären. Sie kämpfen mit geträumten Feinden, wägen alle Vorteile

der nur in ihnen vorhandenen Verhältnisse ab und erliegen gerade dann zumeist der Wirklichkeit wenn sie sich im Traume dem Siege nahe glauben. — Weh' ihnen wenn sich nicht doch endlich die rechte Klarheit durch eigne Erkenntniß und von innen heraus entwickelt. Die schonungslose Wirklichkeit, die plötzlich wie ein Blitz die sorglich gehegte Dämmerung durchglüht, das Wissen, das eisig und schneidend von Außen kommt, kann bei einem solchen Zustande nur vernichten. Und doch muß es einmal kommen. Der Geist, nun mit einem Zauberschlage aus der gleichförmig schmeichelnden Ordnung geschreckt, bricht entweder matt zusammen oder stürzt von Verzweiflung gehetzt kopfüber in wahnsinnige Bitterkeit. Es gibt keine Rettung. Die Welt in uns, sobald sie der aüßeren für immer Fehde erklärt hat, zehrt wie ein schleichendes Gift langsam aber sicher an unserem Marke, sie reibt uns endlich auf. Die Fantasie und der Traum sind Gifte die nichts neutralisirt, sie lassen nur ein Sinnen, kein Denken zu, und ohne Denken gibt es kein volles Leben mehr, denn das Denken ist ja die höchste Funktion eines belebten und lebensfähigen Organismus. Stein fühlte sich nicht berufen Felix auf die Gefahr aufmerksam zu machen der er sich unbedacht aussetzte, aber er war empört über die Gesinnungslosigkeit mit welcher er ein Wesen opferte das ihm erst so theuer geschienen. — —

Endlich riß das Gewölk wieder das wie ein schwerfaltiger Vorhang das Allerheiligste, die weißen Gletscherspitzen verhüllt hatte. Marie war bald darauf bei einer kranken Frau gewesen die in einem einsamen Gehöfte zwischen den Felsen wohnte. Auf dem Rückwege hatte sie eine neue, nach ihrer Schilderung überaus prächtige Partie entdeckt, zu der gleich für den nächsten Abend eine Wallfahrt verabredet wurde.

Es war in der That ein pittoresker Platz. Hohe Felsblöcke, Reste und Zeugen eines früheren Bergsturzes, waren lose bis an den Abhang verstreut. Zwischen ihnen wuchsen breite, gefiederte Farrenkraüter deren frisches Grün die grauen, rötlich oxydirten Steine umwogte. Gebüsch mit dem gewaltigen Schwunge der nur dem Gebirge eigen, starre Rüstern und zackiger Berghollunder, breiteten ihren Schatten auf das weiche fußhohe Moos das, wieder von dürrem Riedgrase überragt, ein angenehmes Lager bildete. Aus vermorschten Stämmen stiegen riesige Epilobien und Digitalisarten mit einer Unzahl roter und gelber Blüten empor. Etwa funfzig Schritt entfernt lag die Schwaige von Tannen umgeben, dahinter, immer mehr umduftet, der waldige Berg.

Dicht unter dem Punkte ragten die Thürme des Schlosses in die Höhe; man schien sie über die Kluft hinweg erreichen zu können. Die Fenster funkelten im Abendlichte durch das Laub wie ein Schwarm von

Leuchtkäfern, und seitwerts, noch tiefer, zitterten die glühenden Sonnenreflexe auf den Schieferdächern des Dorfes. Man konnte den Bach der unweit dieses Standortes, in tausend Farben schillernd, eine Kaskade bildete unendlich weit verfolgen, bis er im Blau des Abends hinter den Baümen verschwand.

„Sehen Sie da drüben auf dem Friedhofe die alte Ulme," rief Marie. „Dort versprach ich das gute Mütterchen das heute Morgen gestorben ist begraben zu lassen. Es war, wie sie sagte, ihr Lieblingsplatz, sie ruhte dort aus wenn sie sich in der Kirche müde gekniet hatte. Wie wenig Wünsche mag das Leben dieser armen Frau erfüllt haben! Es macht mich wirklich froh ihr den letzten gewähren zu können. Hätten Sie nur gesehn, wie heiter sie mein Versprechen machte, ich glaube fast daß es ihr den Tod erleichterte!" —

Der Diener der die Mappe nachtrug hatte auch eine Kaffeemaschine mitgebrcht. Sie wurde auf einen Felsblock gestellt den Felix nicht versaümte einem Opferaltare zu vergleichen, — und Marie bereitete den Nektar der so wie eine Cigarre nach des Malers Behaubtung zu einer gemütlichen Bergpartie gehörte. Beautie, die schlanke Windhündin, starrte mit ihren hellen Augen in die Spiritusflamme. Marie streichelte ihren Kopf, das Thier sprang an ihr hinauf, sie wehrte es ab, seine Bewegung aber warf den ganzen Apparat herunter. — Der brennende Spiritus hatte im Augen-

blicke das dürre Gras entzündet, und von der Zugluft gefacht eilten die Flammen in reißender Schnelle der Meierei zu. Mariens Schrei erst machte die Herren auf die dringende Gefahr aufmerksam, und entsetzt erblickten sie das plötzlich hereingebrochne Unheil. Marie hatte, um sich selbst zu schützen, rasch einen der Blöcke erstiegen, und der Maler benutzte dasselbe Mittel um von Stein zu Stein springend über das brennende Gras hinweg dem Feuer den Vorsprung abzugewinnen und womöglich die bedrohte Hütte zu retten. Felix folgte ihm.

„Lassen Sie die alte Frau nicht den Flammen," rief ihnen Marie nach, „ich kann sonst mein Versprechen nicht halten."

„Thorheit," gab ihr Stein zurück, „hier gilt es Lebende zu bewahren."

Der Umweg den sie notgedrungen einschlagen mußten ließ sie zu spät kommen. Die Massen von Reisig, Blättern und Fichtenzapfen die an der hinteren Seite des Hauses aufgeschichtet lagen, hatten das Feuer rasch auf das weit herunter hängende Bretterdach geleitet. Stein sah die Unmöglichkeit einer Rettung des Wohnhauses und warf sich deßhalb auf die Wirtschaftsgebaüde die von jenem durch einen Arm des Baches getrennt waren. Die dichten grünen Büsche und der moorige Boden hielten das Element hier von der Waldseite auf, nur Flugfeuer konnte weiter zünden,

und so hoffte er durch Befeuchten des Daches wenigstens die Vorräte der Armen zu bergen die, keine Gefahr ahnend, entfernt ihren Geschäften nachgingen. Er stieg auf den Ueberhang des am meisten gefährdeten Stadels und ließ sich durch den Diener fortwährend Wasser hinaufreichen.

Felix dachte dagegen nur an Mariens Wunsch. Der kahle Boden des Hofraumes bot dem Feuer keine Nahrung, der Graf war also gefahrlos in das Haus gedrungen. Eine Axt die er im Flure fand öffnete ihm nach langem Hinundherirren die Thüre der Kammer in der die Leiche ruhte. Das Bett hinter sich herschleppend erschien er nach einiger Zeit wieder am Eingange. Unglücklicher Weise blieben die hinteren Füße des großen schweren Bettgestelles an der hohen Schwelle hängen; er hatte nicht Kraft genug sie von Außen herüber zu heben und sprang deßhalb noch einmal in das Innere. In demselben Augenblicke fing aber auch das Obergebälk und der das Haus umgebende Altan Feuer, gleich darauf brannten selbst die Thürpfosten. In wilder Schnelligkeit jagten die Flammen um das morsche Holzwerk herum, ihre Zungen leuchteten und loderten durch den Rauchwirbel der im Nu das Haus füllte. Zugleich regnete es von oben halbverkohlte Brettstücke und glimmende Sparren.

Erschreckt von der Gefahr die ihn plötzlich von allen Seiten umgab, seiner Sinne durch den beizenden

Rauch fast nicht mehr mächtig, stand Felix ratlos und unthätig im Hause.

Marie die langsam denselben Weg zurückgelegt hatte, stürzte durch sein Ausbleiben geängstigt, nach Hilfe rufend in den gefährlichen Bann.

Stein erriet was geschehn; blitzschnell glitt er von seinem Sitze herunter und schob Marie zurück. „Sinnlose Narrheit!“ donnerte er dem betaübten Grafen zu, riß durch einen energischen Ruck die hemmenden Bettstollen ab und zog den Verlorenen aus der Gluthöhle. Felix brach ohnmächtig zusammen, und der Maler trug ihn aus dem Bereiche der Flammen.

Ohne weitere Rücksicht auf dies gräßliche Intermezzo zu nehmen eilte er wieder auf seinen Pesten.

Nach langem, schwierigem Kampfe der die beiden Alleinthätigen völlig erschöpft hatte eilten endlich Hilfsmannschaften herbei die durch das Niederreißen des Sparrenwerks der Verbreitung des Feuers hier Einhalt thaten. Weiter hinauf hatte das durch zahlreiche Quellen frisch erhaltene Gras auch dem Waldbrande ein Ziel gesetzt.

Das vorher so schöne Bild war nun grausig umgestaltet. Das niedergebrannte Haus mit der Rauchsaüle über sich, umgeben von dampfend kahlem Boden, die Gebüsche welk und angekohlt, die Leiche auf dem zerbrochenen Lager, halb herausgeschleudert mitten im Hofe, — Zerstörung überall. Stein, dessen eiserne

Nerven doch durch die übergroße Anstrengung schlaff geworden waren, stand matt und müde an einen Baum gelehnt; Marie war bleich und aufgeregt über Felix gebeugt der an den Händen Brandwunden trug, — und um diese Gruppe herum das Geschrei, das Gewühl der Arbeitenden und die Klagen der Leute, die der Verlust getroffen. Staunen, Mutmaßungen über die Entstehung des Feuers, Drohungen und Groll selbst, wurden dort und da ausgesprochen; man vermochte sich das Unglück und die gleichzeitige Anwesenheit der Schloßbewohner nicht zu erklären. Die düstre, gedrückte Stimmung die dies Rätsel über alle Gesichter verbreitete machte die Szene vollends schrecklich. Alles war verändert; — nur der Himmel war blau und heiter geblieben. Was weiß er von dem Elende das heimtückisch schnell wie eine giftgeschwellte Schlange das Schönste was die Erde bietet umschlingt, verpestet und zerstört. Es gibt keine Dissonanz die schneidender und greller das Gemüt berührt als solch ein Widerspruch unsrer Stimmung und der Natur. Wir möchten einen Nebel vor unser sehendes Auge niederziehn, der Himmel soll weinen, er soll zeigen daß er Mitgefühl hat. Er ist blau und fern, sein Auge lächelt über unser Verbluten hin, — er weiß nie von uns wenn wir uns am liebsten an ihn klammern möchten. Seine Heiterkeit wirkt dann wie Hohn, seine kalte Ewigkeit mag groß sein, schön ist sie nicht.

Endlich war Felix durch die Sorgfalt seiner Kousine wieder erwacht und wankte, auf Marie und Stein gestützt nach Hause.

Niemand sprach. Felix war zu matt, Marie beengte eine Art Scham, und Stein, dem der ganze Vorfall aus mehr als einem Grunde unangenehm sein mochte schien absichtlich ein freieres Aufathmen nicht vermitteln zu wollen. Sie hatten einen bequemeren Weg wählen müssen und deßhalb den alten Grafen der ihnen entgegengeritten verfehlt. Stein verließ Felix nachdem er ihn auf sein Zimmer gebracht, nahm ein Pferd und ritt dem Burgherrn nach. Er hatte immer noch kein Wort mit Marien gewechselt.

Unvermutete Ereignisse die uns von der unergründlichen Macht die wir „Ungefähr" nennen in den Weg geschleudert werden erzeugen ein unklares Rauschen, einen nebelgrauen Wirbel auch in dem geordnetesten Kopfe. Einzelne Momente, speziellste Situationen drängen sich wechselnd in greller Beleuchtung und markirter Betonung, alles Andre übertaübend, in den Vordergrund. Der rasche Wechsel dieser Bilder und die damit notwendig verknüpften Ideensprünge, hindern uns lange Zeit das ganze Faktum in einen Rahmen zu bringen und von oben herab zu überschauen. Unwillkürlich zerreißen wir die Kette immer wieder und klammern uns mit ängstlicher Sorgfalt an unbedeutende Winzigkeiten. Der Anblick eines großartigen Wasser-

falles ruft eine ganz ähnliche Erscheinung hervor. Der Tanz der Wellen umtost und umstaübt uns wie der Tanz der Begebenheiten. Der Wassersturz wie das Faktum in seinem aüßeren Antasten unsrer Persönlichkeit raubt uns nicht einen Augenblick Geistesgegenwart und Ueberblick. So wie wir aber das Gesehene in der Erinnerung neu schaffen wollen beginnt jenes gespenstige Treiben, jenes geisterhafte Flimmern vor den inneren Augen. Wir sind nie mehr im Stande den Totaleindruck in uns auftauchen zu machen, es gelingt uns nie mehr das nebeneinander zu fixiren was doch ursprünglich zugleich auf uns gewirkt.

Wer kann die Grenzen der Macht angeben die das scheinbar unbedeutendste Ereigniß erreichen wird? Wer kann die feinen Nerven entdecken und verfolgen die es in tausend Dinge streckt die zunächst in gar keinem Zusammenhange mit ihm stehen? Im Stillen wirkt es oft geheimnißvoll und desto sichrer fort, straft die begründetsten Berechnungen Lügen, entwirft neue Plane, spinnt oder zerreißt Netze deren Fäden ewig dauern oder auf der andern Seite ewig zu dauern versprachen. Es gibt kein Zurück. So wie der Grundstein, der erste lautgewordne Gedanke sich selbst weiß, baut eine Geisterhand, — man nenne sie nach Belieben, — an dem Werke weiter. Der Wille wird Sklave seiner Vorzeit.

Pygmäenhaft steigt die Zukunft auf die Schultern

des Jetzt, aber sie dehnt sich, wächst nach ungeahnten, unbestimmbaren Gesetzen, endlos in ewigem Wechsel, zum Riesen, — die Füße bald vom Nebel der Vergangenheit verschleiert, das Haubt von Wolken umtraümt. Bergen diese Wolken Segen, bergen sie Blitze? Wer kann es wissen? Die Zukunft wächst zum eigenwilligen, gewaltthätigen Kolosse der uns verspottet und hohnlächelnd seinen Weg schreitet ohne unsre Mauern und Vorsichtsmaßregeln zu beachten. — Der Funke Gegenwart ist uns unterthan, wir aber sind Knechte der Fackel die wir damit entzünden.

Dieses Unvermögen Herr des Kommenden zu bleiben, mag von großer Bedeutung für jenen Zustand der Verwirrung sein. Dies Bewußtsein mag mehr noch als der Taumel selbst jenes peinigende, qualvolle Gefühl hervorrufen das uns in solchen Augenblicken bleischwer überkommt.

Stein stand noch spät an seinem geöffneten Fenster und sah unruhig traümend in die Nacht hinaus. Er fuhr wiederholt mit der flachen Hand über die glühende Stirn, als wollte er Gedanken verscheuchen und andere sammeln. Die Katastrofe der so viel versprechenden Waldpartie schien ihm ohne Zweifel eine engere Näherung der beiden Verwandten nach sich ziehn zu müssen. Theorie und Praxis sind in einer Mädchenbrust fast immer diametral entgegengesetzt. Je mehr eine Frau sich selbst in der Gewalt zu haben glaubt desto lieber

treibt das Geschick sein Spiel mit ihr. Die Willkür und der Schmuck der Fantasie helfen dann alle Lücken ausfüllen, und der ideale Traum von starrer Willenskraft ist vergessen. Die leitenden Gründe einer Frau sind andere als die des Mannes. Die Weichheit, das Nachgeben, die Sucht sich selbst zu opfern, sind Eigenschaften die im entscheidenden Augenblicke jede andere vorgefaßte Ansicht überwältigen. Es ist eine Schwäche; aber das Weib ist gerade durch diese Schwäche reizender und sieghafter als durch eine Festigkeit die neben seinen anderen angeborenen Eigentümlichkeiten fremdartig und störend hinlaüft. Stein hatte keinen Grund zu glauben daß Marie hierin eine Ausnahme sei. Sie hatte zwar von Felix gesagt, er bliebe ihr fremd denn er verstehe weder sie noch andere Menschen weil er sich über sich selbst nicht klar sei, — aber mußte sie denn bei dieser Ueberzeugung, die Stein in ihr nährte weil sie Wahrheit enthielt, für immer bleiben? Bisher war es ihm gelungen jeden Versuch des jungen Grafen die Schranken eines gewöhnlichen Verhältnisses zu überschreiten zu bewachen und zu vereiteln, für den Augenblick aber glaubte er seinen Einfluß von einer größeren Macht überflügelt zu sehn. Das Mitleid das so oft Grundsätze zu Boden wirft und aus Feinden Freunde macht war ein Gegner dem er keine Waffe widerstemmen konnte. Das Mitleid ist ein Weh das wie ein elektrischer Funke durch den bloßen Anblick des Leidens

in unser Inneres überspringt und wirkt und schafft, je nachdem unser Wesen ihm Verwandtes hat. Eine völlige Unempfänglichkeit dafür gibt es gar nicht, so wie andrerseits die Behaubtung man bedürfe keines Mitgefühls, eine gemachte ist. An dem Einen huscht es vorüber, ein flüchtiger Schatten, eine Falte auf der Stirn die rasch verschwindet, — in einem Anderen nistet es sich fest, bald klar und willensstark, bald weich und verloren; der Weltschmerz selbst ist nichts als eine Verzerrung des Mitleids. Auch Byron der so oft alle Theilnahme von sich abzuweisen scheint liefert an hundert Stellen den Beweis daß es ihm sous cape sehr darum zu thun ist gefühltes und erdichtetes Weh in den Herzen der Leser nachbeben zu lassen. Wie könnte er denn auch als Dichter anders? Mitleid und Bedauern sind oft verwechselte und doch himmelweit unterschiedne Begriffe. Wo kein Mitleid gefühlt, kein Mitleid verlangt wird, da ist kein Leben mehr; die Äußerung des Bedauerns bedingt ein gesteigertes, das Bedauertwerden ein deprimirtes Lebensbewußtsein. Bedauern ist nicht beklagen. Bedauern, Mißachtung und endlich Verachtung, das ist eine folgerichtige Reihe die den Gegenstand dieser Affekte immer mehr von uns entfernt. Mitleid steigert sich zu Sorgfalt, zu lebendigster Aufmerksamkeit, wir lieben endlich den Gegenstand unsrer Sorgen schon um dieser Bemühungen willen. Mitleid macht vertraut, und vereint Getrenntes .....

In Mariens Brust mußte sich dies Gefühl doppelt mächtig aüßern, da sie den Vorwurf nicht zu entkräften vermochte daß sie selbst den größten Theil der Schuld an dem Unfalle trage.

Die Gefahr zeigte sich noch dazu leider größer als der erste Anschein hatte glauben lassen. Der nervöse Bau des Leidenden war durch die heftige Erschütterung so angegriffen daß sich alsbald ein Fieber einstellte bei dessen Anblick der am Morgen herbei geholte Arzt bedenklich den Kopf schüttelte.

Marie hatte geweint als sie den Burgherrn noch spät am Abende des Unglückstages im Salon aufsuchte. Sie hielt sich für die unmittelbare Veranlassung des ganzen Vorfalles, und Steins Schweigen, die stumme Anklage die sie in seinem Blicke lesen wollte machten ihr die Last unerträglich drückend. Sie kam oft in das Zimmer neben der Krankenstube, ja als der Zustand ihres Kousins sich noch weiter verschlimmerte, mußte man ihr sogar seine nächste Pflege überlassen da sie dies Recht dringend und heftig beanspruchte. Es schien als wolle sie durch diese Anstrengungen ihre Schuld sühnen und den strengen Richter befriedigen.

Stein kümmerte sich um die Krankheit des Grafen anscheinend gar nicht und diese scheinbare Herzlosigkeit hing gewiß eng mit der Gedankenkette zusammen deren Ringe er in jener Nacht, sich selbst quälend, an einander gereiht. Es war kaum Absicht, der ab und zu

wogende Gedankenstrom ließ ihn nicht an etwas denken das außer dem Bereiche seiner Wellen lag. Indeß, verdient ein Unglück das durch zwecklose Tollkühnheit herangezwungen worden auch nicht innige Theilnahme von Unbetheiligten, so war hier doch sein Benehmen eben so auffallend als hart.

„Können Sie meinem Leichtsinne immer noch nicht vergeben?“ fragte ihn Marie, als sie ihm einmal allein im Park begegnete. „Felix ist weit nachsichtiger, ihn scheint vor Allem zu drücken daß sein Zustand mich beunruhigt. Sprechen Sie doch endlich die stumme Anklage aus die ich fortwährend auf Ihrem Gesichte lesen muß!“

„Wie hätte ich ein Recht an Ihrer Handlungsweise zu makeln, gnädigste Gräfin?“ sagte Stein höflich. „Noch weniger habe ich etwas zu vergeben.“

„Sie sind ein sonderbarer Mensch, Stein, ich glaube Sie zu verstehn. Ich weiß nicht wie sich diese Pedanterie, eine solche ist es sicher, mit Ihrer Kunst verträgt. Von dem Geschehenen selbst nehmen Sie so wenig Notiz als irgend möglich; wäre Ihnen durch meine Schuld ein Unfall zugestoßen, so hätten Sie ihn längst verziehen weil Sie das Faktische daran nicht übersehn könnten. Jetzt aber wissen und überlegen Sie immer nur in wie weit ich gegen Ihr Prinzip gefehlt habe. Eine Kränkung Ihrer Person vergessen Sie leichter als einen solchen Verstoß. Ist das nicht auch

eine Verknöcherung? Können Sie mit einem Mädchen so rechten?"

„Ich muß wiederholen daß ich mir durchaus keine derartige Beurteilung anmaße. Meiner Ansicht nach trägt Felix allein die Schuld. Bei Ihnen war die Rettung der Leiche ein Gedanke der von vieler Pietät zeugt; von Pietät die immer anerkennenswert bleibt selbst wo sie nicht am rechten Orte ist. Felix aber der Ihren Wunsch zu erfüllen suchte während seine Ueberlegung ihm das Thörichte zeigen mußte, ließ sich von der Romantik Ihres Einfalles übermannen, — und das verdient Strafe!"

„Dann fällt mir die schwere Aufgabe zu ihm diese Strafe tragen zu helfen. — Aber lassen Sie uns Frieden machen. Der gute Onkel ist in Verzweiflung über die Sache die eine so unglückliche Wendung genommen. Unsre Mißstimmung, das allgemeine Stillschweigen das ihn jeder Zerstreuung beraubt nimmt ihm vollends alle Laune. Ihm zu Liebe lassen Sie uns Frieden machen da Sie es nicht um meinetwillen thun wollen. Ich verspreche Ihnen dagegen auch Niemand mehr in eine „romantische Versuchung" zu führen."

Stein verbeugte sich verbindlich und ging neben ihr her, aber der alte, bewegt herzliche Ton wollte nicht wiederkehren. Seine Stirn wurde trotz der emsigen Bemühungen des Burgherrn, der nun in dem

Maler den Retter seines Neffen schätzte, und trotz der Aufmerksamkeiten Mariens nicht mehr frei. — —

Sobald Felix sich einigermaßen erholt hatte und er wieder mehr sprechen durfte, wurde über den Haubtbalkon eine breite Marquise gespannt unter der sich die Gesellschaft versammelte. Marie hatte früher bei allen Spazirgängen den Arm des Grafen mit der Bemerkung abgelehnt daß sie lieber frei und ungehindert gehe; jetzt war sie es immer, die den Schwachen zu seinem Sitze geleitete. Der freudige Ausdruck der bei dieser Gelegenheit jedesmal sein Gesicht überflog hatte den Maler wiederholt gestört. Noch unangenehmer berührte es ihn als Marie auf den Vorschlag des Burgherrn einging: Kousin und Kousine sollten das fremde „Sie" gegen das trauliche „Du" vertauschen. Der triumfirende Blick auf Stein mit dem Felix anfangs jede solche Anrede begleitete verletzte diesen, und es war — mehr als Freundschaft daß er ihm den Vorschlag machte statt seiner, noch vor der gänzlichen Genesung, seinen Unfall nach Heidelberg zu berichten.

„Gott bewahre! — Klara würde sich nur unnütz kümmern. Wozu ihr Angst bereiten?"

Ebenso wenig wollte er trotz Steins Drängen nach seiner Herstellung dem Onkel eine definitive Erklärung abgeben.

„Es wäre mir zu unangenehm," sagte er, „ihm

gleich wieder neuen Verdruß zu machen, da er eben erst meine Krankheit verschmerzt hat.“

„Begreifen Sie denn aber nicht daß er aus Furcht einen Rückfall hervorzurufen, gerade jetzt viel weniger schwierig sein würde, als sonst?“ —

All diese Vorstellungen bewirkten nur daß Felix jede Gelegenheit mied mit Stein allein zu bleiben.

Das Brüten das sich Steins bemächtigt hatte nahm immer mehr zu. Er erschien wiederholt nicht bei Tische und ließ sich damit entschuldigen daß er ohne Nachtheil seine Arbeit nicht unterbrechen könne. Er zeichnete an jener versprochenen Meduse, aber ohne daß ihn seine Versuche befriedigten. Die Linien blieben unbestimmt und verworren. Je mehr er auf ihre Schwingungen starrte, desto unklarer wurde sie; eine Welt wirrer Traüme, wirr wie die Züge des Entwurfes, kreuzte sich unter seiner Stirn, — aber dort und da wollte sich kein ganzes Bild daraus gestalten.

Mariens Geburtstag kam heran. Felix war unendlich geschäftig, er schien große Ueberraschungen

vorzubereiten. Stein fragte ihn nicht danach, und Felix sprach nicht davon weil er den Ruhm der Anordnungen allein haben wollte. Der Burgherr hatte von Likl in Wien eine prächtige Physharmonika besorgen lassen. Marie wünschte ein solches Instrument das sich vorzüglich zur Begleitung von Liedern eignet zu besitzen. Felix bekam seine Gedichte die er trotz Steins Abmahnen hatte drucken lassen und überreichte dem Geburtstagskinde ein Prachtexemplar. Vorher schon hatte er eine Sammlung exotischer Schlinggewächse in antik geformten Porzellannäpfen hinübergeschickt. Nur Stein hatte sich noch nicht sehn lassen, er schien die Zimmer Mariens die, sonst unnahbar, heute auf ihren besonderen Wunsch zum Versammlungsorte der Schloßbewohner bestimmt waren, nicht betreten zu wollen. Der alte Graf ordnete unten ein Fest für die Dienerschaft, Felix ließ im Garten verschiedene wunderlich geformte Röhren und Kasten vergraben, Marie war allein. Sie fand Steins Betragen, hinter welchem sie eine Absichtlichkeit vermutete, abscheulich und kränkend. Er ist ungezogen, sagte sie sich, und verdient nicht daß man es bemerkt. Oft hätte ich glauben mögen daß er ein Gefühl für mich hegt dem er keinen Namen zu geben weiß, nun verstehe ich ihn nicht mehr. — Obgleich sie sich gern überredet hätte daß sein Betragen sie wenig berühre, ging sie doch ärgerlich und unruhig aus einem Zimmer in das andre, nahm ein Buch, griff ein paar Töne auf

der Harmonika, — knüpfte ein Tuch um und wollte in den Park: an der Thür aber kehrte sie zurück. — Wenn er jetzt dennoch käme? Er muß kommen, es wäre unerklärlich; eine so auffallende Vernachlässigung gerade von ihm habe ich nicht verdient, dachte sie. Sie erinnerte sich lebhaft all der freundlichen Aufmerksamkeit die er ihr die Zeit über gewidmet, der Bedeutung die er ihrem Umgange auch nach der letzten Störung des Verhältnisses immer noch beizulegen schien; es that ihr weh daß er heute ausbleiben sollte. Sie hatte ihn nie so ungeduldig erwartet. Er kam nicht sie harrte umsonst. Als sie noch einmal mißmutig ihre Zimmer durcheilte, gewahrte sie auf dem Bureau ein versiegeltes Paquet von bedeutendem Umfange. Es war an sie überschrieben. Sie schnitt den Bindfaden durch und erbrach das unbekannte Siegel. Ein paar Zeilen von Stein fielen ihr entgegen.

Eine Menge von Erinnerungen, schrieb er, die bei dem Wiederanblick seines Jugendlebens in ihm rege geworden, hätten ihn so verstimmt daß er den Tag der Freude nicht durch ein ernstes Gesicht trüben wolle. Zudem hasse er das offizielle Gratuliren. Daß er Mariens Glück wünsche, habe er oft gezeigt und gesagt, er könne es unmöglich heute mehr und besser als ein andermal. Er bäte sie das kleine Kunstwerk das er beilege als Andenken zu behalten; zugleich überschicke er ihr um sein Versprechen zu lösen das

gewünschte Album und das Bild das er eine Meduse genannt.

Das war Alles so frostig, so gezwungen kühl gesagt, man konnte zwischen den Zeilen die Bemühung lesen jedes warme Wort zu unterdrücken. Marie lächelte darüber. Wie schwer mag es ihm geworden sein dies Briefchen gerade so zu schreiben! sagte sie in sich. — Durfte er denn anders? Sie wurde wieder ernst.

Das Andenken das er sie anzunehmen bat, war ein Rahmen von altem Email auf Gold und Silber, prachtvoll gearbeitet, die Schraubenrosetten an den Ecken enthielten einen Stern von Safiren, die innerste Bordüre stellte Weinlaub dar an welchem die Trauben die dort und da aus den Blättern sahen von Perlen gebildet waren. Der Rahmen mochte ein Reliquiarium eingefaßt haben, Stein hatte statt dessen einen ausgezeichnet geschliffnen Stahlspiegel einsetzen lassen.

Marie geriet durch den unerwarteten Reichtum des Geschenkes in Verlegenheit. Sie wußte daß sie die Gabe nicht ablehnen durfte, aber es war ihr nicht angenehm daß sie außer der Bedeutung die ihr die Kunst verlieh noch so großen materiellen Wert hatte.

Sie erinnerte sich gesagt zu haben, daß sie die Alten namentlich darum beneide daß sie auch zum gewöhnlichsten Gebrauche kunstvoll gearbeitete Geräte benutzt; das feste Lederfutteral das den Spiegel ein=

schloß sagte ihr, daß Stein, auf den Gedanken eingehend, ihr nichts als einen Reisespiegel hatte geben wollen. Er war geschmackvoll, bequem, kunstreich, aber von zu großem Werte. Steins finanzielle Verhältnisse waren ihr fremd; jedenfalls aber fand sie es sonderbar daß er ein solches Geschenk gewählt. Es schien ihr ein Mißbrauch ihres Zartgefühls. Immer noch beunruhigt, öffnete sie die große, elegante Maroquinmappe in der das Album ruhte.

Es lagen darin größere und kleinere Skizzen, Umrisse und ausgeführte Zeichnungen sämmtlich sorgfältig nummerirt. Dazwischen fand sich außer dürren Blumen auch eine mäßige flache Kapsel die durch eine Feder geschlossen war. Marie griff nach dieser, zögerte aber plötzlich, schob Alles wieder in die Mappe zurück, schrieb einige Worte und schickte das Billet zu Stein hinüber.

Sie bat ihn zu ihr zu kommen. — Er kam. —

„Ich kann Ihnen für Ihre Gabe nicht danken," sagte sie. „Ich hoffte Sie würden mir ein von Ihnen gemaltes Bildchen schenken, Sie haben mich um diese Freude gebracht, Sie haben mich in Verlegenheit gesetzt statt mir eine Freude zu machen. Gestehen Sie wenigstens Ihr Unrecht ein damit ich doch eine kleine Genugthuung habe."

„Ich hoffe daß Sie mich freisprechen werden wenn Sie mir eine kleine, scherzhaft galante Deutung

erlauben wollen. Der Rahmen ist eine sehr alte, und wie die große Mühsamkeit bezeugt, deutsche Arbeit. Jamitzer, der berühmte Nürnberger Goldschmidt, ist sein Meister. Er ist seit undenklichen Zeiten in meiner Familie, ich ließ ihn nur putzen und verbogne Zierraten ausgleichen. Seine Bestimmung ist: ein Reliquienkästchen zu umschließen. So hing er im Schlafzimmer meiner Aeltern. Ich will keine Profanation und gebe gern Alles seiner ursprünglichen Bestimmung zurück. Diesem Grundsatze huldigend konnte ich keine Anwendung von dem Rahmen machen die zweckdienlicher wäre."

„Wahrhaftig, Herr Stein, ich kenne Sie gar nicht wieder. Sie sagen Schmeicheleien und machen dadurch die Sache nur . . . ." Marie vollendete den Satz nicht, der ernste Blick den Stein auf ihr ruhen ließ machte sie erröten. „Ich habe Sie auch nicht deßhalb zu mir bitten lassen," sagte sie hastig. „Es ist mir unmöglich Ihr Tagebuch anzusehn wenn Sie nicht zugegen sind. Es kommt mir vor als sähe ich durch den Spalt eines Fensterladens in eine Parterrewohnung und spielte eine unberufene Lauscherin. Es mag interessant sein so in ein Leben hineinblicken zu können wenn alle und jede Maske abgezogen worden, wenn alle Rollen fortgeworfen und vergessen sind die uns die Welt aufdringt, ich kann es aber doch nicht über mich gewinnen den Versuch zu machen. Vielleicht," sie nahm

die Mappe zur Hand, „haben Sie hierin Manches das Sie mich lieber nicht sehn lassen wollen. Meine Bitte war überhaubt eine übereilte, unpassende, ich würde Sie auch nicht an ihre Erfüllung erinnert haben.“

„Ich würde mich kaum haben bewegen lassen diese Blätter aus den Händen zu geben, wenn ich nicht gehofft daß Ihr Wunsch eine Art Theilnahme, ein Interesse in sich schließe das mir Freude macht. Bloße Neugier wird in meinem Leben nichts Anziehendes finden; habe ich mich in dem Motiv Ihres Wunsches geirrt, so ist es sicher besser Sie lassen die Mappe wie sie ist.“ —

„Wollen Sie sich neben mich setzen, und Ihre Erklärungen nebenher gehen lassen,“ sagte Marie rasch und herzlich, nahm auf dem Divan Platz und legte den Band auf ihre Kniee.

„Man hat das Leben oft genug mit einem Strome verglichen,“ sagte Stein, „und es gibt in der That kein besseres Bild. Erst ist es ein Bach, still spielend und in sich hinein murmelnd. Die schlanken Erlenstämmchen mit ihren dunklen Laubkronen, die bunten Wiesenblumen spiegeln sich drauf oder schwimmen in den Wellen. Idyllischer Friede ist rings. — Die Fluten drängen sich vorwerts, der Kampf mit Felsbarrikaden beginnt. Nicht mehr gemächlich plauderhaft, sondern ruckweise dahinschießend, stürzend, an Steine prallend, schaümend, zerstaübend, aüßern sie jetzt ihre

Thätigkeit. Sie wollen etwas, aber entweder das Wollen selbst ist ihnen nicht klar, oder es fehlt ihnen die Kraft das Gewollte durchzusetzen. Sie grollen mit sich selbst und zürnen daß man sie in solche Schranken presse. Raum! eifern sie, und wir leisten Ungeheures. Sie würden es auch. Oft aber würden sie nur zerstören ohne in ihrer Flüchtigkeit bauen zu können. — Sie gewinnen Raum, der Bach wird zum Strome nachdem er unendlich viel Fremdes in sich aufgenommen. Die Wellen spiegeln nicht mehr die Büsche am Ufer, nicht mehr nackte Felsenwände an denen nur der Efeu unsrer Traüme hinklettert. Sie gleiten an stolzen Städten, an Schlössern und Burgtrümmern vorbei. Vergangenheit und Gegenwart ruhen auf ihrem mächtigen Nacken, und der Zukunft tragen sie schwerbeladne Schiffe entgegen. Der Strom schwillt und wächst fort, bis er großartig in den Ozean hineinbraust oder müde im Sande verrinnt. — Ich kann mein Leben übersehn; es liegt vor mir wie der Lauf eines Wassers auf der Karte. Ich habe die ersten Phasen durchgemacht. Städte und Zinnen, Menschen mancher Art und Sprache haben sich darin gespiegelt; — ob es voll und kräftig bis zum Ozean fortwallen wird, oder ob es allmälig versiegt, nur davon weiß ich nichts. Wundersam berührt hat mich das in Illyrien und der Krain oft wiederkehrende Schauspiel, daß der Boden große Wassermassen buchstäblich verschlingt. Leben und

Tod hart neben einander. Das Wasser kommt von den Rädern großer Werke die es treibt auf eine Wiese, bildet einen kleinen See der in der Mitte eine kaum sichtbare Vertiefung zeigt, — der Strom, das lebendige Vorwertsrollen, ist spurlos verschwunden, der See hat keinen sichtbaren Abfluß. Ich glaube der Boden unsrer Gesellschaft ist ebenso durchhöhlt und zerlöchert wie die Krain, und dadurch ein plötzliches Untergehn warmer Thätigkeit ebenfalls möglich. Es ist ein grauenhaftes Ende, aber wer hat hierin eine Wahl? — — — — Ich habe lang nichts mehr in mein Buch gezeichnet, weil ich kein „Ereigniß“ zu notiren hatte. Der Brand den wir durch unsre Unvorsichtigkeit veranlaßt scheint mir so unvergeßlich werden zu wollen daß er keiner besondern Bemerkung bedarf.“

Marie hatte unterdeß den Band aufgeschlagen. Die erste Seite enthielt ein mit vielem Fleiße bis ins Kleinste ausgeführtes Aquarell, eine freundliche Landschaft.

„Diese Gegend sah meine Kindheit. In jenem Herrenhause mit dem doppelten Dache das noch einmal so hoch ist als der Unterbau wohnten meine Aeltern. Die prachtvolle Eiche im Vordergrunde spielt eine Rolle in meinem Leben, sie war meine Vertraute. Ich lag oft traümend in ihrem zitternden Schatten, die Blätter flüsterten mir viel Freundliches zu, bis ich einschlummerte und von Hause gesucht werden mußte.

Dieser Baum, der Jahrhunderte gesehn hat, stand in der ganzen Umgegend in großer Achtung, man näherte sich ihm des Abends nur mit einer gewissen Scheu; ja, es gab Leute die Elfenringe und andern Zauberspuk in seinem Banne bemerkt haben wollten. Selbst nicht ganz fern von einem gewissen Aberglauben, sann mein Vater darauf dem Baume eine Weihe zu geben die jeden zauberischen Einfluß vernichtete. — Unsre Familie hatte auch in der Zeit wo der Katholizismus fast politisch anrüchig machte streng an ihrem Glauben festgehalten. Die Pfarrgemeinde als solche verdankte ihre Existenz fast nur den großen Opfern, die von Seiten der „Herrschaft" gebracht worden. Auch die alte Kirche, gleich einem Blockhause aus ganzen Stämmen zusammengefügt, mit dem sonderbaren, abgestumpften Pyramidenthurme den Sie hier auf dem Bilde sehn, war von den Meinen erbaut worden. Grünes Moos und falbe Flechten hatten sie in der Zeit die mir erinnerlich in eine schimmernde Laubhütte verwandelt, so daß man sie kaum aus den Linden des Friedhofes herausfinden konnte. — Diese streng-konfessionelle Richtung brachte meinen Vater auf den Gedanken ein altes Madonnenbild das vom Rauche des Kamins geschwärzt, vergessen hoch an der Decke eines Zimmers hing, auffrischen und in einem Glasschreine an meine geliebte Eiche befestigen zu lassen. — Es war der Wunsch meiner Aeltern daß ich Priester werde,

sie hielten es in ihrem einfach frommen Sinne für mein höchstes Glück. Da ich von Natur schwärmerisch und dem heilig Mystischen innig zugethan war, hatte es keine Schwierigkeit gehabt mir diesen Stand als angeborene Bestimmung darzustellen. Meine Spiele selbst deuteten darauf hin, es gehörte zu meinen liebsten Vergnügungen bei der Messe dienen zu dürfen. Indeß war ein gewisser Widerspruch doch schon da, es hatte sich unbewußt ein mächtiger Hang in meine Brust geschlichen der mit der religiösen Etiquette nicht zusammen klingen wollte. Das Leben in der Natur ging mir über Alles. Ich begriff nicht daß man mich schelten konnte wenn ich unter meiner Eiche der Gottheit näher zu sein glaubte als in der Kirche. Im Freien, auf einem Felsenstücke, meinte ich, sollte man die Messe lesen, wo die Sonne als segnende Monstranz in der Hand des Höchsten blinkt. Ich war recht betrübt daß man mir solche Gedanken als Sünde verketzerte. — Auch das Madonnenbild an der Eiche störte mich anfangs sehr, ich konnte mir gar nicht denken daß dem Baume irgend etwas fehle das eine solche Weihergänzung nötig mache. Den Tag vor der feierlichen Einsetzung des Schreines noch kritzelte ich auf ein Blatt Papier die Umrisse der alten Freundin und bat sie kindlich betrübt mit heißen Thränen meinem Vater sein Unrecht zu verzeihen. Diese Zeichnung war der erste Versuch in dem Berufe dem ich später mein Leben

gewidmet. Erinnerungen aus der Kinderzeit haften schärfer als die aus späteren Jahren. Es ist auch ganz natürlich. Nur ein gewisser Kreis, nur gewisse Gegenstände wirken auf uns, sie haben deßhalb Zeit sich einzeln und allmälig einzuätzen. Später drängen sich die Bilder, eins verwischt das andere, man lernt vergessen. Zu meinem großen Bedauern verlor ich das Blatt das ich lange wie ein Palladium auf dem Herzen getragen. Ich zeichnete später den Baum täglich wieder in all seinen Phasen, und die ganze Szenerie, so wie der Gang meiner Traümereien dabei, sind mir noch vollständig gegenwärtig. Ebenso zieht deutlich vor meiner Seele die Prozession vorüber in der wir die Madonne an ihren Platz gebracht. Ich hatte das Bild nur verraüchert in dem Winkel der Stube hängen sehn, jetzt hatte es wieder grelle Farben, einen violetten Mantel, und vergoldete Stralen um das Haubt des Kindes wie der Mutter. Das Bild war nicht schlecht, namentlich hatte der Kopf des kleinen Heilandes einen sinnig liebevollen Ausdruck. Ich gewöhnte mich an diese Zier, meine Schwärmerei fand darin neuen Nahrungsstoff. So sehr sich mein Gefühl dagegen gestraübt, so sehr ich geweint, bald ging ich nicht mehr unter die Eiche um sie, sondern nur um das heilige Kind zu sehn. Mein zitternder schwacher Stift bemühte sich nun die Züge des neuen Lieblings wiederzugeben, und ich ruhte nicht eher bis ich mit

Hilfe meines Tuschkastens eine Kopie davon hergestellt die als kunst- und bildungsloser Versuch nichts zu wünschen übrig läßt. — Wollen Sie das Blatt wenden? Die nächste Seite enthält dies kleine Kunststück, das ich nach dem Tode meiner Mutter aus ihrem Gebetbuche nahm. Als ich mein Werk in einem seligen Rausche von Entzücken, wie ich ihn bei späteren, größeren Erfolgen nie wieder gefühlt, den Aeltern zeigte, fanden sie in diesem Zufalle eine neue Bestätigung für meinen geistlichen Beruf. Ich zählte damals etwa elf Jahre. Sie glaubten nicht länger zögern zu dürfen. Auf den Rat des Dorfpfarrers der bisher für meinen Unterricht gesorgt hatte, bestimmte mein Vater ein damals sehr berühmtes Jesuiten-Stift in der Schweiz für meine weitere Ausbildung. Wie schwer mir der Abschied von den geliebten Fluren wurde in denen jeder Stein durch eine Erinnerung geweiht war kann ich nicht schildern. Ich kniete vor dem Bilde, die Eiche rauschte über mich hin, es war ein frommer, heiliger Moment, dessen Ruhe noch oft wie ein leiser, mahnender Trostakkord durch meine Seele zitterte wenn ich gestört und mit mir zerfallen war. —

„Eine erste Reise auf der sich eine Flut von gänzlich neuen Gegenständen in uns hineinzaubert ist wie ein Nachklang geliebter Märchen. Wenn zum ersten Male die Vergleichspunkte mit dem fehlen was uns alle Tage umgab; wenn wir durch Unbegreifbares

und Ungeahntes aus dem gewohnten Denkkreise herausgerissen werden, dann stellt sich ein Gefühl ein wofür es keinen Namen gibt. Es ist nicht Schmerz, es ist nicht Lust, und doch eine Mischung von Beidem. Es thut uns weh daß nicht in der lieben Heimat all dies Schöne zusammengedrängt ist, und zugleich freuen wir uns daß die Pracht der Natur nicht blos für Bilderbücher ertraümt worden, daß sie großartiger und — freundlicher in der Wirklichkeit vor unsern Augen funkelt. Ich kauerte mich still zusammen, wie im Fieber zuckte ein Bild nach dem andern an mir vorüber, ich lauschte hinaus und wieder in mich hinein. Als ich am Abende des ersten Tages meinem Vater der mich begleitete lautweinend um den Hals fiel, glaubte er ich weine aus Bangigkeit und suchte mich zu beruhigen. Mir war aber nicht bang, ich fand nur keine Worte für meinen gespannten Zustand. Mein Herz war so voll, so gehoben und gepreßt zugleich, mir war nicht bang, — die Welt war ja so schön! — Wir zogen über Frankfurt, Heidelberg, Karlsruhe nach Straßburg, wo ich nicht glauben wollte daß der Münster von Menschenhänden gebaut, von einem Menschen gedichtet sei: wie Blumen und Berge dacht' ich ihn unmittelbar dem Schoße der Natur entwachsen. Nur die Natur hatte bisher gewaltig und unabweisbar auf mich gewirkt; daß die Werke der Menschen ebenfalls ergreifen und besiegen können, leuchtete mir erst hier ein, und der Name

Erwins von Steinbach galt mir seitda, ohne daß ich irgend frivol zu sein meinte, ebenso viel als der des größten Heiligen den ich damals im Gedächtnisse hatte. Kräftig, wie ich für mein Alter war, bestand ich darauf den Vater bei der Thurmbesteigung begleiten zu dürfen. Auf der offnen Treppe, über die wasserspeienden Ungetüme die einen Zauberpalast zu bewachen schienen hinaus kletterte ich rüstig fort. Umsonst habe ich den Münsterthurm wiederholt bestiegen, ich konnte das Meer von Seligkeit das mir damals den Horizont begrenzte, nicht wieder finden. — Von Straßburg fuhren wir nach Basel, von Basel über Solothurn nach Bern. Sie kennen die Tour jenseits Bern selbst genau, Gräfin. Unweit einer Brücke über die Aar liegt ein kleines Dorf dessen Namen ich vergessen habe; unser Gespann war ermüdet, ich selbst war durch die Ueberreizung ermattet und eingeschlafen. Wir hielten in dem Dorfe, ich erwachte und sah nun mit einem Male das ganze unbeschreibbare Panorama, die starren, blendend schimmernden Eiskolosse vor mir. Sie stiegen in den Himmel hinein, die Zacken und Ecken schienen mir ganz bequeme Treppenstufen, man mußte auf ihnen besser als auf dem berüchtigten babilonischen Thurme der mir aus der biblischen Geschichte wohlbekannt war den Himmel erreichen können. Ich sprach diesen Gedanken auch aus, ich hoffte auf diesem Wege ohne den finstern Tod küssen zu müssen ein Engel zu

werden. Der Vater lächelte über meine Einfalt und vernichtete meinen Traum durch die Kunde daß jene Gletscher unersteigbar seien. Hübsch fand ich's eben nicht von der Gottheit daß sie uns eine Treppe hinbaue, und diese höhnischer Weise für uns unbenutzbar mache. — So kamen wir an den Bestimmungsort. — Wenn ich bei diesem Abschnitte meines Lebens länger verweilte als vielleicht nötig scheinen mag, so liegt der Grund darin daß ich Ihnen gern durch einzelne Züge andeuten wollte welche Anlagen, welche Sinnes- und Geistesrichtung ich in die Welt mitbrachte. Ohne diese Basis würden Sie doch nicht wissen wie ich geworden bin, und das wollten Sie ja wenn ich nicht irre.

„Ich blieb also in der Obhut der Jesuiten. Der erste Eindruck den ich empfing als ich den prächtigen Palast der die Stadt dominirt durchschritt, war ein stolzer. Ich fühlte mich durch den Gedanken getragen in diesen großartigen Raümen von der Wissenschaft genährt zu werden. Im Freien beherrscht uns Gefühl, Poesie, innig gemütliches Anschmiegen; in den Mauern wird Ehrgeiz und Ringen nach Ueberlegenheit geboren. Mein erster Unterricht war vorzüglich gewesen, und eine leichte Fassungsgabe half mir noch rascher vorwerts. Ich strebte so rührig und emsig daß ich bald die Augen der Lehrer auf mich zog. Wir Pensionäre wohnten zu dritt in einem Zimmer, und je drei Zimmer standen wieder unter der besondern Aufsicht

eines Paters. Der uns zugetheilte Aufseher war ein Mann der bald mein Vertrauen, meine ganze Liebe besaß. Eine edle hohe Gestalt, blitzend geistvolle Augen, wohlklingende Stimme und freundlicher Ernst zeichneten ihn aus. Erst einige dreißig Jahr alt, hatte er doch schon im Dienste des Ordens große Reisen in Amerika und Asien gemacht. Das traümerische Element das damals in mir lag, und der mächtige Drang nach Wissen der in mir kämpfte, machten mich ihm beachtenswert. Ich brachte bald all meine Mußestunden bei ihm zu. Er erzählte mir von den Wundern in Ost und West mit Glut und Wärme, und nur wenn durch seine Worte der Wille hindurch leuchtete mich von der Macht seines Ordens wissen zu lassen wurde sein Blick stolz, und ein geringschätziges Lächeln flog über seine Züge. Dieser Hohn galt der ganzen Welt, — er that mir weh, und doch bewunderte ich den Mann immer mehr. Er brachte mir spielend fremde Sprachen bei; als ich ihm sagte daß ich fast immer im Freien gelebt, wirkte er mir die Erlaubniß aus ihn auf Spazirgängen, auf Reisen selbst, begleiten zu dürfen; er fand mich zeichnend, — augenblicklich sprach er mit einem andern Pater der sehr brav malte, und ich erhielt von dem Augenblicke an auch in dieser Kunst sorgfältigen Unterricht. Kurz Pater Aloisius war mein Gott, mein Alles, ich verbarg nicht das Geringste vor ihm, er löste meine Zweifel, er half mir

zu Verständnissen, er erzog mich vollständig, und ich folgte ihm gern. — Zugleich hatte ich mit einem jungen Manne der bereits seit mehreren Jahren Zögling des Kollegiums und Zimmervorstand meiner Wohnung war innige Freundschaft geschlossen. Ich habe nie eine so reine serafartige Gestalt gesehn als die meines Freundes. Alles an ihm war Harmonie und Klang. Dieser Mensch erschien mir wie ein Wunder. Was er angriff gelang ihm; er faßte die schwierigsten Dinge auf und. führte sie leicht und graziös durch indem er immer noch eine gewisse ihm eigentümliche Verklärung darüber zu verbreiten wußte. Er hatte schon längere Zeit den Unterricht des Pater Malers benutzt, kaum aber hatte er diesem einigermaßen die Technik abgelernt, so war er an Geschmack dem Lehrer schon voraus. Ebenso viel Talent zeigte er für die Musik, und seine schöne klare Stimme beherrschte den ganzen Chor. Ich liebte ihn unendlich, und es blieb mir unerklärlich daß weder Pater Aloisius noch sonst Jemand dasselbe Gefühl für ihn zu hegen schien. Man suchte unser Verhältniß sogar zu stören, und ich hatte Pater Aloisius in dem Verdachte eifersüchtig zu sein. Zunächst mußte Werner Stauff, das war sein Name, ein andres Zimmer beziehn, dann die Unterrichtsstunden bei dem Maler aufgeben, so daß ich ihn nur noch selten sah. Trotz alledem wußten wir uns wenigstens dann und wann zu finden. Ich war

unterdeß siebzehn Jahr geworden, also in die Reihen der älteren Zöglinge eingerückt. Unter den Pensionären dieser Klasse herrschte seit jeher ein Komplot, sie besaßen troß aller Beobachtung, troß aller Aufsicht, Nachschlüssel zur kleinen Auslaßpforte. Diese wurden mäßig und in einer gewissen Folge benußt, so daß bisher nie ein solcher nächtlicher Ausflug ruchbar geworden war. Ein alter Herr, ein seltsamer Kauz, wir konnten nie recht herausbringen was für ein Landsmann er sei, hatte seit Jahren seine Wohnung zu diesen Ausfällen dargeboten. Wir durften ihn nur schlechtweg Anastasius nennen. Er schien sehr wohlhabend, seine Zimmer standen voll prächtiger Sachen, bunt übereinander gehaüft: Spieldosen mit herrlichen Mosaiken verziert, antike Vasen, geschnittne Steine und reiche goldne Geräte als Tafelauffäße deren Form zeigte daß sie früher der Kirche angehört. — Dann wieder kleine Staffeleien an den Fenstern mit Kabinetsstücken niederländischer Meister; auf Tischchen vertheilt, oder zur Dekoration der Wände benußt, eine Menge naturhistorischer Seltenheiten, Krystalle und ausgestopfte Thiere, Muscheln und dergleichen. Ein andrer Raum war buchstäblich bedeckt mit Waffen aller Art, von den Feuersteinpfeilen des Indianers bis zur Hakenbüchse des Mittelalters, — Morgensterne, Flammberge, Spieße und Hellebarden starrten in Unzahl aus allen Ecken. Wenn wir kamen wurden die Jalousien

geschlossen und große Lampen von damaszirtem Silber, Drachen darstellend die Flammen spieen, angezündet. Das fremdartige Spiegeln und Funkeln auf den Gegenständen umher, die unbekannten Apparate die das Zimmer füllten in dem wir unsre Sitzungen hielten machten einen zauberhaften Eindruck auf unsre jungen Gemüter. Er steigerte sich fast zum Grauen als der Greis uns einmal nach einem Buche in seine Bibliothek schickte. Sie lag jenseits des Schlafzimmers, und bis an dessen Thüre nur waren wir bisher gekommen. Denken Sie sich einen großen, schweren Betthimmel, pompös gearbeitet, — über einem gewöhnlichen Feldbette schwebend; aber diesen Himmel trugen als Karyatiden vier menschliche Gerippe. Ich fand den Gedanken so bizarr, so entsetzlich daß er mich wochenlang schreckte und verfolgte. — Das war der Ort den unser Sonderling Anastasius bewohnte. Niemand kam zu ihm, selbst sein alter Diener ließ sich nur selten sehn; wie gerade die Jesuitenschüler sich seiner besondern Vorliebe erfreuten, wie überhaubt der Erste von uns zu ihm gekommen war, wußte Niemand. Er war immer freundlich aber nie heiter, ich habe nie auch nur ein Lächeln auf seinen Lippen gesehn. Wir verbeugten uns stumm wenn wir eintraten, er deutete uns Plätze an und begann augenblicklich vorzutragen oder vorzulesen. Das Gefüge des Weltalls, die Gesetze der Natur waren seine Stoffe, waren das Thema seiner

Belehrung. Wilde, großartige Poesie, trunkene Schwelgerei in dem unendlichen Felde, schlagende Klarheit neben anziehendem Schmucke waren die Eigenschaften seines Vortrags. Die Zeit flog während wir in athemloser Stille horchten. Oft sprach er nur wie im Traume vor sich hin; er redete gewöhnlich französisch, verlor er sich aber so in sich selbst, so sprach er deutsch. Es lag dann etwas Lauschendes in seinen Zügen, seine Stimme die meist rauh und hart war nahm einen melodischen Fall an, die Worte wogten und wiegten sich her und hin: plötzlich brach er ab, und ein fürchterlicher Ausfall gegen Pfaffen und Pfaffentum tobte uns dann immer in einem Gemische von Sprachen entgegen. Er riß in kurzen Stunden das Gebaüde nieder das man durch Jahre in uns hineingebaut. Stauff war sein erklärter Liebling, er strich ihm oft die Haare von der weißen Stirn und küßte ihn stets vor dem Scheiden. Ich glaube es der Empfehlung dieses Freundes zu verdanken daß ich nach und nach derselben Gunst theilhaftig wurde. Warum lieben die Andern, fragte ich den Mann, als ich einmal allein bei ihm war, Stauff nicht auch wie wir? „Weil er reiner ist, als sie, weil er ihnen nichts glaubt,“ war die kurze Antwort.

„Diese Worte erzeugten ein unangenehmes Nachgefühl in mir. Ich war unbewußt in den Fehler der alten Scholastiker verfallen: die Philosophie lief neben

der Religion her, die rationellen Grundsätze die ich aus der einen sog ließ ich nicht auf meine religiösen Traüme wirken. Glauben und Denken wußten nichts von einander. Daß Stauff nichts glaubte, machte mich für sein Seelenheil zittern, — ich betete für ihn. Die Erkenntniß sollte sich indeß auch mir nun bald in grellem Lichte zeigen.

„Das Verhältniß zu Pater Aloisius war eher inniger geworden, er schien mich nun mehr und mehr für reif zu halten, seine Gespräche bewegten sich auf demselben Boden auf den Anastasius sein System baute. Natürlich kam er zu entgegengesetzten Resultaten. „Die Philosophie muß uns glauben lehren,“ sagte er. Diese Worte entzündeten einen Brand in mir der nie mehr zu löschen war. Der Zusammenhang leuchtete mir plötzlich ein und meine Stunde hatte geschlagen. Als gar Pater Aloisius, da er einen meiner Einwürfe nicht mehr zu widerlegen im Stande war, erklärte: Die Welt müsse glauben, sonst könne sie nicht bestehn, fielen die letzten Schuppen von meinen Augen. Müssen ist ein tyrannisches Wort, wir suchen seiner Macht gar zu gern zu entfliehn, — ich wehrte mich natürlich auch vor ihr. Ich entwickelte ihm einen Gedanken den ich von Anastasius gehört, er war so präzis, so treffend, man konnte nicht anders als seine Wahrheit anerkennen. Ich hatte im Kollegium auf Mienen und Bewegungen achten gelernt und bemerkte daß er nur scheinbar vor

sich hin sah, daß er mich unter seinen gesenkten Lidern fixirte. Wir wollen sehn, sagte er kurz und entließ mich. Am nächsten Morgen schon wurde ich zu ihm gerufen. „Es ist noch Zeit Dich zu retten,“ sagte er mir, „Du bist in schlechten Händen weil Du ungehorsam warst.“ Darauf erzählte er mir von meinen nächtlichen Streifzügen zu Anastasius, er wußte Gespräche, die dort gepflogen worden, Dinge selbst die nur Stauff und mir bekannt sein konnten. Ich war außer mir. „Du sollst auch wissen wer Dich verraten hat,“ fuhr er fort, „wenn Du mir versprichst, Alles was wir hier gesagt haben, zu verschweigen.“ Ich that es. „Dein Freund Stauff ist es, und kein Anderer. Es ist bei der großen Zahl von Zöglingen nicht möglich sie immer im Auge zu behalten, und doch bedürfen junge Leute einer immerwährenden Ueberwachung. Wir müssen also Jemand haben der uns von ihrem Treiben berichtet. Stauff gab sich dazu her. Wir benutzen ihn, aber Du wirst bemerkt haben daß diese Schlechtigkeit seines Charakters ihm trotz seiner hervorragenden Talente die allgemeine Verachtung zugezogen hat. Der deutsche Graf den ihr Anastasius nennt ist uns längst bekannt, aber er ist nicht gefährlich. Seine haltlosen Traümereien verschwinden vor der Wahrheit des Glaubens wie ein Irrlicht vor der Sonne. Wir litten eure Zusammenkünfte damit ihr, alle Verirrungen kennend, einen desto

größeren Sieg, einen desto herrlicheren Triumf feiern könnt. — Wenn Du schweigst darfst Du so oft zu ihm gehn als Dir beliebt, nur gehe nie mit Stauff."

„Das klang Alles überaus wahrscheinlich. Ich war aus meinen Himmeln gestürzt. Stauff ein Spion, ein Verräter! Dieser Gedanke brachte eine unsägliche Bitterkeit in mich. Ich wurde krank. Große Anstrengungen hatten meine Nerven geschwächt, dieser Blitz aus blauem Himmel brachte den Ausbruch. Ich lag wochenlang im Krankenzimmer und Pater Aloisius pflegte mich. In meinen Fantasien muß ich mein ganzes Herz ausgeschüttet haben, denn der Pater wußte später mehr als selbst Stauff ihm hätte sagen können. Diesen vermied ich mit offnem Abscheu.

„Unter den Büchern die Anastasius mir theils geliehen, theils geschenkt, war auch Byron. In der Uebergangsperiode in der ich stand schrieben sich diese Feuerzeichen doppelt glühend in mich. Ich fühlte das Bedürfniß mich darüber auszusprechen. Ein Abend an dem kein Anderer die Schlüssel benutzen wollte gab mir Gelegenheit allein zu Anastasius zu eilen. Mein Buch unter dem Arme schlich ich fort und gab an der Thür unser besonderes Zeichen. Die Thüre öffnete sich sonst wie von selbst, heute blieb sie geschlossen. Ich mußte unverrichteter Sache heimkehren. Als ich die Treppen hinaufschritt, kam mir Pater Aloisius entgegen. „Du warst bei Anastasius?" sagte er mild.

Ich bejahte die Frage offenherzig und sprach sogar mein* Bedauern aus ihn nicht angetroffen zu haben. „Sonst war ich Dein Vertrauter, vielleicht kann ich Dir wenigstens da Jener verreist ist wieder dienen," sagte er. Beschämt und gerührt zugleich, nannte ich ihm den Beweggrund meines Besuches. Er wünschte das Buch an sich nehmen zu dürfen. Ich gab es ihm, und wir trennten uns. — Als wir uns des Morgens in der Kapelle versammelten, wurde dem Gottesdienste ein langes Gebet „Für einen Verirrten!" angeschlossen. Obgleich ich mir keiner Verirrung bewußt war, ahnte ich doch dunkel daß die Fürbitte auf mich gemünzt sei. Den Tag über geschah nichts. Erst am Abend ließ mich Aloisius rufen. Er schloß die Thüre hinter mir, ging langsam in sein Nebenzimmer und rief mich erst nach einiger Zeit. Ich fand ihn in vollem Ornate, eine Kohlenpfanne vor sich, Weihwasser daneben, und die Agende in der Hand. Nach einer langen Anrede in der er mir auseinandersetzte wie verrucht es wäre ein Buch zu lesen das im Index der vom Papste verbotenen Bücher stehe, las er eine Verfluchungsformel ab, besprengte meinen Byron mit Weihwasser, — wahrscheinlich damit er nicht noch Rauch und Flamme verunreinige, — und verbrannte ihn auf den Kohlen. — Ich stand während der ganzen Ceremonie überrascht und sprachlos da. Der Vorfall schien mir erst lächerlich, dann unklug, und endlich empörend niedrig. „Haben

Sie Byron gelesen?" fragte ich den Henker. Er bekreuzte sich und erklärte nie ein Buch gelesen zu haben das im Index verboten sei. Das war nun doch etwas zu stark. Hätte ihn persönlicher Widerwille zu dieser absurden That geführt, so wäre der Herostrat im Kleinen gewiß noch einigermaßen zu entschuldigen gewesen, nun aber erschien sie mir doch zu albern. Zugleich fühlte ich mich tief gekränkt. Aloisius hatte mich nicht mit den Andern auf das Prokrustesbette der Pausch- und Bogen-Erziehung geworfen, er hatte bei seinen Belehrungen stets meine Entwickelungsstufe im Auge behalten, — jetzt fiel er auf einmal aus der Rolle. Oder vielmehr, er nahm eine Rolle an die für uns Beide nicht berechnet war. Dachte er mich durch solch einen kindischen coup de théâtre aus der Fassung zu bringen? Sollte mich das Gericht das er an ein paar Blättern Papier vollzogen zerknirschen? Ich begriff ihn nicht mehr. Ein so unpädagogischer Streich war auf keine Weise mit der geistigen Tüchtigkeit zu vereinen die der Mann sonst überall gezeigt. Er erwartete in der That ein „Pater peccavi." Ich wurde mir plötzlich über ihn und mich klar, sah ihm kalt, und ich glaube fast schadenfroh in die Augen, wandte mich und ging. — Er mußte bald zu der Einsicht kommen daß er sich eine nie mehr zu bedeckende Blöße gegeben. Daß er mir diese nie vergeben würde, wußte ich. Ich hatte nie eine Strafe bekommen, hatte

aber die Ueberzeugung für mein Benehmen gewiß eine recht harte erwarten zu können und wollte dieser Schmach um jeden Preis entgehn. Ich beschloß noch in derselben Nacht zu entfliehen. Der Weg nach Hause war zu finden, aber ich hatte kein Geld in den Händen. Meine goldne Uhr und eine dicke Kette von demselben Metalle hätten mir zwar helfen können, sie waren in der Nacht aber nicht mehr umzusetzen. Während ich auf Mittel sann meinen Plan auszuführen, und in dieser Ungewißheit meine liebsten und notwendigsten Sachen auf eine Weise ordnete daß sie mir gleich zur Hand sein konnten, trat Stauff herein. Er sprach ein paar Worte mit meinen Stubengenossen, ich glaubte aber natürlich daß er nur gekommen sei mich zu beobachten. Ich murrte ihm ein Schimpfwort nach als er das Zimmer verließ, er aber wendete sich in der Thüre noch einmal um und sah mich mit seinen großen, schönen Augen so traurig und doch so freundlich an daß es mir durch die Seele schnitt. Wenn Aloisius mich betrogen hätte? dacht' ich. Wie aber hätte er dann wissen können, was wir gesprochen.

„Die Betglocke wurde gelaütet, wir versammelten uns wieder in der Kapelle, ich vermißte Stauff, die matte Beleuchtung des Raumes machte es aber möglich daß seine Abwesenheit von denen nicht bemerkt wurde die nicht wie ich speziell nach ihm suchten. — Die Nacht war finster, ich stand noch immer unschlüssig am

Fenster. Die beiden Knaben mit denen ich wohnte schliefen längst. Die Thüre wurde leise aufgemacht, „Richard!" rief Stauffs sanfte Stimme. Ich ging ihm trotzig entgegen und wollte eben recht laut antworten als er mir die Hand auf den Mund drückte und mich zu schweigen bat. „Still," sagte er, „Alles wird sich aufklären, im Augenblicke nur vertraue mir ohne Erklärung, wir haben keine Zeit zu verlieren. Du willst fort, ich sah Dich packen, wenn Du fertig bist, so komm'!" Ich nahm die wenigen Sachen die ich nicht zurücklassen wollte und die in einem kleinen Mantelsacke Platz hatten, und schritt lautlos hinter Stauff her. Plötzlich fiel mir ein daß ich die Schlüssel vergessen hatte die mir rätselhafter Weise von Aloisius nicht abgefordert worden waren obgleich er von ihnen wissen mußte. Ich flüsterte erschrocken dies Unglück in Stauffs Ohr. Er winkte mir Schweigen und führte mich immer weiter. Wir stiegen in die Gruft hinab die seit Wochen größerer Reparaturen wegen offen stand. Mich faßte ein Schauder, aber ich wagte nicht zu reden. Wir stiegen wieder in die Höh, ich wußte nicht mehr wo ich war, eine kleine niedre Thür öffnete sich durch eine Feder und wir standen im Freien. Beim Schimmer einer Straßenlaterne sah ich erst daß Werner den Talar eines Paters trug. Betaübt und verwirrt durch die Wanderung in der Unterwelt, wo mich Werner zwischen den Sargreihen hinziehen mußte,

folgte ich ihm ohne Frage. In einer entlegenen Straße harrte ein Wagen mit vier Postpferden, der Postillon küßte Stauff die Hand, die Peitsche knallte, und wir flogen der Freiheit entgegen."

„Unser Kourier hat drei Stunden Vorsprung, wir finden überall Pferde bereit und sind nicht mehr zu erreichen," sagte Stauff. Mir klang das Alles wie ein Märchen, ich tastete an mir herum und konnte keinen Zusammenhang finden. „Erst laß mich Dir beweisen daß ich Dir immer Freund war," begann Stauff als der Wagen fortrollte. — „Ich fürchtete die Lehren unsres lieben Anastasius nicht vollständig in meinem Gedächtnisse aufbewahren zu können, lernte ihm seine eigene Chiffreschrift ab und notirte Vortrag um Vortrag. Eines Tages, kurz vor Deiner Krankheit, vermißte ich das Heft. Ich untersuchte das Schloß meines Schrankes und fand daß es gewaltsam geöffnet worden. Ich schwieg, denn ich wollte beobachten wozu man meine Notizen benutzt. Dein Benehmen zeigte mir bald Veranlassung und Zweck. Ich erriet den ganzen Gang und eilte sobald ich konnte auf dem durch Zufall von mir entdeckten Wege durch die Gruft zu Anastasius um mir Rat zu holen. Die Regierung des Kantons hatte ihm eben die Weisung zugehn lassen, binnen vierundzwanzig Stunden das Land zu verlassen in dem er viele Jahre ungestört gewohnt hatte. Er war bisher der Aufmerksamkeit der Jesuiten

entgangen, eine unvorsichtige Äußerung von Dir und mein Heft hatten ihm, als höchstgefährlich, die Verfolgung des Ordens zugezogen. Er zürnte nicht als ich ihm meine Vermutungen mittheilte, er bestätigte sie und trug mir auf Dir zu sagen daß er uns immer lieben würde. Ihr werdet doch einmal fliehen müssen, meinte er, als ich ihm Lebewohl sagte. Du bist arm, hier sind die Mittel dazu, und damit gab er mir eine kleine Brieftasche in der ich 8000 Frcs. in Papieren fand. Von alledem hätte ich Dich gern in Kenntniß gesetzt und Dir gesagt daß er uns als Rendezvous Florenz bestimmt, aber ich konnte Dir nicht nahe kommen. Meinen Schatz hielt ich verborgen. Daß die scheinbare Straflosigkeit nur eine Falle sei, wußte ich. Ebenso war mir bekannt daß die Pforte bewacht wurde. Als Du letzthin ausgingst, wollte ich Dich warnen, denn nur auf uns Beide lauerte man, Du wichst mir aber aus wie immer. Aloisius beobachtete Dich, und ich ihn. Ich sah eure Begegnung, und daß Du ihm ein Buch gabst. Das Gebet am Morgen galt Dir. Als er Dich rufen ließ, konnte ich meine Neugier nicht zähmen, von der Linde im Hofe erreichte ich das Sims unter seinem Fenster, es war finster genug, so wurde ich Zeuge des ekelerregenden Autodafe. Als Du von ihm gingst, fühlte ich daß kein Bleiben für Dich und mich wäre, denn jetzt mußte einmal Alles zur Sprache kommen. Ich wollte mich

erst überzeugen, ob Du Anstalten machest zu fliehen und trat deßhalb bei Dir ein. Packtest Du auch in einer Weise die den Knaben nicht auffallen konnte so erkannte ich es doch. Augenblicklich eilte ich auf meinem Wege zum Postdirektor, verlangte geheimnißvoll im Namen des Ordens für den Regen Pferde und einen Kourier auf fünf Stationen voraus, leistete ebenfalls im voraus Zahlung, er machte seine ehrerbietige Verbeugung, und, da er an dergleichen geheime Aufträge gewöhnt ist, richtete er Alles gut ein. Es war ein gewagter Schritt, aber es war nur so möglich unverraten zu bleiben. Dem Orden der den Kanton beherrscht wird unverbrüchliches Stillschweigen gehalten, und die große Summe, die der Mann in meinen Händen sah, ließ gegen den ohnehin nicht unwahrscheinlichen Auftrag um so weniger Zweifel aufkommen als der Mann sah daß ich wieder in's Stift zurückging. Morgen werden sie über uns Gericht halten wollen, wir aber sind weit!" —

„Meine Freude den Freund wieder achten und lieben zu dürfen glich nur der Wut über den Heuchler dessen Klauen ich entronnen. Ist es nicht empörend in ein junges, eben erst aufgehendes Herz Mißtrauen und Argwohn zu säen? Dieser Vorfall hatte den Herren für immer die Larve vom Gesichte gerissen, mein Mißtrauen wendete sich gegen sie selbst. Der Entschluß stand in mir fest nie zu ihrer Fahne zu

schwören, der ganze Stand sank so in meiner Achtung daß ich zugleich erklärte nie die Weihen nehmen zu wollen. — Wir kamen ungefährdet nach Konstanz, und hier erst, in völliger Sicherheit überlegten wir was zu thun sei. Stauff hatte schon unterwegs das Priesterkleid abgelegt, wir fuhren als — Flüchtigreisende. Der Gedanke an meine Aeltern machte mir Kummer, indeß hoffte ich sie durch klare Darstellung der Sache zu beruhigen. „Ich gehe direkt nach Florenz," sagte Stauff, „von da nach Rom, und werde Maler." Nach Florenz konnte ich nicht eher bis ich bei meinen Aeltern gewesen, Stauff hatte Niemand der um ihn besorgt war. Er gab mir so viel daß ich bequem meine Heimat erreichen konnte, der Gastwirt verschaffte ihm einen Paß, wir versprachen uns bald zu schreiben und schieden mit schwerem Herzen. — Ich werde auch Maler, dacht' ich!

„Aber wir vergessen ganz daß ich nur den Text zu meinen Bildern geben wollte. Sie haben immer noch das lächelnde Christuskind vor sich, während doch schon manche Wolke in meine Erzählung hineingedunkelt und geblitzt hat. Da sehen Sie das Kollegium und die Kirche. Hier das scharfe, interessante Gesicht des Pater Aloisius und daneben den Engelkopf Stauffs. Das nächste Blatt zeigt mein eignes Bild, von Stauff gezeichnet. So war ich damals, Aehnlichkeitsspuren sind noch vorhanden, mehr aber kaum. Die innige

Schwärmerei die hier mein Auge umtraümt, der weiche, schmelzende Ausdruck hat starren, harten Linien Raum geben müssen; der glühende und doch freundliche Kampf der um diese Lippe spielt ist in der Ruhe untergegangen, — Sie würden mich nicht wieder erkennen. — Dies ist Anastasius! Ein rechter Studienkopf, voll mystischer Bedeutung. Die Augen fragen uns ohne Worte Alles ab, und jede Falte auf der Stirn scheint ein schweres Geschick erzählen zu wollen. — Hier endlich noch die Verbrennungsszene meines Byron. Stauff zeichnete sie mir in Konstanz. Sehn Sie nur diese kühnen markirten Striche. Nur Skizze, und doch Alles von unvergleichlichem Ausdrucke; aus jedem Zuge spricht ursprünglichste Bestimmung, aus jeder Linie redet das Genie. — Randzeichnungen, die wir Beide zu unsern Klassikern machten, Vignetten, zum Theil wirklich nicht ohne Geschick gruppirt, wie wir sie im Kollegium entworfen, füllen die nächsten Seiten. Während Sie diese mitunter höchst possirlichen Bildchen überfliegen, fahre ich fort.

„Ich kam nach Hause, — die Aeltern saßen eben bei Tisch, der Pfarrer war bei ihnen. Aus dem Knaben war unterdeß eine Gestalt geworden die wenigstens nur unbedeutend kleiner als meine heutige sein mochte. Unerwartet wie ich kam erkannten sie mich im ersten Augenblicke gar nicht. Dann ging's an ein Fragen: Was ist vorgefallen? Wie kommst Du hierher? Sind

Unruhen ausgebrochen? Als ich mich erst ein wenig gesammelt, erzählte ich den ganzen Hergang einfach und wahr. Mein Vater sagte: So! und wendete mir den Rücken; der Pfarrer zuckte mit den Achseln, nahm seinen Hut und ging; ich hatte die Hand meiner Mutter festgehalten, ich fühlte daß sie heftig zitterte, große Thränen rollten über ihre Wangen, dann stand sie auf und ging dem Vater nach. Ich war allein im Zimmer geblieben, nur ein alter Hühnerhund den ich als Kind oft gezaust, schmiegte sich freundlich winselnd an meine Knie und sah mir mit den trüben, blöden Augen in's Gesicht. — Das war mein Empfang als ich nach fast achtjähriger Abwesenheit in das Haus meiner Väter heimkehrte. — Das Naturwidrige der Verhältnisse die diese Szene hervorgerufen stellt sich ohne weiteren Beweis durch den Umstand heraus daß sie die allernatürlichsten Beziehungen, die heiligsten Familienbande stören konnten. Ich war wie vernichtet, ich wußte damals noch nicht daß die sogenannte Geistlichkeit einen Klapperschlangenartigen Zauber auf die Menschen ausübt. Ich wußte nicht, daß, wenn man den Frevel eines Pfaffen rügt, sich gleich die ganze Klerisei erhebt und behaubtet man habe — nicht etwa sie, — nein, die Gottheit selbst beleidigt. Die Frechheit einer solchen Idee ist so grandios daß sie allerdings imponiren kann so lang man an einen Nimbus glaubt. Meine Aeltern sahen mich für einen verlornen Menschen an, denn ich hatte

einen Geweihten des Herrn Heuchler und Schurken genannt. Ich kann Ihnen die Qual dieses Momentes nicht schildern; der Scharfsehende kann Stumpfheit der Augen nie ordentlich fassen; daß die Meinen das Recht nicht auf meiner Seite fanden, war mir völlig rätselhaft. Die Zeit die ich nun im Hause zubrachte war eine bittre, indeß war gerade diese Kälte das was mich stählte. Ich war noch nicht genug entwickelt, mein Charakter nicht fest ausgeprägt; ein liebevolles Entgegenkommen und herzliche versöhnende Milde hätten mich nachgeben lassen und die Wünsche meiner Aeltern wären selbst gegen meine bessere Ueberzeugung erfüllt worden. So ließen sie mich viel mit meinen Gedanken allein, ihre Frostigkeit steckte mich an, ich wurde starr. — „Was soll nun mit Dir werden?“ fragte mein Vater endlich . . Ich zeigte ihm meine Mappe und sagte daß die Natur ihren Willen, wie ich glaubte, klar ausgesprochen habe. Es schiene mir Sünde meine Bestimmung zu vergreifen und den Drang in mir mißzuverstehn. „Thu', was Dir beliebt,“ antwortete er, „aber rechne nicht auf mich.“ Nun folgte eine ergreifende Szene. Ich wollte die Schuld kennen die ihn sein einziges Kind so lieblos von sich stoßen ließ. Er wurde leidenschaftlich wie ich ihn nie vorher gesehn und überhaüfte mich mit Vorwürfen, ich sollte undankbar und verworfen sein, ich wolle mich an liederliche Menschen, Künstler nämlich, anschließen, weil mir die

strenge Ordnung des Kollegiums nicht behage, und dergleichen mehr. Ich war mir bewußt nichts der Art gedacht zu haben und wurde deßhalb noch kälter, noch ruhiger. Ich blieb bei meiner Erklärung. Auch die Bitten meiner Mutter die, wie ich da zuerst sah, fast gar keinen Einfluß auf meinen Vater hatte und meinetwegen viel litt, bewegten mich nicht mehr meinen Entschluß aufzugeben. Das Mutterherz verleugnete sich dabei nicht. Im ersten Augenblicke hatten die angelernten Meinungen in ihm gesiegt, aber es fand doch bald das Richtige. Die Mutter beweinte daß ich nicht Priester werden wollte, sie gab aber lieber ihren Lieblingsplan auf als daß sie ihr Kind in Zwiespalt mit sich selbst gebracht hätte. Sie hätte mir gern geholfen, aber Alles was sie versuchte wurde lange Zeit durch den Pfarrer paralysirt. Dieser schürte das Feuer und meinte man müsse mich zwingen. Das ging nach seiner Ansicht dadurch leicht zu machen daß man mir die Mittel entzog meinem Hange folgen zu können. Es gab darum noch einmal großen Kampf. Meine bleiche, abgehärmte Gestalt, die Furcht mich zu verlieren, gab endlich der Mutter die Kraft, darauf zu bestehn daß ich die von mir gewählte Laufbahn einschlagen dürfe. — Diese Tragödie im Kleinen, wie sie wol fast in jeder Familie vorkommt die das Unglück hat ein künstlerisches Talent unter ihren Gliedern zu besitzen hatte mir ein gutes Theil Lebensmut genommen;

ich war stumpfer geworden. Während man mir also auf der einen Seite den Willen ließ, mußte ich mich doch auf der andern den Beschlüssen des Familienvaters fügen. Nicht nach Florenz und Rom, wie ich gewünscht, sondern zunächst nach München wurde ich geschickt. Arbeiten die ich mit Liebe und Lust trieb zerstreuten mich und stärkten meine Gesundheit wieder. Stauff hatte Anastasius trotz der genauen Angaben die er ihm hinterlassen in Florenz nicht entdecken können, er war deßhalb weiter gereist, hatte Italien durchstrichen, — kurz auch eine erste Reise mit Herz und Aug' und Ohr gemacht. Meine Briefe die ich nach Florenz adressirt bekam er alle zusammen, als er wieder dahin zurückkehrte. Die Anzeige daß ich nach München gehe, bestimmte ihn sich auch dort niederzulassen und so waren wir denn wieder vereint. — Widerwärtig berührte mich die Bemerkung daß man mich von Hause beobachten ließ. Die Leute mit denen ich umging wurden bei meinen Aeltern angeschwärzt, Äußerungen von mir entstellt, mein Kirchenbesuch nachgezählt, sogar das Malen nach Modellen, als höchst sittenlos, gerügt. Die Briefe die ich von Hause erhielt strotzten von Vorwürfen, man entfremdete mir auch die Mutter mehr und mehr. So knickten die Menschen mir Blüte um Blüte und pflanzten scharfe Dornen an ihre Stelle; ich wurde herb und bitter, und blieb es bis ich auch über diese Prüfungsstufe hinaus war. — Mein

Vater wurde gefährlich krank, ohne daß ich mehr erfuhr als daß er unwohl sei. Plötzlich zeigte mir der Pfarrer seinen Tod und die gleichzeitige Erkrankung meiner Mutter an. Ich eilte so rasch als möglich in die Heimat, an das Grab des Vaters, an das Sterbebett der Mutter. Das waren noch schreckliche Momente. Man hatte mich schurkisch verleumdet, die P. P. Jesuiten sprachen von den nächtlichen Ausflügen so dunkel daß man unwillkürlich arge Unsittlichkeiten dahinter vermuten mußte; Stauff wurde in den Briefen die ich in meines Vaters Schreibtische fand als ein elender Verführer als ein verlorner Wicht dargestellt, — die Jünger Jesu hatten sich gerächt, ihre Rache raubte mir die Liebe und das Vertrauen des Vaters. Der Pfarrer schien mir mit im Komplot, wenigstens warnte mich die sterbende Mutter die den Sohn doch nicht ganz aufgeben wollte vor ihm. Man hatte verbreitet der Gram um mich, um den Verlornen, habe den Lebensfaden der Aeltern abgeschnitten. Meine Mutter raffte sich noch einmal auf, sie sah mich mit ihrem brechenden Auge so fragend an als wollte sie Tod oder Leben aus meinem Blicke empfangen. Mein Gewissen war rein, ich konnte ihrer Frage frei und offen begegnen. Sie verstand mich wie ich sie verstanden; ich nahm den letzten Hauch von ihren Lippen, wir schieden versöhnt. — So stand ich allein, unversöhnlichen Haß gegen die Störer unsres Friedens und keine Liebe im

Herzen. Der Haß zog immer mehr Nahrung aus den Papieren die ich nun zu ordnen hatte. Der Pfarrer behaubtete zwar mein Vater habe ihm in seinen letzten Augenblicken den Auftrag gegeben dies Geschäft zu übernehmen, ich war aber volljährig und gab es natürlich nicht zu. Als er gar von unabstreitbaren Rechten sprach, sagte ich ihm: Herr, Sie und Ihresgleichen haben mir die Liebe meiner Aeltern gestohlen, Sie sollen mich nun wenigstens nicht hindern zu erfahren welche Schurkenstreiche Sie dazu angewendet. Zwingen Sie mich nicht zu vergessen daß Sie einst mein Lehrer gewesen! Er entgegnete, ich solle nicht die Achtung aus den Augen lassen die ich seinem Amte schuldig sei, und mehr dergleichen salbungsvolle Redensarten. Da brach mein Groll aus. Hätten Sie nicht graue Haare, sagte ich ihm, Ihr Amt sollte Sie nicht vor den Zähnen meines Hundes schützen. Wehe Ihnen aber wenn Sie noch einmal die Schwelle dieses Hauses betreten so lang ich Herr davon bin! — Die Testamentseröffnung belehrte mich erst daß meine Aeltern reicher waren als ich geglaubt. Die Pfaffen hatten indeß auch dabei die Hand im Spiele. Mein Vater vermachte ihnen ein so bedeutendes Legat, daß der Akt mir gegenüber fast einer Enterbung glich. Mir blieb indeß immer noch mehr als das Pflichttheil, so daß ich das Testament nicht gerichtlich anfechten konnte. Sonst hätte ich es wahrhaftig umgestoßen, — nicht um des

Geldes willen, sondern weil es mir leid that das Gut meiner Väter in solche Hände kommen zu sehn. Das Mutterherz war treu geblieben, es hinterließ mir ungeschmälerten Besitz und in rührenden Worten die einfache Bitte das beträchtliche Vermögen Allen zur Hilfe, Niemand zum Schaden zu verwenden, und ihrer in Leid und Freude zu gedenken. „Vertraue auf Gott und Dich selbst," hatte sie eigenhändig darunter geschrieben, „glaubst Du recht zu handeln, so lasse Dich durch nichts irren. Ich habe Dich auch geliebt als ich Dir zürnen zu müssen glaubte, ich lasse Dir meinen Segen." — Ich meinte damals, ich hätte die Thränen vergessen. Die bittern Worte die mir der Vater noch in seinem letzten Willen nachrief hatten mein Gesicht kaum zucken gemacht, diese wenigen Zeilen aber preßten mir reiche Thränen ab, — und ich schäme mich ihrer noch heute nicht. Ich war glücklich, sie hatte mich also doch geliebt.

„Ich konnte das Gut behalten, das Vermögen meiner Mutter bestand größtentheils in Hypotheken und zinstragenden Papieren, so daß ich den, durch das Klosterlegat entstehenden Ausfall hätte decken können. Der Pfarrer aber fanatisirte die Leute in dem Grade daß ich eine schiefe Stellung zu meinen Grundholden eingenommen hätte und nie hoffen konnte in der Weise auf sie zu wirken die mir einzig wünschenswert gewesen wäre. Zugleich zog mich meine Kunst, ich hatte

Italien noch nicht gesehen, noch die Werke italischer Meister nicht studirt von denen Stauff mit Begeisterung redete.

„Ein großer Grundbesitzer in der Nachbarschaft, der sich zu arrondiren wünschte, bot mir einen vortheilhaften Kauf an, und ich ging darauf ein. Das Legat meines Vaters das vorzüglich zur Gründung eines Klosters der grauen Schwestern bestimmt war, wurde baar ausbezahlt; mein Antheil blieb auf dem Gute haften, er betrug zum großen Aerger der Pfaffen durch diesen Verkauf mehr noch als das Legat.

„Wohlhabend, unabhängig und zugleich beruhigter kehrte ich zu meinen Arbeiten zurück. Ich erwarb mir den ersten Preis. Stauff hatte sein viel besseres Bild zurückgezogen. Er wußte daß ich ehrgeizig sei, und kannte seine Ueberlegenheit. Auch sein Bild war bald und gut verkauft; wir reisten nach Italien.

„Sie finden auf den folgenden Blättern eine große Reihe von Landschaften, von Skizzen und Studien, deren Motive Ihnen bekannt sein werden; ich verdanke sie Alle dieser Reise. Die besonders scharfen mit den originellen Färbungen und der zierlich bizarren Staffage schenkte mir Stauff. Dort und da ist eine lustige Gruppe, ein Stück Künstlerleben aus der Taverne oder dem Atelier eingeschoben. Blättern Sie drüber hinweg! Betrachtet man solche Skizzen nicht mit dem Auge des Künstlers so scheinen sie manchmal

zu lustig. Kam ich selbst auch selten aus der deutschen Halbschwermut heraus mit der wir unsre Schwerfälligkeit beschönigen, so waren die Freunde die mich besuchten doch vielfach leichter bewegt. Eine Tarantella mit der Palette auf der Faust, — die Pinsel klappen daran, wie die Finger auf das Tambourin, — heitre Mädchen und eine Fogliette mit funkelndem Wein, — das sind Episoden welche die ernsten Arbeiten oft unerwartet und improvisirt unterbrechen. Meine Ruhe wurde das Stichblatt vieler Witze. Hier ist eine Karrikatur von Stauff, eine solche Atelierszene. Er hat das Zimmer und die darin befindlichen Gegenstände durch einzelne scharfe Striche so markirt daß sie einem Spinnennetze gleichen. Die kurze dicke Spinne, die lauernd hinter der Staffelei sitzt, soll ich sein, die Fliegen, die kreuzlustig herumflattern, sind bekannte Maler. Dort und da hängt eine, die des Guten zu viel gethan, im Netze; die zierliche Wespe, die sich der Schlinge eben wieder entzogen, ist Stauff selbst. Nehmen sich die frappant getroffnen Menschenköpfe auf den Insektenleibern nicht höchst possirlich aus? Und die ganze Zeichnung ist das Werk eines Augenblicks. Gleich darauf saß er wieder an seiner Arbeit und malte an einem tiefernsten Gemälde. Ich finde keinen solchen Menschen wieder, so kindlich froh, so edel und tüchtig zugleich.

„Das nächste Bild, die gemütliche Familiengruppe,

versetzt uns wieder nach Deutschland, und, wenn es Sie nicht ermüdet, nehme ich meinen Faden wieder auf.

„Ein deutscher Fürst dessen Bekanntschaft ich in Rom machte überredete mich mit ihm heimzukehren um für ihn ein großes Familienbild zu malen. Seine Besitzungen liegen in Thüringen und Franken. Ein Schloß im letzten Gau diente zum Wohnsitze. So angenehm er war, so unliebenswürdig kalt und abgeschlossen waren die Damen seiner Familie. Sonderbar 'genug daß sich Damen weit schwerer über Standes- und Rangverhältnisse hinwegsetzen können; der Mann glaubt viel eher daß Kunst und Charakter ein Diplom aufwiegen als die Frau, wenn sie nicht etwa liebt. Ich fühlte mich unter den gespreizten Leuten die auf mich wie auf eine Art von höherem Bedienten herabsahen nicht wohl, und die zuvorkommende Freundlichkeit des Fürsten konnte mich das Unangenehme meiner Stellung nicht vergessen machen. Ich hätte das Bild rasch oder gar nicht beendet, wenn nicht ein anderer Umstand mich hätte zögern lassen. — In einem nahegelegnen Dorfe das ich durch einen Spazirgang von einer Stunde bequem erreichen konnte lebte ein Förster, der zwar selbst wenig Anziehendes für einen Menschen hatte der ihn nicht etwa zu physiologischen Studien analysiren wollte, der aber dafür zwei Töchter besaß die eine desto größere Anziehungskraft ausübten. Namentlich war die eine, Ida hieß sie, ein Gewebe von Anmut und Geist. Ich

sah sie zuerst bei einer der Prinzessinnen deren Milchschwester sie war, und beschloß der lieblichen Person so viel Zeit zu schenken als mir irgend blieb. Ich besuchte das Haus ihres Vaters in der That nur ihrethalb. Der Förster war ein Original. Er hatte nur zwei Leidenschaften die Musik und das Gebet, aber er trieb beide in's Extrem. Bei meinen ersten Besuchen erschienen die Damen auf seinen Ruf, machten ihre Verbeugung und verschwanden auf seinen Wink wieder. Dasselbe Manövre wiederholte sich beim Abschiede. Er hatte eine Sammlung von Heiligenbildern in Kupferstich an seinen Wänden hängen, ich kannte die Originale zumeist, rühmte ihre Vorzüge, sprach von einigen sogar mit Enthusiasmus und gewann so Boden bei ihm. Von Musik verstand ich leider nichts. Ich setzte ihm zwar die Verwandtschaft meiner Kunst mit der seinen auseinander, bewies ihm, daß die Harmonie in der Musik, in der Malerei die rechte Vertheilung von Licht und Schatten, das Uebergehn der Töne und Tinten in einander wäre; und daß sich endlich die Melodie in der Gruppirung, in dem Stoffe selbst ausspreche. Aber was half's, ich war doch nur ein halber Mensch, und von meinem Glauben, von meiner Liebe zum Gebete hatte er auch noch nichts gesehn. Mir lag indeß zuviel daran mich in seine Familie so recht einzunisten als daß ich mich gleich hätte abschrecken lassen. Die Kirche brauchte ein neues Altarbild, ich beschwichtigte

mich selbst, bot mich an unentgeltlich ein solches zu malen und machte ihm den Vorschlag seine Ida als Himmelskönigin hineinzubringen. Mein Plan wurde verworfen, er fand den Gedanken frivol und profan. Alle Hoffnungen scheiterten an diesem eigentümlichen Manne. Auf gewöhnlichem Wege war ihm nicht beizukommen, da half er mir selbst. Er hatte ein schlechtes altes Bild das seine verstorbene Frau darstellte, er wünschte eine Kopie davon weil die schlechten Farben des andern, die man noch dazu durch groben Firniß verdorben hatte, kaum unterscheidbar und schmuzig geworden waren. Schüchtern trug er mir sein Anliegen vor. Ich mußte mich zwingen nicht zu freudig zu scheinen. Der Zufall war mir günstig, ich komponirte aus den Gesichtern der beiden Töchter die theilweise der Mutter glichen geleitet durch das vor mir liegende Original, ein Porträt das sprechend ähnlich gewesen sein soll. — Noch mehr! — Ein durchreisender Virtuose auf der Violin spielte im Schlosse bei einer großen Gesellschaft. Der Förster war natürlich nicht eingeladen, der arme Mann lauschte außen an der Thüre des Salons und fing jeden Ton auf. Mein Diener erzählte mir davon, und ich bewegte den Künstler leicht mir einen Tag zu schenken. Ich sagte mich in der Försterei an und fuhr mit meinem Virtuosen hinüber. Ich brachte das Bild und einen unschätzbaren musikalischen Genuß. Diese Glückseligkeit in der Försterei!

Ein großer Mann, ein Orpheus in der kleinen Stube, ein Kenner der nach genauer Untersuchung die Violin des Alten für eine wahrhaftige Cremoneserin erklärte und dem Instrumente eigenhändig wunderbare Töne entlockte! Dann wieder das Bild, das eine Tote aus dem Grabe herauf zu zaubern schien! Ich habe nie einen solchen Taumel, einen solchen Ausdruck — — christlicher Wonne gesehn. Der Förster richtete eine so brünstige Apostrofe an die heilige Cäcilie die über dem Flügel hing daß ich für seinen Verstand fürchtete. Und ich hatte ihm diese überirdische Freude bereitet, — er war dankbar und schickte nie wieder seine Töchter fort denn ich mußte fromm und gut sein da der Himmel ihm den großen Virtuosen auf meinen Wunsch beschéert hatte. Ich vermied natürlich ihm Aergerniß zu geben und war nun oft im Hause, auch wenn ihn Geschäfte entfernt hielten. — Ich war damals in das Stadium menschlichen Werdens getreten in welchem man, durch viele aufreibende Anstrengungen und Kämpfe übermüdet, Frieden sucht. Wo man um jeden Preis jene Ruhe, jene stillselige Zufriedenheit des Herzens erringen möchte die selbst im engsten Kreise dem Zustande am nächsten kommt den man „Glück“ nennt. Die vergangenen Wetter hatten mir zwar eine bestimmte, scharfausgeprägte Richtung gegeben, aber die Wunden bluteten nicht mehr; die Narben selbst hatten mir noch Weichheit und so viel von meiner ursprünglichen

Gemütsinnigkeit gelassen daß ich nicht allein Sinn für Haüslichkeit in mir trug, sondern mir auch selbst sagen konnte daß ich ein warmes Gefühl schätzen würde. — Diese Stimmung zog mich zu Ida. Es war nicht glühende Begeisterung, nicht schwunghaftes Getragensein, es war ein leises, natürliches Ineinanderhineinleben das nichts von Sentimentalität wußte. Sie kam mir in ihrer frischen Reinheit ohne Arg entgegen, sie wußte nicht daß ihre Augen mir täglich gestanden daß der feste, entschlossene Sinn des Mannes in dem kleinen, unbewachten Herzen Raum gewonnen, sie ahnte kaum selbst daß es so sei. — Mein fürstliches Familienbild war unterdeß fast fertig geworden, und ich hatte nach seiner Beendigung keinen vernünftigen Grund noch länger in der Gegend zu verweilen, es mußte also etwas geschehn, da ich in der That die Absicht hatte mich mit Ida zu verbinden. Die unbefangene, vielleicht mehr als schwesterliche Zärtlichkeit die sie mir in ihrer völligen Unkenntniß der Welt oft gezeigt, raümte die Schwierigkeit von meinem Plane zu reden von selbst aus dem Wege, und ehe sie ein Wort sagen konnte verriet ihr ganzes Wesen schon daß ihre Wünsche den meinen entsprächen. Ja, sie wollte die Meine sein. Wie sich damit vor meinen Augen im Nu ein Bild friedlichen Glückes entfaltete, bedarf keiner Schilderung. Plötzlich zerstörte Ida, die sich ebenfalls traümend an mich schmiegte, selbst die holden Bilder einer freund-

lichen Zukunft. Zitternd und lautweinend, fast krampfhaft preßte sie ihr Gesicht an mich, der ich diesen sonderbaren, überraschenden Ausbruch nicht zu deuten wußte. Meine besorgten Fragen konnten ihr keine andere Antwort abdrängen, als die schluchzend ausgestoßnen Worte: „Ach, der Vater, der Vater!“ Ich hielt diese Aengstlichkeit für die kindische Furcht er könne seine Einwilligung versagen, und meine Eitelkeit, oder besser, mein Bewußtsein hob sich; ich konnte ihm eine Stellung bieten die für die Tochter eines Försters mehr als glänzend war, und das, dachte ich, würde und müßte neben unbescholtenem Rufe einem Vater genügen. Ich irrte! Der Mann war in seiner Frömmigkeit härter und verschrobener als ich für möglich gehalten. Er lieferte mir einen neuen Beweis daß man mit Gebeten auf den Lippen grausam, finster grausam gegen sein eignes Blut sein könne. Der Wahnsinn, man müsse der Welt entsagen um eines erträumten Himmels würdig zu sein ließ ihn das Glück seines Kindes zertreten. — Ich wollte lieber mündlich als schriftlich meinen Antrag stellen, da mir eine Ueberrumpelung wenn nicht notwendig doch jedenfalls nützlich schien. Ich versuchte Ida zu trösten so gut ich konnte; sie verließ mich als der Förster heimkehrte, ich bat ihn mir einige Minuten zuzuhören und erzählte ihm Alles. Er besann sich nicht einen Augenblick, dankte mir ohne Heuchelei für meinen Antrag und — wies mich ab.

„Meine ältere Tochter,“ sagte er, „ist mit einem braven Mann versprochen, wenn Gott will, wird sie in Kürze seine Hausfrau; es war aber seit jeher der Wunsch meiner selig entschlafenen Frau eine unsrer Töchter dem Herrn zu weihen. Ida ist durch den Umgang mit den hohen Personen im Schlosse weltlicher geworden als gut ist, ich fürchte für das Heil ihrer Seele und muß Sorge tragen daß sie in einen Kreis kommt der sie dem Himmel wiedergibt. Ein gottesfürchtiger Mann hinterließ eine bedeutende Summe zur Gründung eines Klosters und ich habe meine Tochter bereits auf die Liste der Novizen setzen lassen.“ — Meinen Einwurf daß die weit stillere ältere Schwester besser für eine so trübe Bestimmung passe, daß Ida außerdem entschiedene Neigung für mich hege, wies er damit zurück daß er eine eingegangene Verbindlichkeit nie lösen, ein gegebnes Wort nie brechen werde. Was die Neigung seines Kindes anbelange, so wäre Ida eine zu gute Tochter um sie nicht auf den Wunsch des Vaters, Gott zu Liebe, zu überwinden und zu vergessen. — Ich hätte über diesen bizarren Gedanken lächeln mögen wenn die Sache nicht zu ernst gewesen und mich zu nahe angegangen wäre. So weit reicht väterliche Gewalt nicht. Was ich indeß auch sagen mochte, er blieb ruhig und fest und bedauerte nur daß ich durch mein Sprechen, Ida eine so schwere Prüfung zugezogen. Indeß, sagte er feierlich, sie wird durch

die Ueberwindung dieser Versuchung die Gnade und den Schutz des Höchsten erringen. Mich bat er freundlich und fast rührend seiner Tochter den Kampf nicht zu erschweren und sie nicht mehr zu sehn. Wunderbare Verkehrtheit, wunderbare Mischung von Liebe und Zerstörungswut! Der Mann mag als ich ihn verließ niedergekniet sein und dem Himmel gedankt haben, daß er ihn zu Erfüllung dessen was er christliche Vaterpflichten nannte gestärkt. Unendlich bitter berührte mich der Gedanke der leider bald zur Gewißheit wurde daß gerade das Legat meines Vaters dem Sohne die Braut geraubt. Die vergifteten Pfeile der Pfaffen sind nie mit einem Opfer, nie mit dem Tode eines Gefühles zufrieden. Von dem alten Förster war nichts zu erzwingen, an seiner Gottergebenheit scheiterten alle Gründe der Vernunft, alle Beweise des Verstandes; — ich gab aber doch nicht alle Hoffnung auf die Tochter zu bewegen selbst gegen den Willen des Vaters mein zu werden. Die Gesetze waren für uns, sie durfte nur wollen. Ich erhielt eine Lehre die mich um ein Gefühl ärmer machte die aber meine Menschenkenntniß bereicherte. Ich überraschte sie allein, und machte ihr den Vorschlag das Haus ihres Vaters zu verlassen, der Fürst den ich von dem Geschehenen unterrichtet, bot für diesen Fall ein Asyl, die Gerichte sollten dann entscheiden. „Zwischen Vater und Tochter?“ sagte sie vorwurfsvoll. Dann umfaßte das unglückliche

Mädchen im höchsten Kampfe ihrer Gefühle meine Knie, ohne daß ich es hindern konnte, und bat flehentlich nicht gewaltsam in sein Geschick zu greifen. „Dringen Sie nicht in mich“, sagte sie, „ich fürchte mich vor dem Gedanken daß Sie siegen könnten. Mein Vater würde mich verstoßen, sein Fluch mich wahnsinnig machen, und so wäre doch nirgends Glück für uns. — Ich werde für Sie, für Ihr Glück beten, Richard,“ hauchte sie gebrochen, als wir uns für immer trennten. — Ich schlich noch einmal des Abends spät unter ihr Fenster, — die Hunde wußten nichts von der veränderten Gesinnung der Menschen, ich war ihnen ein alter Freund, sie gaben keinen Laut. Das Haus stand isolirt, die Mädchen mochten deßhalb oft gefahrlos bei offenen Laden zur Ruhe gehn ohne irgend eine Störung zu befürchten. Ich sah hinein. Die ältere Schwester schlief schon; eine tiefherabgebrannte Kerze beleuchtete das kleine Gemach matt und düster. Ida kniete, das Gesicht halb mir zugewendet, vor einer kleinen Madonne von Maratti die ich ihr geschenkt. Der Kampf war noch nicht vorbei und das Gebet wollte ihn nicht beschwichtigen. Der Förster war auch noch wach, leise, verbebende Töne die halbzerstreut von seiner Hausorgel herüberklangen erhöhten meine elegische Stimmung. Auch dies war ein unvergeßlicher Moment. Endlich erhob sich die Betende, ihr Gesicht war heilig und verklärt, die Thränen nur die noch auf ihren Wangen blitzten

waren Zeugen des Kampfes. Hatte sie nun abgeschlossen? Hatte sie nun Ruhe erstritten, und für immer? — Ich zeichnete diese Szene aus der Erinnerung. Der Entwurf den Sie vor sich sehn gibt sie treu wieder. Das leichte Nachtgewand in dem ich sie damals sah und das ihre schönen, feinen Formen zeigt, verrät auch Ihnen daß selbst das verwöhnte Auge des Künstlers gern auf ihr weilen mußte. Und ihr Herz war rein, ihr Geist frisch wenn auch nicht großartig. Die Ergebenheit mit der sie sich von mir riß, so sehr ich ihre Motive zu schätzen wußte, machte mich auf einen Zug aufmerksam der vielleicht sehr weiblich, aber doch — allzu schwach ist. Ich hatte recht wenn ich Ihnen vorhin andeutete der Gedanke mich mit ihr zu verbinden habe mir Zufriedenheit gegeben; das was man glühende, verzehrende Liebe nennt hatte sie mir nicht eingeflößt. — Am Morgen nach jener Belauschung reiste ich ab. Ich dachte noch oft gern und mit tiefem Gefühl an sie, ich malte sogar ein großes Bild, die Novize am Vorabende ihrer Einkleidung, das fast völlig ihr und jener Situation seine Entstehung verdankt. Es war ein Vergnügen eigentümlicher Art, auf den Ausstellungen die verschiedenen Urteile darüber zu hören. Die Leute wußten nicht was sie in dem einfachen, nur eine Figur enthaltenden Bilde bewegte. Die Poesie lag nicht in der Dekoration, nicht in den Farben, sie lag im Gedanken. Das Bild ist wahr,

das ist sein ganzer Zauber. Jene schauerlichen Zusammenstellungen in Bildern und Schriften, große Laster, erschütternde Verbrechen, Greuelszenen aller Art, wie man sie jetzt liebt, lassen sich nach einer durchschwärmten Nacht ersinnen; es ist eine fortgesetzte Wollust in den Verzerrungen des menschlichen Herzens zu wühlen: Wollust und Grausamkeit sind Kinder aus einem Neste. Das Klagegefühl das wie eine verstimmte Saite durch rauschenden Jubel hindurch schwirrt, das immer und immer fortlebt und uns in jeder Sekunde glauben macht nun sei das Weh zu Ende, nun müsse die Saite springen, dieses Gefühl muß selbst gefühlt sein wenn man es Andern verständlich machen will. Nur diese Sprache redete meine Novize, sie verstimmte auch mich so oft ich sie erblickte, das Bild war mir zu lieb, drum verkaufte ich es. So thue ich immer wenn ich mich vor einer meiner Schöpfungen fürchte. Es war ein Stück Leben, ein Tropfen Herzblut von mir, ich gab es fort, riß damit den ganzen maiseligen Traum aus mir heraus — und der Roman meiner Jugend war vorbei.“

Marie hörte an den kurzen, scharf hervorgestoßnen Lauten wie schwer es Stein geworden sein mußte diesen Abschnitt seines Lebens wieder aufzufrischen. Er saß weit zurückgelehnt, die rechte Hand auf dem Blatte liegend das jenes nächtliche Gebet darstellte. Marie glaubte in dieser Hand ein leises Zittern zu bemerken.

Er muß bleich und angegriffen aussehn, dachte sie, und obgleich sie kurz vorher nichts für weniger thunlich gehalten, wendete sie sich rasch zu ihm. Er saß nicht mit geschlossenen Augen oder dumpf vor sich hinstarrend wie sie erwartet hatte, seine Farben waren weder erhöht noch gedrückt, er hatte sein tiefes, fragendes Auge ernst und sinnend auf seine Zuhörerin geheftet.

„Es wird uns so schwer von der Jugend zu scheiden," sagte er, „verzeihen Sie mir diese Pause; sie bedeutete halb Trauer um die Vergangenheit, halb galt sie dem Kampfe mit Gegenwart und Zukunft. Es ist eigentümlich daß kaum eine Macht unser Inneres mit so unvergänglichen Linien schrammt als deren viele in unsere Stirnen gekrallt werden. Die Falte die sich einmal zwischen den Brauen festgesetzt, wird durch keine Kunst verwischt; die Frische die Kummer und geistige Anstrengungen dem Körper rauben, kehrt nie zurück. Der Geist ist elastischer. Die momentane Depression, dauerte dieser Moment auch Jahre, wenn sie durch Gram und Schmerz erzeugt worden, kann unter Umständen gerade eine erhöhte Schwungkraft, eine bedeutendere Expansibilität des Geistes bedingen. Das Mehr das ihm plötzlich geboten wird, macht ihn wieder jung und gibt ihm die Kraft wieder die ihm das Minder geraubt; er wird jung, strebsam und hoffend. Das fühlte ich eben jetzt. Der Scheide-

blick für meine erste Jugend schien mir fast ein Gruß für eine neue."

„Wie dürften Sie auch verzagen? Alles Schlimme von dem Sie mir bis jetzt gesagt konnte ja nur dazu dienen Ihren Charakter zu stählen. Ihr Vertrauen auf die Menschheit ist freilich tief herunter gedrückt, Sie müssen aber doppelt glücklich werden wenn Sie nun einmal vertrauen können." Marie hatte sich während sie dies sagte ebenfalls zurückgelehnt um dem Blicke des Malers zu entgehn. — „Was wurde denn unterdeß aus Ihrem Freunde Stauff; dessen Sie zuletzt bei Gelegenheit des Spinnengewebes gedachten?" sagte sie um dem Gespräche eine andre Wendung zu geben.

Stein strich langsam über seine Stirn, dann fuhr er wieder mit ruhiger fester Stimme in seiner Erzählung fort.

„Die Gemälde meines Freundes waren gesucht, er hatte immer schon im Voraus bedeutende Bestellungen, es gehörte sein eiserner Fleiß und die Leichtigkeit mit welcher er zu arbeiten vermochte dazu allen Anforderungen zu genügen. Obgleich er kein Vermögen besaß, hatte er doch auf diese Weise ein sehr reichliches Auskommen und lebte ohne Sorgen, auf seine Art sogar glänzend. Wir hatten zusammen ein Haus in Rom gekauft das zwar etwas einsam aber unendlich reizend lag. Eine herrliche Aussicht auf die ewige Stadt und in die albaner Berge, ein netter Garten, ein zierlicher

bowling-green, und ein Frühstückplatz unter prächtigen Pinien, — so war unsre Besitzung. Ein geraümiger Saal, der jahrelang den früheren Besitzern als Rumpelkammer gedient hatte, eignete sich vortrefflich zum Atelier; kurz wir richteten uns ganz allerliebst ein. Ich war im Ganzen wenig zu Hause, meine Vorliebe für Freskomalerei bannte mich an Kirchen und Gallerien wo ich die Farbengeheimnisse der alten Meister zu ergründen suchte. Ein Stück abgefallener Mörtel an dem noch ein wenig Blau oder Rot hing, konnte mich und meinen chemischen Apparat wochenlang beschäftigen. Stauff war unumschränkter Herr unsres gemeinsamen Eigentumes das hierdurch nur gewinnen konnte, denn er änderte und putzte stets daran, schmückte Garten und Haus mit Statuen und Bildern, ja, er richtete sogar eine echt altdeutsche Trinkstube neben dem Atelier ein, zu deren Ameublement er Humpen und Pokale aus allen Weltgegenden verschrieb. Sein kindlicher, ewig heitrer Sinn verließ ihn nie, und er wußte mich immer wieder aufzurütteln wenn ich trüb war. — So verließ ich ihn als ich mit dem Fürsten nach Deutschland ging. — Ich flanire ein wenig, schrieb er mir bald darauf. Man macht in der Nähe von Neapel Ausgrabungen, ich habe eben wieder Geld für zwei Bilder erhalten und muß sehn ob ich für unser liebes Haus nicht etwas recht Gutes erwerben kann. — Meine Stunde hat geschlagen, fing ein zweiter Brief

an. Eine fantastische, feenhafte Beschreibung der Dame seines Herzens wie ich sie von ihm nicht anders erwarten konnte, folgte diesen Worten. Ja, schön mußte sie sein, diese Eleonora, seine Nora, wie er sie nannte, es hatte Niemand so viel Gefühl für reine, klassische Schönheit als Stauff. Jede Linie an diesem Wesen ist antik, sagte er, es ist ein Marmor des Phidias, aber zauberisch belebt. — Sprach er es auch nicht klar aus, so schien er doch ihrer Gegenliebe gewiß zu sein, und daß er in allem Ernste damit umging sich mit ihr zu verbinden, verriet mir durch seine Schwärmerei hindurch die gewisse Solidität der Reflexion die immer einem festen Entschlusse, einer Entscheidung über zukünftige Lebensverhältnisse folgt. Sie ist nichts mehr als ein Landmädchen, schilderte er, aber durch ihren natürlichen Verstand wie durch ihre körperlichen Vorzüge allen Gespielinnen so überlegen, daß sie ihr huldigen wie einer Königin. Sie winkt, und Alle fliegen ihre Wünsche zu vollziehn. Ihre Mutter selbst die wenig Aehnliches mit ihr hat ist fast unterwürfig gegen sie. Keiner von den jungen Burschen des Ortes wagt sich an sie heran, sie hat etwas Exklusives, einen Anstand der eine Fürstin zieren würde. — All dies befremdete mich nicht. Man findet wirklich in Italien, — und der Künstler der mit Muße von Ort zu Ort streift hat Gelegenheit dies zu beobachten, — noch Gestalten in denen der ursprüngliche, klassische Typus vollkommen

rein bewahrt ist. Namentlich in den Gebirgen fand auch ich Frauen deren Züge unvergleichlich edel und grandios waren. Die natürliche Grazie, die Eleganz der Bewegung ist dem Italiener überhaubt eigen und nicht wie bei uns ein ausschließliches und dabei noch seltnes Privilegium bevorzugter Stände. Der Italiener ist auch geweckter als das Volk sonst, die wissenschaftliche Erziehung der Frauenwelt häufig mehr vernachläßigt als bei uns, und wo die Tracht, der Dialekt und die gesellige Manier dort nicht die Stände unterscheiden ist es schwer ein Bauermädchen das irgend begabt ist, von der vornehmen Dame zu sondern. Stauff schrieb mir seine Nora spreche so klar, so ohne allen Jargon daß es eine Freude wäre. Ich muß gestehn, mißtrauisch wie ich war, dieser kleine, von dem Liebenden als Vorzug gerühmte Umstand machte in mir den Gedanken an eine Mystifikation rege. Der Verdacht bekam noch mehr Halt durch die Erzählung von jener huldigenden Unterwürfigkeit die man der schönen Dame bieten sollte. Eifersucht ist ein Laster das nicht unter die Regale gehört, man verzeiht Ueberlegenheit auf dem Dorfe so wenig wie am Hofe. Ich traute nicht recht. Als mir Stauff gar im nächsten Briefe das Pergamentblättchen schickte das Sie vor sich haben schien mein Verdacht Gewißheit zu werden. — Der Ausdruck dieses schönen, großen Auges ist nicht natürlicher Adel, es blitzt aus ihm anerzogne, gering-

schätzige Vornehmheit. Mir zerstört dieser Blick den ganzen prachtvollen Kopf. Ich begreife nicht wie Stauff so befangen sein, wie er, dessen ruhige Beobachtungsgabe ich so oft bewundert, hier von der Außenseite geblendet alles Andere vergessen konnte. Und daß die Aehnlichkeit sprechend sei, kann ich verbürgen. — Ich machte ihn so schonend als möglich auf meine Schlußreihe aufmerksam und bat ihn sich nicht hintergehn zu lassen. Statt aller Antwort schickte er mir das zweite Bildchen das ihn allerdings, auch wenn mein Verdacht sich bestätigte, über alle Gefahr erhob. Sie liebte ihn. So würden auch Sie gewiß diese allerliebste Gruppe übersetzt haben. Das weinumrankte Haus, die Trümmer einer Kolonne von dem zerfallenen Tempel im Hintergrunde als Sitze vor der Thüre, und die beiden Gestalten auf denselben. Nora in der ansprechenden Tracht eines Bauermädchens auf der Guitarre spielend, vom Monde scharf beleuchtet; Stauff ihr zu Füßen, den Kopf an ihre Knie gelehnt und mit dem Ausdrucke unaussprechlicher Seligkeit zu ihr auflauschend. Die Stellung ist so vertraulich, die Züge reden eine zu große Innigkeit als daß meine Erklärung eine gewagte sein konnte. Sie liebte ihn, dann war es gleich welcher Klasse der Gesellschaft sie angehörte. Stauff war eine Erscheinung die wol Rang und Stand vergessen machen konnte; denn die Idee Nora sei eine vornehme Dame hatte sich, ich weiß selbst nicht wie,

in mich eingenistet. Vergebens suchte ich mir zu beweisen daß die Dorfleute nicht so unverbrüchliches Stillschweigen halten würden wenn Stauff, durch meine Bemerkungen aufmerksam gemacht, das Geheimniß hätte durchdringen wollen. Eine Ahnung, wir haben manchmal in aufgeregter Stimmung Momente, in denen sich der Vorhang vor der Zukunft verschoben zu haben scheint, erfüllte mich mit unbestimmter Furcht . . . .“

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie unterbreche,“ sagte Marie, „aber bei Gelegenheit der Ahnungen wollte ich Sie auf eine seltsame Erscheinung aufmerksam machen die ich an mir beobachtet und die ich nicht zu erklären weiß. Ich durchlebte manchmal Szenen scheinbar doppelt, und zwar das Scheinbild vorher. Ich weiß ganz genau was Personen die ich zum erstenmal sehe thun und sagen werden, ich weiß meine Antwort voraus und kann, selbst wenn ich wollte, keine andere geben.“

„Das ist allerdings seltsam, aber nicht Ihnen allein eigen. Ich nahm Aehnliches an mir wahr. Ob sich eine Erklärung dafür finden läßt, weiß ich nicht; ich forschte wenigstens umsonst danach als mir der Verlauf von Stauffs Geschichte dieselbe Frage in den Weg schob. — Ich bekam unsäglich lange Zeit keinen Bericht von Stauff und wurde unruhig da ich nicht glauben konnte er habe mich im Glücke vergessen. Ich war wieder Herr über meine Zeit und eilte ihn

aufzusuchen. Ich sah den Comersee mit seinen blühenden Oleandern, ich athmete wieder die Luft des Südens, der unendliche See von Cyanen, der italische Himmel, dehnte sich über mir. Nach einigen Winkelfahrten nahm mich Florenz auf. Ich durchstrich die ewig heitre Stadt; Ghiberti's Wunderportale, die Schätze der Paläste degli Uffizj und Pitti übten auf den peinlich Gespannten diesmal ihren fesselnden Zauber nicht aus, eine dämonische Hand trieb mich in die verlorensten Winkel, in einsame volksleere Straßen. Ich ließ mich willenlos fortziehn und trat ebenso willenlos in das Kloster eines Bettelordens, das seine schmucklose, alters-schmuzige Flanke in eine dieser Straßen streckte. Erst als der Pförtner mich nach meinem Begehren fragte, erwachte ich aus dem traümerischen Versunkensein und verlangte die Kirche zu sehn. Ein solcher Besuch mochte hier selten sein und erfüllte deßhalb den gutmütigen Alten mit übergroßer Freude. Er lief in dem niedrigen Kreuzgange mit einer Hast vor mir her daß er komisch genug oft über seinen geflickten Habit stolperte. Ich erwartete nichts von dieser unbekannten Kirche, und daß ich wirklich von Altar zu Altar schritt, war mehr um den Mönch nicht in seiner Freude zu stören als um die unbedeutenden Gemälde zu betrachten. Plötzlich stand ich erstarrt. Das Bild auf dem kleinen Seiten-altare stellte die Enthauptung Johannes des Taüfers dar. Die Herodias hielt in blinkender Schale das

bluttriefende Haubt des Vorlaüfers, und diese Herodias war — Nora. Dieser verzerrte, gealterte Johannes-kopf — Stauff. Derselbe wunderschöne Kopf des Mädchens, dasselbe Lächeln um die Lippen, aber die vornehme Kälte im Auge war gegen ein feindseliges Stechen vertauscht. Das Bild war neu, Stauff mußte hier sein, ich kannte seine Composition, sein Colorit und vor Allem den Kopf Nora's. — Wo ist der Maler? fuhr ich auf den Mönch ein, der unterdeß kniend betete. — Heißt Ihr Stein? fragte er zurück. — Ja, ja, schrie ich, nur rasch, wo ist er? — Dann folgt mir; außer Euch, will er keinen Menschen sehn, nach Euch aber ruft er im Fieber. — Also krank, unglücklich, hier, und dies Bild! — Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen.

„Sie können denken daß nun ich der Eilende war. Ist er verloren? Hatte man mir auch den letzten Knoten zerschnitten der mich den Menschen verband? — Ich wußte kaum mehr was ich dachte.

„Eine müde Gestalt an der meine Augen alle Zeichen schnellfressender Abzehrung erkannten, wankte mir in der Zelle die wir betraten, entgegen. Stier sah mich der langgesuchte Freund an, seine Lippen bewegten sich und schienen zu fragen: Wer bist Du? ich rief Dich nicht, ich will keinen Menschen bei mir. Er erkannte mich nicht. Werner, rief ich schmerzlich, Werner! Er lauschte, dann murmelte er: „Du rufst

einen Toten, geh!" und wendete sich ab. Ich faßte ihn am Arme, preßte seine feuchte Hand und bat ihn mich zu erkennen. Ich bin Richard, bin Dein Freund, rief ich ihm in's Ohr. — Der Mönch stand an der Thür, rollte die Kugeln seines Rosenkranzes durch die Finger und betete halblaut. Dies eintönige Gemurmel, das hartnäckige Schweigen Stauffs, sein starrer Blick der sich glanzlos in meine Augen wühlen zu wollen schien, brachte mich selbst einem Fieber nahe. Man hatte mich, man hatte die ganze Welt beraubt. — Er war irre. O, das schnitt mir in die Seele, man hatte ein Kind, einen Engel vernichtet. Alle Mühe war umsonst.

„Als ich noch Werner Stauff war, eh' ich Nora fand," sagte er endlich tonlos vor sich hin, „hatte ich einen Freund der Richard Stein hieß. Seit da ist viel geschehn wovon er nichts weiß: ich bin nicht mehr Werner, ich habe keinen Freund."

„Ein schrecklicher Husten unterbrach ihn. Ich setzte mich auf das Bette und nahm den Unglücklichen wie ein Kind auf meine Kniee. Er ließ Alles mit sich geschehn ohne daß sich der Ausdruck seines Gesichtes einen Augenblick änderte. — Erst als er eine Zeit seinen Kopf an mich gelehnt, wurden seine Züge plötzlich wild, er sprang auf, stieß mich von sich, und nun erfolgte ein fürchterlicher Ausbruch seines Wahnsinns.

„Fort, Schlange, fort, so zog sie mich oft an sich

um mich desto sichrer zu verraten. Fort, Euer Hauch ist Pest, Eure Berührung zehrend Feuer. Ha, wann kommt endlich der Blitz der diese ganze Giftbrut, diese Schande der Welt, die Menschen, vernichtet!“

„Grauenhafte Flüche, wie ich sie nie aus seinem Munde gehört, überstürzten sich und gaben mir immer neue Beweise von der unseligen Zerrüttung seines Geistes. — Stunden vergingen darüber, — ich weinte zuletzt aus unsäglicher Abspannung.

„Er bemerkte es und sagte: — „Ah, Du hast noch Thränen, in Dir wacht noch ein Funke Gefühl. Sieh, wenn Du Einen findest, der Werner Stauff geliebt, gib ihm diese Blätter und dies Bild.“ Damit gab er mir das Etui, das Sie hier sehn. Ich wollte das Schloß öffnen, aber der Mönch hinderte mich daran; indeß konnte er nicht wehren, daß Stauff sich durch einen raschen Griff seines Schatzes wieder bemächtigte. Er riß die Klappe auf, seine Augen traten weit aus den Höhlen, er schien eine zeitlang wie gebannt. Dann kniete er nieder, küßte den Gegenstand den die Kapsel verbarg, überhaüfte ihn mit Liebesworten unter die sich mehr und mehr Verwünschungen mischten, bis er im höchsten Delirium von Liebe und Fluch Alles von sich warf und bewußtlos zusammenstürzte.

„Der Mönch raffte die Mappe auf und wollte mich eilig fortziehn indem er mich beschwor die Tollwut, die meinen armen Freund jedesmal befiel wenn er das

Bild gesehn, nicht abzuwarten. Ich zögerte, und als ich endlich tief betrübt Abschied nahm, erwachte Stauff eben wieder. Wie ein Tiger war er mit einem Sprunge an mir: „Das Bild,“ schrie er, „gib es mir wieder, oder ich erdrossle Dich!!“

„Hier ist es,“ sagte der Mönch, und zeigte ihm die Mappe. Während der Wahnsinnige danach griff, riß mich der Pförtner zur Thüre hinaus die er rasch verschloß. Gelobt sei die Jungfrau Maria und der heilige Anton von Padua! Endlich ist es gelungen, die Zauberei zu brechen, rief der Mönch indem er mich die Treppen herunter riß. — Ich bemerkte daß er das Etui noch in der Hand hielt und Stauff nur die äußere Kapsel gegeben hatte.

„Was ist es damit?“ fragte ich während das Toben meines einzigen Freundes durch die Gänge gellte.

„Angelo, so nennen wir den Unglücklichen hier im Kloster, kam zu uns, matt und krank; er bat um eine stille Zelle und versprach uns ein Bild dafür. Ihr habt es in der Kirche gesehn. Er war so gut, wir liebten ihn Alle. Er sprach nicht, er sah immer ergeben und still aus wie ein Sterbender. Da führte ihn der Satan in Versuchung, er verschloß sich in seine Kammer und malte das Gräßliche was diese Kapsel birgt. Niemand im Kloster hat es gesehn, — dabei bekreuzte er sich, — Niemand will es auch sehn, denn

es ist dabei Zauberei im Spiele. Seit er dies Bild fertig hatte war er verloren. Er saß tagelang davor ohne etwas zu genießen, er sah es so lang an bis ihm die Madonna ihren Schutz entzog und er wahnsinnig wurde. Vergebens versuchten wir ihm das Angebinde des Teufels zu entreißen, er biß, schlug und stach um sich sobald sich Jemand dem Bilde näherte. Sogar im heftigsten Fieber ließ er es nicht von sich, und sein Bewußtsein kehrte augenblicklich zurück wenn Einer das Bild antastete. Gelobt sei die Madonna, der Teufelspuk ist in meiner Hand!"

„Er wollte das Bild durchaus augenblicklich verbrennen, er beschwor mich es ihm zu lassen, und ich mußte zuletzt Drohungen anwenden um mich in den Besitz des Vermächtnisses zu setzen. Der Mönch entließ mich damit wie einen Verlornen. Jeder Mensch mußte nach seiner Ansicht verwirrt werden wenn er das Gräßliche erblickt, — das war die geheime Kraft des Bildes. —

„In der That, man vergißt es nicht wieder und es mischt sich, einmal gesehn, in jeden schrecklichen Traum.

„Ich ahnte wol daß es ein Porträt Nora's sei, aber die Auffassung überraschte mich und gab mir zugleich einen Schlüssel zu dem ganzen Verhältnisse.

„Ich kann mich noch immer kaum entschließen es

Ihnen zu zeigen, es wird einen zu peinlichen Eindruck auf Sie machen.“ —

„Sie spannen mich auf die Folter,“ sagte Marie, „nach alledem ist es ja ganz unmöglich daß ich die Meduse nicht sehe, ich sterbe vor Begierde. Sie haben nun schon zweimal die Feder gedrückt und das Schloß immer wieder einschnappen lassen, das ist wahrhaftig eine Tortur, — bitte,“ — damit nahm sie das Etui aus Steins Hand und öffnete es. — „Wie schön!“ rief sie. „Aber ich habe etwas viel Schrecklicheres erwartet. Dies herrliche bleiche Gesicht mit der alabasternen Stirn in der man das Blut rollen sieht, dies prachtvolle große Auge, dies wilde Haar mit dem diademartigen Reifen, dieser Rosenblattmund dessen Lippen nur ein wenig geöffnet sind um das blendende Email der Zähne nicht zu verbergen, das ganze wunderbare Oval des Kopfes, — dies Himmelsbild ein Fluch?“

Stein schwieg und beobachtete gespannt ihre Züge.

„Aber, wie ist mir denn,“ fuhr sie fort, „der Ausdruck dieses Gesichtes scheint zu wechseln, jetzt macht mich das Auge frieren, die wilddrappirten Haare ringeln sich mir wie Schlangen entgegen, die Lippe schnellt höhnischer Spott in die Höh', — hu, wie ein Vampyr!“— Sie zitterte.

Stein schob das Bild in das Etui zurück. „Es ist keine Zauberei hier,“ sagte er, „aber ein Stück natürliche Magie das Hölle und Himmel in diesen

kleinen Rahmen bannt. Das Bild ist so wundersam schön daß Jeder im ersten Augenblicke den feindlichen Ausdruck übersieht, es ist so schön daß Niemand den Blick abwenden kann. Man bleibt gefesselt. Das starre Ansehn macht das liebliche Ensemble verschwimmen, die prägnanten Züge treten mit ihrer tötlichen Kälte immer entschiedner, immer schrecklicher hervor, und der eisige Glanz der Augen beherrscht endlich alles Andre. Die prächtigen Haare werden zu Schlangen, die Diamanten selbst die den Reifen schmücken scheinen giftig schielende Blitze zu versprühen; — man zittert, friert, und doch gehört ein Kampf dazu wegzusehn. Dies Bild ist ein ungeheurer Triumf der Kunst, aber ein gräßlicher. Wenn je eine Meduse gemalt worden ist, wenn je etwas die Fabel des Altertums glaublich machen kann, so ist es dies Bild und seine Geschichte. Dieser Kopf ist wahr, ich sah sein Original selbst — und bebte."

„Bringen Sie nun aber die Geschichte Ihres armen Werner zu Ende, das Gespenst dieser Nora wird mich doch verfolgen, und meine Fantasie würde sich den Verlauf vielleicht nur noch schauderhafter ausmalen. Bitte, erzählen Sie. Ich begreife, nachdem ich das Bild gesehn, Alles, ich begreife auch daß er rettungslos verloren war."

„Das fühlte auch ich als ich es zum erstenmal erblickte. Ein Mensch wie Stauff konnte dem Geschicke

nicht entgehn. Mich bannte der Kopf so fest, ich war so erschüttert daß ich lange Zeit, mein Gesicht in beide Hände gepreßt, dasaß ehe ich so viel Ruhe gewann die Blätter die mir Stauff gegeben hatte, lesen zu können.

„Sein Glück war drei Monate alt geworden. Er hatte sich so daran gewöhnt daß nicht der leiseste Zweifel an seiner Ewigkeit in ihm aufstieg. Rein und arglos wie er war gab es für ihn nichts Höheres als Nora mit Blumen zu schmücken, sie zu sehn, ihre Stirn, ihren Mund mit Küssen zu bedecken und sich an ihrer süßen Stimme zu ergötzen. Er wurde neben ihr durch seine Liebe zum Kinde, er sah nur sie, er sah nur die Gegenwart, und eine Zukunft nur durch Nora. Er traümte so schön, er war so befriedigt daß es ihm gewiß schon eine Störung dieses ruhigen Zustandes scheinen mochte als er endlich über die Art und Weise diese Zukunft zur Reife zu bringen mit ihr sprach. „Sie lachte auf," schreibt er hier, „wie eine Tolle als ich sie fragte ob sie mein Weib werden wolle, faßte meinen Kopf mit ihren Händen, küßte mich rasch, entwand sich ebenso rasch meinen Armen und sprang fort, indem sie sich noch von Zeit zu Zeit lachend umsah. Ich war ihre Art schon gewöhnt und sah innig froh dem Abende entgegen wo sie mir, wie ich hoffte, auf unsrem schönen Plätzchen vor dem Hause meine Bitte gewähren würde. Der Abend kam, sie kam nicht. Mir schien das eine abscheuliche Neckerei oder eine Herausforderung mir die

Erklärung selbst zu holen. Umsonst, die Alte die ich für ihre Mutter hielt ließ mich diesmal nicht ein. Warte nur, mein Herz, rief mir Nora aus dem inneren Zimmer zu! Ich mußte mich also trösten. Ich wartete geduldig bis zum andern Morgen. Da kam das kleine stumme Mädchen das Nora bei sich hatte, und brachte mir ein Briefchen; ich öffnete es hastig und fand nichts als die Worte: Am 3. August in Neapel, Toledo, Palazzo B . .! Durch Zeichen fragte ich das Kind, wo Nora sei. Es zeigte auf sein Herz, so deutete es immer Nora an, und machte mir durch Pantonimen verständlich daß meine Geliebte fort sei. Ich begriff von alledem nichts. In Neapel, im Palaste des Fürsten B.; was that sie dort? Und endlich noch fast ein Monat bis zum Wiedersehn. Ich entschloß mich natürlich augenblicklich nach Neapel zu reisen, denn eine so lange Trennung schien mir unerträglich." — Nora's Abreise setzte den ganzen Ort in Bewegung und entfesselte zugleich die Zungen der Leute. Sie erzählten nun daß das Mädchen nicht dem Dorfe angehöre sondern erst seit einem halben Jahre mit der alten Frau hierher gezogen sei. Diese alte Frau sei im Orte geboren aber schon lange Zeit als Bedienstete in der Stadt. Sie habe das Mädchen zwar für ihre Tochter ausgegeben, man glaube aber daß es einer sehr vornehmen mächtigen Familie angehöre, und dies sei der Grund warum früher Niemand gewagt ihrem

Wunsche zuwider Stauff zu verraten daß sie nicht stets im Dorfe gelebt. — Mysterien über Mysterien. All dies machte Stauff indeß nur noch seliger, er war ihrer Liebe rührend gewiß, und der dritte August galt ihm von da ab für den höchsten Festtag. — Er ging nach Neapel. Wie oft mag er die großen Fenster des Palazzo B. angeblickt haben, wie oft sich nach der Familie erkundigt. Einmal glaubte er die Alte aus dem Portale treten zu sehn, er eilte auf sie zu, aber im nächsten Augenblicke war sie schon in einem andern Palaste verschwunden. Der Principe B. war ein Mann von etwa dreißig Jahren, er hatte keine Schwestern, keine weiblichen Verwandten in seiner Nähe. Man wußte überhaubt nicht viel, und wenig Gutes von ihm; ja es schien als wolle man aus Gründen die man zu verschweigen für gut fand, auch das nicht weiter sagen was man etwa von ihm wußte. Der Principe sei ein Sonderling der sehr zurückgezogen lebe, nachdem er erst wilde Jahre hingebracht, — das war Alles was sich erfahren ließ. Stauff konnte den Zusammenhang immer noch nicht finden. — Eines Tages im Theater San Carlo sieht er unter andern großen Damen, dicht an der Loge des Hofes seine Nora, prächtig gekleidet, stralend im Glanze ihrer Schönheit und reicher Edelsteine. Wer ist die Dame dort drüben? jauchzt er seinem Nachbar zu. Welche? fragt dieser, ein alter grauer Mann. Die Schönste,

die Schönste! ruft Stauff. — Signore meint wol die Tochter des verstorbenen Marchese von Castelleone, die stolze Eleonora? — Nora, ja, Nora, sie ist's. — Sie ist ebenso schön, als kalt, eitel und herzlos wenn nicht noch schlimmer, entgegnete der Alte, und dabei sind ihre Einfälle höchst unziemend für eine Dame ihres Standes. — Sie kennen sie wol nicht, sonst würden Sie ihr gewiß nicht solchen Vorwurf machen, sagt Stauff überströmend. Nora herzlos, Nora, die Glut, die Liebe selbst, flüstert er vor sich hin. — Nach dem Tode ihres Vaters verschwand sie plötzlich hier aus der Stadt, fuhr der Alte fort, weil sie vielleicht fand daß die Trauerkleider ihre Schönheit nicht genug zeigten, und zog sich irgendwo auf das Land zurück um ihre bunten Flitter nach wie vor an sich schimmern zu lassen. — Stauff vertheidigte sie. Der Grund ihrer Entfernung war gewiß eine Verleumdung, und überdies prägt sich echte Trauer nie in der Kleidung aus, sie weint im Herzen, sagte er, — aber er mußte sich gestehn daß er nie einen Anklang von Trauer an ihr bemerkt. Auch hatte sie ihres Vaters nie erwähnt. Konnte indeß nicht die Liebe jedes andre Gefühl vollständig verdrängt haben? — Sein Nachbar fügte noch hinzu, daß man sage, sie wolle sich nächstens verheiraten obgleich sie früher schon hier ein, wie es hieße, allzu enges Verhältniß gehabt; sie habe in Rom oder irgendwo außerhalb Neapel eine Verbindung angeknüpft,

aber Niemand wisse wer sie und ihre Schätze heimführen werde. — Stauffs Jubel erreichte den höchsten Grad, mußte er ja doch der Ueberglückliche sein. Sie liebte ihn, war Herrin ihrer Hand, auch nicht die geringste Ahnung eines Verrats, nicht die kleinste Wolke trübte seinen Himmel. — Als sie die Loge verließ, eilte er hinunter, verirrte sich aber in den Gängen und konnte dem im Galopp entführten Wagen nicht folgen.

„Ihre Wohnung war nun leicht ausfindig zu machen; er fand sie auch, wagte aber nicht sie zu betreten. Er hätte, wie er glaubte, vielleicht einen Plan durchkreuzt, er wußte ja das Rendezvous, — und sie liebte ihn.

„Zu Anfang August, es waren seine letzten glücklichen Tage, die letzte, traumselige Zeit, machte er einen Ausflug nach Capri. Die Wunder der blauen Grotte sollten ihn auf das Wunder seiner Liebe vorbereiten. — Er kam zurück. Die Worte mit denen er den folgenden Tag schildert sind charakteristisch, ich lese sie Ihnen.“

„Die Siestazeit war vorüber; bis dahin hatte ich meiner Sehnsucht Zügel angelegt oder ich hatte es vielleicht thun müssen da die Pforten des bezeichneten Palastes den Morgen über geschlossen blieben. Guirlanden schmückten die Saülen, an jedem Fries liefen breite, duftige Bordüren hin, Kränze, Blumen überall. Das galt Alles meinem Empfange: — Unselige

Verblendung! Reichgekleidete Diener empfingen mich als wüßten sie schon daß ich erwartet werde; oben an der ebenfalls mit Blumen bestreuten Treppe kam die Alte. Mein Herz schlug hörbar. Ihr werdet Augen machen, Signor! sagte das Weib. — Ich hatte ihm doch nie etwas gethan. — Durch eine Reihe von Zimmern geführt, mußte ich zuletzt in einem kleinen Entree dessen Plafond ominös genug Jupiter und Semele schmückte warten."

„Endlich ging die Thür auf, ich stürzte in den Saal hinein und wollte auf Nora zu, als mich plötzlich ein schneidendes Weh durchzuckte und das dumpfe Vorgefühl einer Ohnmacht meinen Schritt fesselte. — Auf einem Schaukelstuhle wiegte sich nachläßig der Mann den ich mir als Principe B. hatte zeigen lassen, ein Glas in's rechte Auge gepreßt, fixirte er mich. Und Nora? Sie stand neben ihm, die Stirn frei, die Haare wirr zurückgeworfen als hätte Jemand ihren reichen Strom durchwühlt, (ich hatte es oft gethan), den Kopf stolz gehoben, auf allen Zügen ein Hauch von Spott. Ihre Hand ruhte auf der Schulter des Principe. Ich starrte bald ihr Gesicht, bald den diamantgezierten Reifen in ihren Locken, bald die ganze Pracht der Umgebung an und konnte kein Wort aus meinem trocknen Schlunde pressen."

„Dies ist," sagte sie zu dem Manne im Schaukelstuhle gewendet, „der Maler der mir die Langweile

des Landlebens tragen half, ich versprach ihm für heute ein Rendezvous um ihm zu sagen daß ich seine Bitte nicht erfüllen kann. Signor erwies mir nämlich die Ehre um meine Hand zu werben."

„Der Mann rückte sein Glas zurecht und lachte heiser. Dann sagte er, immerfort den Engländer affektirend: „Ich danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit gegen Donna Eleonora, meine Gemalin!" Dabei wiegte er sich ruhig weiter.

„Seine Gemalin? Nora, meine Nora das Weib dieses Mannes. Für ein Spiel war das zu grausam; und doch, ich rief mir alle Szenen zurück die ich mit ihr durchlebt, es konnte ja nicht sein. Sie hätte ja verschwinden können, ohne mir diesen Schmerz zu bereiten, ohne diese gräßliche Verzweiflung in mir herauf zu beschwören. Warum, warum hätte sie das gethan? Sich an meinem Schmerze zu weiden? Ich konnte von alledem nichts glauben. Sie mußte mein werden. — Ich eilte auf sie zu, wollte ihre Hand ergreifen, sie trat aber einen Schritt zurück und sagte kalt: „Signor, wir sind nicht mehr in den Bergen, ich bedarf keiner Stütze, ich bin an das Parquet gewöhnt."

„Es mußte ein Traum sein. Ich stürzte auf meine Kniee: Nora, rief ich, Nora, ich beschwöre Dich, sag' mir es ist ein Traum der mich quält. Du kannst das nicht gethan haben! — Ich wand mich in halbem Wahnsinne ihr zu Füßen, — und sie? Sie stand in

ihrer Pracht da, stolz und kalt, das Haubt zurückgeworfen, die Augen eisig funkelnd, grauenhaften Hohn um ihre immer wunderschönen Lippen. „Signor," sagte sie, „ich bestellte Euch den dritten August hierher, weil ich mich am Tage vorher dem Principe vermälte. Nun könnt Ihr gehn!"

„Wie von einer Schlange gestochen, fuhr ich empor. So seist Du — verflucht! wollte ich rufen, hatte aber nicht mehr die Kraft den Satz zu vollenden. Der Mann mit dem Glase der wieder heiser gelacht hatte schellte, und als ich meiner nicht mehr mächtig an der Wand hintaumelte, sank ich dem eintretenden Diener in den Arm. — Nora lachte laut; in der Thüre verschwendete ich meine letzte Kraft darauf, mich noch einmal nach ihr umzublicken, — sie küßte ihren Gemal. Ich sah nichts mehr. Dumpf hörte ich die Leute draußen sagen ich sei verrückt, und ich wußte in der That nicht ob sie eine Unwahrheit sagten. In einer Miethskutsche brachte man mich in meine Wohnung. Mein Fieber, meine Fantasien sollen schrecklich gewesen sein, und ich leide noch sehr. Ich werde nie wieder gesund werden, ich fühle wie inneres Weh an meinem Körper nagt. Nora war die reinste Gestalt die je die Natur geschaffen, es kann nichts Schöneres, Engelhafteres geben. Und sie war so teuflisch. Wenn sie nicht gut sein konnte, wie kann es da irgend Jemand? Die Natur vergreift sich nicht, sie verschwendet nicht

ihre ganze Pracht auf Schlechtes. Nora ist der Typus des Besten. So sind sie Alle, und wenn das Beste so scheußlich ist, wie erst das Andere? Ich habe mein Alles auf sie gesetzt und mit ihr verloren. Es ist nicht so der Verlust ihrer Person der mich niederdrückt, es ist die Idee daß ich wie an ihr, der Vollkommensten, an der ganzen Menschheit verzweifeln muß. —

„Ich werde sterben, wozu trüg' ich ein Herz voll Liebe in der Welt herum, wenn sie nur von giftigem Gewürm bevölkert ist, — aber ich werde sie malen, eh' ich sterbe.

Anfang November!" —

„Er hat Wort gehalten. Sie sehn daß er in jener Zeit als ihn die fixe Idee des Verzweifelns an der Menschheit beherrschte weil er Nora für ihren Gipfelpunkt hielt, noch zu retten gewesen wäre. Aber ich, der ihn liebte, war fern, und nun war es zu spät. Der Wahnsinn hatte sich ausgebildet, die Abzehrung fraß an seinem Leben, — das Bild war gemalt.

„Meine Empörung war ungemessen, ich wollte ihn noch nicht aufgeben, oder wenn ich es mußte, — ihn rächen.

„Der Morgen kam, ich eilte in das Kloster. — Er war in der Nacht gestorben. Tot, ohne mich wieder erkannt zu haben, tot, ohne lichten Augenblick gestorben, vielleicht an gebrochenem Herzen weil wir seinen Schatz

entführt. Verzerrt, mit verglastem, halboffenem Auge, noch einen Schrei ohnmächtiger Wut, einen Fluch für mich vielleicht, für den Raüber, auf den geklemmten Lippen, die Mappe zerrissen in den krampfig geschlossenen Händen, lag er da. Er war meine letzte liebe Leiche.

„Rache, Rache! gellte es in mir. Ich flog nach Neapel. Ich fand den Palast auf dem Toledo, ich erfuhr daß die Besitzer da wären, und ohne einen besonderen Plan für die Art meiner Rache entworfen zu haben, strebte ich zunächst mit dem Hause in Berührung zu treten. Es war derselbe dämonische Zwang der mich in Florenz in das Kloster geführt, ich lebte nur diesem Zwecke. Die Ausführung war nicht so leicht. Der Principe, der seine Anglomanie nur auf die Nachahmung der Grillen dieser Insulaner beschränkte, war unzugänglich für Fremde wie ein englisches Landhaus. Man erzählte sich als einen Akt seiner Sonderbarkeit noch als ich hinkam, daß er sich unerhörterweise nicht in einer Kirche, nicht, wie seinem Range angemessen war, vom Erzbischofe, sondern im Palaste seiner Braut heimlich in der Nacht von einem Mönche habe trauen lassen; und daß er die Erlaubniß dazu mit vielem Gelde erkauft. Dies galt ihm wahrscheinlich als Surrogat einer Gretna-Green-Trauung.

„Ein Zufall ließ mich erfahren daß er eine Statue zu kaufen wünsche die ein junger Künstler eben voll-

endet, und daß er nur des Preises wegen den Kauf nicht abgeschlossen. Die Differenz war unbedeutend, aber auf beiden Seiten gleiche Starrheit. Ich kaufte den Marmor und wußte es bald darauf so einzurichten daß man dem Principe sagte ich sei des Anblicks der Nymphe müde geworden, wie denn in der That nicht viel daran war, und würde mir ein Vergnügen daraus machen die Statue für den von ihm gebotenen Preis abzugeben. Er schrieb mir ein paar Zeilen, und ich antwortete daß ich nicht übel Lust hätte, auf einen Verkauf, oder lieber noch auf einen Tausch einzugehn, — jedenfalls aber nur mit ihm persönlich verhandeln würde. Zugleich sagte ich ihm einen Tag an, an dem ich seinen Besuch erwarte. Um meinen Plan nicht an einer Kleinigkeit scheitern zu lassen, gab ich noch denselben Tag meine Karte bei ihm ab. — Ich richtete meine Wohnung vollständig auf englischem Fuße ein und lieh mir von allen befreundeten Künstlern Bilder, so daß eins meiner Zimmer eine gar nicht üble Gallerie bildete. So erwartete ich den Gemal Noras. Er kam, ich sprach ihn englisch an, und er kauderwelschte diese seine geliebte Sprache schlecht genug. Ich hatte erfahren, daß er einige unbedeutende antike Torso's habe, und schlug ihm einen Tausch vor, — eigentlich nur um unter dem Vorwande sie zu sehen sein Haus betreten zu können. Er war schwierig aber stolz darauf daß ich seine Schätze sehn wollte, — mehr verlangte

ich nicht. Ich zeigte ihm meine Gallerie absichtlich erst als es schon zu dunkel war die Bilder ordentlich zu sehn um auch ihn wieder zu mir zu locken. Dann führte ich ihn durch mein Parloir in einen Speisesalon, wo ich ein echt englisches Diner hatte auftragen lassen. In der City selbst konnte er die englische Küche nicht vollkommener haben; in der That hatte auch der Koch eines Lords der die bel étage meines Hauses inne hatte unsre Speisen bereitet. — Man mußte das Schmunzeln dieses Narren mit dem ewig eingeklemmten Glase sehn als er an meinem Tische saß. Ich war sein Freund, das Non plus ultra eines Menschen geworden, als er Alles comfortable fand. Er schien eigentlich nicht übel, es kam mir vor, als wenn ihn nur sein Hang zum Außerordentlichen verzerrt hätte. Er konnte lebhaft, glühend sogar werden, kurz ein echter Italiener sein wenn er auf Augenblicke seine Rolle vergaß. Ich hatte nach der Szene mit Stauff denken müssen er sei ein fischblütiger Schurke, glaubte aber einen großen Fond von Grundsätzen neben und unter den Tollheiten die seine Rinde bildeten zu entdecken. — Es war Nora an die ich mich zu halten hatte, nicht an B., und doch war mir die ganze Sache rätselhafter und verworrener als je geworden. Ein edler Mann, — und ich hatte vorlaüfig nichts bemerkt was dem Principe aus dieser Kategorie strich, — hätte einen Menschen nicht so kalten Blutes vor sich moralisch

töten sehn. War's denn nicht ein Mord? Und Nora? Stauff hatte eine so entsetzlich reiche Fantasie, er konnte sich fast aus sich herausdichten, sollte diese Eigentümlichkeit nicht am Ende im Spiel gewesen sein und seine Liebe ihn überdies Manches haben mißverstehn lassen? Ich muß gestehn daß mit dieser Reflexion meine Racheglut bedeutend an Nahrung verlor. Noras Gemal schien mir einmal kein Schurke. Ich wollte indeß nicht voreilig sein und nahm die ceremoniöse Einladung sein Haus zu besuchen freudig an. Ich mußte dies Weib studiren, kennen, die Manen Stauffs mit ihm versöhnen oder rächen. —

„Der Principe stellte mich seiner Gattin vor. Es war unnötig, ich hätte sie unter Millionen herausgefunden, es gibt keine zweite solche Erscheinung. Sie war prächtig, königlich, geboren zu herrschen, ich selbst konnte kaum einen Ausruf der Bewunderung unterdrücken. Armer Stauff, ich glaube er hatte die Macht über seine Sinne schon in dem Augenblicke verloren in dem er sie zum erstenmale sah. Ich konnte mir denken, daß man um dies Weib zu besitzen mit dem Ungeheuren spielt. Sie war freundlich und geistreich, Blitz um Blitz, sie fesselte, aber sie versteinte nicht, sie war keine Meduse. Sie theilte mir von ihrem Feuer mit, — und doch schien ihre Umgebung fast furchtsam, sie selbst aber dem Gemale gegenüber scheu und unterwürfig. Nie sah ich in einem Verhältnisse weniger klar.

„Der Principe zeigte mir seine Sammlungen, versprach den folgenden Tag meine kleine Gallerie zu besuchen und bat um die Erlaubniß seine Frau die ebenfalls großes Interesse an Gemälden habe mitbringen zu dürfen. — Das war's ja eben was ich wünschte. Ich hatte ein Mittel ausgedacht durch das ich der Wahrheit ins Gesicht zu sehn hoffte. Der Gedanke daß ein unseliges Verhängniß mit Stauff gespielt, trat indeß immer lebhafter in mir vor. Das schönste Weib ein solch elendes, herzloses Scheusal wie seine Geschichte es malte, — das war eine Idee mit der ich mich nicht mehr befreunden konnte seit ich Nora gesehn.

„Sie trafen zur bestimmten Stunde bei mir ein. Eleonora war so hold, etwas so Reines, Ruhiges lag auf ihrer schönen Stirne, ich hätte meinen Kopf für ihre Unschuld eingesetzt. Während ihr Gemal vor dem kecken Bilde einer sicilianischen Uferszenerie, von einem Franzosen gemalt, bewundernd stehn blieb, führte ich sie an den Wänden hin. Ich hatte das ominöse Bild, das Sie in der Hand halten, so versteckt aufgestellt daß es nicht gleich in die Augen fallen konnte. Jetzt stand sie dicht davor, ihr Blick traf die Platte. Ihr Arm zuckte in dem meinen, sie verfärbte sich, das war aber nur ein Moment. Es war kein Bild mehr da, ein Spiegel schien seine Stelle einzunehmen, so fürchterlich glich der lebendige Kopf dem gemalten. Ihr Arm der bisher auf dem meinen geruht entzog sich mir, wir sahen

einander an. Wir anerkannten und tauschten in einem Blicke tötlichsten, unversöhnlichsten Haß. Sie verstand mich, ich verstand sie ohne daß ein Wort gewechselt worden war. Sie trat zu ihrem Manne, und ich stellte die Meduse unbemerkt bei Seite. Die Kriegserklärung war geschehn, ich hatte die Schuld auf ihrer Stirn gelesen. So seist Du verflucht! dacht' ich in Stauffs Namen. Noch einmal, als das Paar von mir ging, wendete sie wie um mich in meiner Ueberzeugung zu stärken den Kopf zurück, es war wieder der schreckliche Ausdruck in ihren Zügen, nur noch grauenhafter durch den beredten Haß.

„Noch am selben Abende, von einem Spazirgange zurückkehrend, fand ich auf meiner Schwelle einen Brief in dem mir befohlen ward das Bild und eine Erklärung wie ich dazu gekommen, in einem Hause auf S. Lucia abzugeben. „Weigerst Du Dich, dann wehe Dir!" Damit schloß der Zettel. — Ich nahm natürlich keine Notiz davon sondern sann auf Mittel meinen Zweck zu erreichen. Darüber verging ein Tag, und nun folgten sich die Attentate auf dem Fuße. An meiner Thüre stand mit großen scharfen Lettern: „Guerra!" Es war mit Kreide und schon am frühen Morgen geschrieben worden. Niemand als eine unbekannte Frau hatte das Haus betreten. Ich ging aus; kaum war ich fort so stiegen zwei Menschen in Livree die Treppen hinauf, die von den Leuten im Hause nicht gehindert

wurden, weil diese von meiner Abwesenheit nichts wußten. Durch ein besonderes Geräusch aufmerksam gemacht, sah man ihnen indeß nach und fand sie beschäftigt meine Thür zu erbrechen. Sie entflohen die Hintertreppe hinab. Durch diese Vorgänge gewarnt, ging ich des Abends nie anders als mit Taschenpistolen bewaffnet über die Straße. Ich brauchte sie bald. Nach einer Fahrt auf dem Golfe, langsam am Strande hinschreitend, wurde ich von drei Lazzaroni mit Dolchen angegriffen; der erste schlechtgezielte Stoß fuhr zwischen Arm und Brust durch, ich sprang zurück und meine Kugel machte Einen kampfunfähig; auf den Schuß eilten Fischer herbei und die Mörder mit dem Verwundeten davon indem sie mir, — auf ein andermal! zuriefen.

„Ich wußte in einer Osterie in der Nähe Bekannte und ging um mir eine kleine Bedeckung gegen Uebermacht zu holen. Man scherzte über mein Abenteuer als dessen Motiv ich bloße Raubsucht angab, und bewog mich in der lustigen Gesellschaft zu verweilen. Ich suchte in ein Gespräch mit zufällig anwesenden Neapolitanern zu kommen und erwähnte als sie darauf eingingen den Principe B. — „Das ist ein würdiges Paar, zwei ebenbürtige Teufel, und nur der Satan weiß, welches von Beiden schlimmer," sagte mir der Eine. „In i h r e n Adern rollt das Blut der Borgia und e r —, die Madonna beschütze uns! Man sagt," flüsterte er mir in's Ohr, „daß Eleonora mit seiner

Hilfe den alten Marchese von Castelleone, ihren Vater, umgebracht habe weil er ihre Verbindung nicht zugeben wollte. Sie passen zusammen, sie haben Beide nur Lust am Verderben. Seine Narrheit ist nur Maske um weniger gefährlich zu scheinen. Er lockt damit, und sie mit ihrer Schönheit."

„Aber woher rührt diese Verzerrung des Charakters, es muß doch ein Grund dafür da sein? Daß ein solches Scheusal geboren wird, ist mir unglaublich, warf ich ein."

„Woher? Das weiß Niemand. Dabei hassen sich Beide, wenn man den Bedienten glauben darf. Er ist rasend eifersüchtig und soll ihr früher schon, ehe sie seine Frau war, bei der kleinsten Untreue den Tod angedroht haben. Sie kann nicht von ihm los, ein Verbrechen verbindet sie unlöslich. Man sagt daß sie ihn dadurch etwas beruhigt daß sie in seiner Gegenwart einen armen Teufel der sich in sie verliebt hatte auf das Härteste geopfert. Trotz alledem will man wissen daß der Principe sie bei dem kleinsten Argwohn peitsche. — Signor, man sagt das Alles, die Madonna bewahre mich davor daß ich gesagt hätte, ich weiß daß es so ist."

„Psychologische Rätsel, Unergründliches!" Ich sah in einen Abgrund, dessen Tiefe ich nicht ermessen konnte. „Warum brandmarkt man diese Ungeheuer aber nicht durch offne Verachtung?" fragte ich.

„Wer sagt, daß es wahr ist? Und der Principe B. ist sehr reich, sehr mächtig. Behüte mich das Blut des heiligen Januarius daß ich ihn zum Feinde hätte, meine Stunden wären gezählt.“

„Damit, als hätte er schon zu viel gesagt, rückte er von mir ab und ließ mich meinen Gedanken. Was mir dabei noch auffiel, war daß die Italiener, sonst, so sehr empfänglich für Schönheit, gerade von dieser, der größten die ich in Italien gesehn, nie mit Enthusiasmus sprachen. Es war als wenn nur diejenigen die mit ihrem verderblichen Kreise irgend in Berührung standen die ganze Macht fühlen könnten. —

„Es thut mir leid daß ich Sie unbefriedigt lassen muß, aber die Geschichte Stauffs schließt hiermit ohne eigentlichen Schluß. Ich versuchte den Tag nach dem Anfalle, einen Besuch im Palazzo B. zu machen, — aber es hieß die Herrschaft sei verreist. Wohin? das wußte wieder kein Mensch. Weit und auf lange Zeit. Das war Alles was ich erfahren konnte. Sie waren mir und meiner Rache entgangen. Ich wußte und verstand nichts. Ich blieb unbefriedigt, und behalte aber doch die feste Ueberzeugung daß ich den Schleier noch einmal gehoben sehen werde. Ungestraft können diese Mörder nicht bleiben, ich begegne ihnen sicher noch und greife sie an. Entweder räche ich Stauff, oder erliege diesem Weibe irgendwie selbst.“

„So sehr ich dieser Nora auch die Strafe gönne,“

sagte Marie, „so sehr freut es mich doch daß sie Ihnen entschlüpft ist. Die Rache mag kommen woher sie will, nur nicht von Ihnen. Ich muß gestehn daß ich Sie nur mit einem gewissen Schauer hätte ansehn können wenn Sie ihr Werkzeug gewesen wären. Liegt denn nicht schon eine gräßliche Strafe in ihrem dauernden Verhältnisse zu einem Manne den sie verabscheuen muß wie er sie?“

„Gräfin, diese Strafe ist nicht vollgiltig. Der Unterschied zwischen Sünde und Verbrechen ist einfach folgender. Sünde ist ein Vergehen gegen die Gesetze der Natur, durch welches nur eine Person befleckt, belastet, vergiftet wird, durch welches nur der Thäter leidet. Verbrechen aber ist ein Vergehen gegen die Gesetze der Natur, durch welches Anderen eine Kalamität zugezogen wird. Die Sünde findet ihre Strafe in sich selbst, im Gewissen; das Verbrechen aber muß wie es nach Außen gewirkt von Außen gerichtet und bestraft werden. — Ich gab meinen Plan auch nicht sogleich auf. Ich hoffte in London auf die Familie zu treffen, fand sie aber nicht dort und ging nach einigem Aufenthalte nach Paris wo ich rein der Kunst lebte, wo, wenn Sie so wollen, mein Schmerz austobte, wo ich jene Ruhe erlangte die immer das Ergebniß stürmischer Vergangenheit ist. Meine Mappe enthält nichts mehr als Skizzen von Gemälden und Croquis von Landschaften. — Von Paris kam ich nach der Schweiz

wo ich das Glück hatte Sie kennen zu lernen, und wo mich später auch Graf Felix fand. — Ob Sie nun wissen wie ich aus den Feuerproben meiner Erlebnisse hervorgehn mußte? — **So bin ich geworden.**"

„Ich denke ich weiß es," sagte Marie, „und werde Sie jetzt auch immer besser verstehn." Dabei blätterte sie über die Skizzen hin. Es war Zürich, was sie aufschlug, das schöne Zürich. Eine große, hingeworfne Skizze, aber die Staffage des Vordergrundes sorgfältig ausgeführt. Mehrere Damen, die eine hatte den Hut abgenommen, der Beschauer sah ihr Gesicht en face, — es war Marie. Sie schlug das Blatt um. Eine andre Partie, aber derselbe Kopf darin. Er kehrte immer wieder. Sie errötete leicht und machte den Band zu. „Lassen Sie mich die Meduse noch einmal sehn," sagte sie um nur etwas zu sprechen mit unsichrer Stimme, „noch einmal ehe Onkel mit Felix kommt. — Ach, es greift Sie zu sehr an," rief sie, als sie die heftige Bewegung in seinem Gesichte sah, „lassen Sie nur, lassen Sie. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank, Sie haben mir meinen Geburtstag zu einem rechten Feiertage gemacht. — Da kommt der Onkel," sagte sie hastig, als Stein ihre Hand behielt und küßte. Sie wickelte das Album und das Bild zusammen und trug es während Graf Halden eintrat in ihre Schreibstube.

Stein hatte sprechen wollen, — da war sie fortgeeilt.

„Das ist schön von Ihnen, Herr Stein,“ sagte der Graf, „daß Sie so freundlich waren Gräfin Wentheim Gesellschaft zu leisten, ich fürchtete wir kümmerten uns Alle so sehr darum ihr ein Fest zu bereiten daß sich die Festkönigin unterdeß langweile.“

„Langweile hatte ich nicht,“ engegnete diese, eben wieder zurückkommend. „Stein hat mich nicht allein unterhalten, er hat durch das was er mir erzählte sogar den größten Wunsch den ich im Augenblicke hatte erfüllt. Und so wenig Heiteres auch unsre Plauderstunde ausgefüllt, bin ich doch gerade dadurch so reich beschenkt worden daß ich von meiner Seite den besten Humor für den Tag meiner Herrschaft versprechen kann. — Um durch nichts darin gestört zu werden will ich den einzigen Straf-Akt den ich heute vorzunehmen habe gleich jetzt in Onkels Gegenwart vollziehn. Stein, Sie sind der Schuldige. Kläger und Richter in einer Person, ich selbst. Das kommt mitunter vor. Ich klage Sie an mich durch eine Gabe in Verlegenheit gebracht und diese durch eine Schmeichelei erhöht zu haben. Eine weitere Vertheidigung ist unzulässig. Mein Urteil lautet daß Sie sich eine Revange gefallen lassen müssen und mich in aller Form um Verzeihung zu bitten haben. Außerdem danken Sie natürlich für gnädige Strafe.“

Er ließ sich auf ein Knie nieder und bat auf den Scherz eingehend mit komischem Pathos um Vergebung;

sie reichte ihm einen in Papier geschlagenen Gegenstand der wie ein Buch aussah und ließ sich zur Besiegelung der Versöhnung die Hand küssen.

Der Graf wollte nun die Veranlassung zu so angenehmer Strafe wissen, Marie holte den Spiegel, und Stein entfernte sich. Er war begierig zu erfahren was sie ihm gegeben. —

„Sieh Onkel, wie wunderschön diese Arbeit ist,“ sagte Marie, „ich erinnere mich kaum so Nettes gesehn zu haben.“

„Sehr schön, aber es ist gut daß Du Dich revangirt hast, dies Geschenk ist von einem Fremden, von einem Maler, etwas sonderbar. Ja, es ist unpassend.“

„Das fand ich auch, ich hatte aber keinen Grund, ihn durch eine Abweisung zu kränken und zog deßhalb diesen Weg vor.“ Sie erzählte ihm nun die Bemerkung mit der er sein Angebinde begleitet. Der Graf fand sie sehr galant, doch eigentlich für seine Stellung auch nicht passend, er wiederholte sie dann aber selbst und schloß seine Nichte herzlich in die Arme.

Felix kam rotglühend und müde aus dem Garten herauf, er hoffte Marien in tiefes Studium seiner Gedichte versunken zu finden und sein Blick verfinsterte sich als er den Band noch an demselben Platze liegen sah an den er ihn früh gelegt.

„Nun Vetter, sieht man Dich endlich? Du scheinst

mein Zepter zu fürchten und entziehst Dich meinem Bereiche," rief ihm Marie entgegen. Mochte sie nun seinen Blick bemerkt haben oder gab ihr der Augenblick den Einfall, sie schlug vor die Zeit bis zum Diner auf dem Balkon zuzubringen und forderte Felix auf seine Lieder vorzulesen. „Der Dichter muß die Musik seiner Worte ja besser vortragen können als ein Anderer und Gedichte müssen laut gelesen werden," sagte sie, „die Magie wird dadurch gesteigert." — —

Stein war in sein Zimmer geeilt und hatte hastig die Hülle entfernt. Er fand ein Notizbuch das er Marien in Zürich hatte sticken sehn. Auf der ersten Seite stand aus jener Zeit: „Ich habe noch keinen Mann gesehn dem ich lieber Alles was mich bewegt sagen kann als Stein. Wenn er die Andern durch seine Schroffheit zurückstößt, so möchte ich gerade dies Scharfausgeprägte ungern an ihm missen; seine glühende Empfänglichkeit für die Natur, das innige Streben für Menschliches zeichnet sich auf jenem dunklen Hintergrunde wohlthuend hell; es ist Licht und Schatten in ihm, er ist ein Charakter. Ein Ausflug ohne ihn gewährt mir nur halbes Vergnügen, es ist mir eine liebe Gewohnheit geworden mir von ihm jedes Verständniß vermitteln zu lassen. Ich freue mich wenn er kommt, es thut mir leid wenn er geht, — ich habe ihn stets noch um etwas zu fragen. Ich wollte fast, er wäre immer in meiner Nähe!"

Darunter stand, eben erst geschrieben: „Sie werden mir nie fremd sein!“

In einer Seitentasche entdeckte er endlich noch eine zierlich geflochtene Haarkette, so schönes lichtbraun, wie nur Marie es besaß. Das war eine reiche Revange. Er befestigte die Kette an seiner Uhr und maß das Zimmer mit immer heftigeren Schritten. Unaussprechliche Heiterkeit und tiefer Ernst wechselten in seinen Zügen. Er las die Zeilen immer wieder, schien jedes Wort zu messen, zu wenden, zu wägen, andere in seinem Gedächtnisse aufzufrischen und zu vergleichen, — bis er endlich, von der Tischglocke gerufen, das Buch verschloß und immer noch sinnend aber heiter hinüber ging.

Marie hatte sich doch darein fügen müssen den Tisch im gewöhnlichen Speisesaale serviren zu lassen da der Raum bei ihr zu beschränkt und die Küche zu entfernt war. Auch hätte man in der Ordnung ihres Salons mehr zu ändern gehabt als sie zugeben wollte. Marie und die beiden Grafen waren schon da als Stein eintrat. Er suchte ihren Blick, und sie vermied den seinen.

„Onkel, Du nimmst meine rechte Seite, Stein, der Oppositionsmann, die Linke ein; Felix hat sich heute so wenig um mich bekümmert daß er dafür den ganzen Tisch über mein Gesicht sehen muß. So, Dein Platz ist mir vis-a-vis.“

„Du spielst Martha und derselbe Vorwurf trifft Dich, der diese besorgte Hausfrau traf,“ lachte der alte Graf. „Indeß, ohne etwas zu verraten glaube ich daß Marie ihren Vorwurf heute noch zurücknehmen wird. Ich denke es hat Niemand so viel Kummer Deinetwegen gehabt als der gute Felix.“

„O, ich nehme meinen Platz auch nicht als Strafe sondern als Lohn an. Deine Bescheidenheit wählte diese Form nur als Deckmantel; verzeihe mir wenn ich ihn lüfte.“

„Nun, wie Du willst,“ sagte Marie munter, „laß Dir aber des Anblicks wegen diese vorzügliche turtle-soup nicht verderben. Wenn meine Strafen stets für Belohnungen angesehn werden, so ist das nur ein Beweis für meine Gerechtigkeit und Milde zugleich.“

„Dann muß ich doch sehn wie ich heute auch noch zu einer Strafe von Dir komme,“ meinte der alte Graf, „bis jetzt bin ich der Einzige der leer ausgegangen ist.“

„Dir will ich lieber eine ungeschminkte Belohnung zu Theil werden lassen, und zwar in der Gestalt dieses einladenden Pastetchens. Raoul, der Koch mit dem romantischen Namen, übertrifft sich heute selbst, er liefert uns die Quintessenz, die Poesie der Kochkunst. Diese Pastete mit dem piquanten Nachgeschmacke läßt sich gewiß, — ohne daß ich profaniren will, Vetter

Felix, — einem Sonette vergleichen, wenn anders ich seinen Bau richtig begriffen habe. Die geschmückte Hülle als Einleitung die auch dem Eingeweihten kaum den Inhalt verrät, der eigentliche Stoff in der Farce, und die epigrammatische Spitze in all den piquanten, nicht von einander zu scheidenden Ingredienzen die noch lang nachher unsre Zunge reizen."

„Nun, dann bitte ich noch um ein Sonett," sagte Felix, „obgleich ich fürchten muß das Epigrammatische einzig und allein in Deiner eignen Zunge zu finden."

„Vetter, Vetter, Du wirst Dir noch schlimmere Strafen zuziehn wenn Du heute keinen Scherz verstehn willst."

Es war in der That ein rechter Festtag für Alle geworden, alle Steine abgewälzt, Alle frei und froh. Nie flog das Tischgespräch muntrer und vergnügter von Einem zum Andern, und als endlich der alte Graf einen launigen Toast, ohne jede störende Beimischung von Anspielungen ausbrachte, war das Zugegensein eines „Fremden," das ihn immer gewisse Grenzen halten ließ, vollständig vergessen. Der Champagner kreiste, Marie rief oft, komisch genug: zur Ordnung. Felix schien den Keller dezimiren zu wollen, er versuchte eine Flasche nach der andern, Piper, Sergent, Cliquot wurden bei Seite geschoben, Röderer bekam ein Lächeln des Beifalls, und endlich fand er Schreiber, den

massiven Sohn des andern, des Beibehaltens wert. Eine toastartige Aprostose sprudelte nun mit dem mutigen Weine um die Wette. Daß der Improvisator stecken blieb, erhöhte den Reiz; um so mehr da er eben willens war sich zu ärgern, und von Marien zur Ordnung gerufen werden mußte. — „Ewige Jugend," sagte Stein als er Mariens Glas mit dem seinen berührte.

Das Desert wurde aufgetragen und zugleich dem Grafen eine Visitenkarte überreicht.

„Ludwig Plessenberg-Bruggwört, und eine Grafenkrone darüber," sagte er und legte die Karte auf Mariens Teller.

„Der Herr ist unten im Dorfe," berichtete der Diener, „und hat seinen Groom heraufgeschickt um zu fragen ob der Herr Graf ihm erlauben, seine Aufwartung zu machen."

„Das geht heute Dich an, liebe Marie, erlaubst Du es?"

„Nun, obgleich ich heute gerade nicht Besuch wünschte, darf ich am Ende Niemand unglücklich machen. — Graf Plessenberg wird uns angenehm sein."

„Meines Wissens war der letzte Plessenberg ein alter wunderlicher Knabe, zwanzig Jahr älter als ich und nie verheiratet. Seine Mutter war eine Clary, die wieder mit den Radziwills liirt sind. Dieser alte Herr kann uns doch unmöglich hier oben be-

suchen wollen? Ich muß hernach in den Almanach sehn.“

„Alt ist er gewiß nicht,“ warf Marie hin.

„Kennst Du ihn?“ fragten Onkel und Neffe zugleich.

„Ich habe ihn sicher weder gesehn noch jemals von ihm gehört, aber seit die Karte da ist umschwebt mich wieder eins jener Doppelspiele von denen ich Ihnen heute früh sprach, Herr Stein. Wenn er kommt, werd' ich mich vielleicht auf die ganze Szene besinnen können.“

„Nur keine Visionen!“ lachte Felix. „Keine Visionen nach Tisch, die Psychologen lassen diese nicht für voll gelten.“

„Felix nötigt mich die Tafel aufzuheben!“ sagte Marie und stand auf. „Die Herren nehmen eine Schale Mokka wol oben auf meinem Balkon. Wir haben von dort zugleich das Vergnügen Herrn von Plessenberg zu taxiren und zu klassifiziren wenn er den Berg heraufsteigt.“

Der Onkel dehnte die heut so sehr entschiedne Lockerung der Etiquette so weit aus daß er seine schöne Nichte in Steins Gegenwart küßte, und Marie bot unbefangen auch dem Kousin ihre Lippen dar. Stein war in eine Fensternische getreten. — „Heute macht mir Jedermann nach Tisch seine Reverenz,“ sagte sie scherzend und trat zu ihm. Er fühlte den warmen

Druck ihrer Hand und verbeugte sich, ihr Kopf war so nah, — ihm war, als hätten ihre Lippen sich gestreift. Sie war schon wieder fort ehe er sich darüber klar geworden.

„Jeder der Herren hat seine Strafe, und da ich Niemand auszeichnen mag und Keiner ein größeres Verdienst hat, reiche ich auch Keinem den Arm, die Herren mögen ihre Gebieterin als Suite begleiten. O, wie ist das Herrschen süß, auch nur einen Tag, nur einen Tag!"

Sie ging, und die Männer folgten ihr, Graf Halden freudeselig, Felix weinselig, Stein traumselig. Marie hatte Alle glücklich gemacht.

Die Gesellschaft faßte Posto auf dem Balkon, Marie mit einem Fernglase, der Graf mit dem Almanach, die beiden andern Herren mit ihrem Mokka.

„Anastasius, Benedikt, Roderich, Ludwig, Graf von Plessenberg, Freiherr von Trapphart und Rietheim," las der Burgherr, „geboren zu Stade in Hannover am 5. Februar 1771. Residenz: Bruggwört. Unvermält, der Letzte seines Stammes. Aufenthaltsort, seit Jahren unbekannt.

Vater: Ernst, Roderich, Ludwig Graf von P. rc. † 4. October 1801.

Mutter: Adelaide, Agnes, geborne Fürstin Clary † 25. September 1798."

Der Graf hatte das eigentlich nur sich selbst vorgelesen, denn die Herren waren schon wieder in warmem Gespräche mit Marien die von Zeit zu Zeit in die Landschaft hinauslugte um den Gegenstand lebendig zu sehen mit dessen Abstammung sich der Onkel indeß so eifrig beschäftigte. — „Wunderlich, höchst wunderlich, es existirt wirklich kein Anderer," sagte er endlich.

„Da kommt er," rief Marie.

„Doch nicht zu Fuß? Er ist ja nahe an achtzig Jahr."

„So sieht er nicht aus. Er trägt einen kleinen, schwarzen Bart, und so viel ich durch das Glas erkennen kann scheint er Dreißig und einige," berichtete Marie die ihr Glas auf Felix Schulter gelegt hatte. „Ein stattlicher, großer Mann, militärische Haltung, und ein Jokei mit einem immensen Blumenstrauße hinter ihm. Die Livree ist rot und Silber; willst Du nicht einmal nachsehn, lieber Onkel, ob das auf Deinen Plessenberg paßt?"

„Richtig, zwei Rosen und eine Lilie, Silber in rot, das ist das Wappen. Kurios, das muß er uns erklären. Sollte der alte Graf heimlich verheiratet gewesen sein? Eine Mesalliance?"

„Und der Straus gilt mir," lachte Marie, „er hat unten erfahren daß heute ein Fest bei uns sei; das ist prächtig. Ich muß mir gleich die größte

Blumenvase zurecht setzen lassen um dies Ungeheuer aufzubewahren.“

Die Baüme hatten den Mann dessen Familien- und Galanterie-Geheimnisse man hier aus dem Versteck belauschte den Blicken wieder entzogen. Der Onkel konnte über den Almanach nicht hinaus, und die jungen Leute übten ihren Witz an dem Monstrebouquet.

„Graf Plessenberg!“ meldete während dieses Zwischenspieles der Diener, und Alle sahen, das Lachen über eine boshafte Bemerkung von Felix unterdrückend, erwartungsvoll nach der Thüre.

Der Blumenstraus, der in der Hand des winzigen Jokeis ein Riese geschienen hatte, schrumpfte in der Hand des stattlichen Mannes zu einem zierlichen Bouquet aùs Feldblumen zusammen. Es war nichts an ihm was die Lachmuskeln in Bewegung setzen konnte.

Er stand der Gruppe einen Augenblick erstaunt gegenüber und ließ die Begrüßung des Burgherrn fast unbeachtet. „War ich auch durch den Ort auf Wunder gefaßt,“ sagte er dann mit einer verbindlichen Verbeugung, „so betaübt mich doch das was ich hier erblicke wie der Singsang eines morgenländischen Märchens. Ich dachte daß ich durch die geheimnißvolle Pforte unter Fremde versetzt würde und sehe nun keine einzige Person die mir nicht bekannt oder sogar befreundet wäre.

„Herr Graf, Sie hatten einst auf der „Hirondelle“ Ihr Taschenbuch in den Hut gelegt, es war auf der Höhe von Speier, ein Windstoß warf Hut und Buch in den Rhein. Ein junger Mann der auf dem Verdeck stand sprang nach, die Gegenstände schwammen da der Hut auf den Cylinder gefallen war, er fing sie auf, erreichte das Boot im Wenden, warf Beides in ein Kajütenfenster, grüßte und schwamm an's Ufer; er war zu Hause. Der junge Mann war ich. —

„Sie, mein Herr,“ sagte er zu Felix, „habe ich ebenfalls gesehn; vielleicht helfen Sie mir darauf, wo und bei welcher Gelegenheit. Ich erkenne Sie wieder, aber Sie müssen sich sehr verändert haben. —

„Die Gemsen auf dem Abhange des Maladetta grüßen, verbitten sich aber so gefährliche Besuche wie der den ich ihnen mit Herrn Stein zu machen die Ehre hatte,“ wendete er sich nun zu Stein. „Mit Pinsel und Büchse gleich sicher, ein tapfrer, lieber Meister.

„Zu Ihnen, Fraülein, zuletzt weil Sie mir die bekannteste und vertrauteste Erscheinung sind. Ein Bild dessen Gegenstand offenbar Sie sind, ist die beste Zierde meines Schlosses. Ein Irrtum ist, selbst wenn ich meine Augen Lügen strafen wollte, nicht möglich da ich Herrn Stein, den Schöpfer meiner Lorelei, bei Ihnen sehe. Ich sah Sie Tag für Tag und kann nun auch, was in meiner Abwesenheit wol unterbleiben mag, den

Straus den das Bild sonst immer bekommt, statt ihm seinem Urbilde bieten. Man hat mir verraten daß heute Ihr Fest, Sie nehmen die Blumen die Ihnen ein Fremder reichen wollte hoffentlich lieber von einem Manne den Sie als Bekannten anerkennen müssen da er Sie seit einem Jahre, wenigstens in effigie, verehrt.“ —

Es ist ein eigentümliches Gefühl wenn ein Wildfremder dessen Gesicht wir offenbar nie gesehn oder doch nie bemerkt haben, uns auf den Kopf zusagt: Ich kenne Dich, ich habe Dich da und da gesehn, und dort das und das mit Dir gethan. Man begreift nicht wie er zu so überraschenden Behaubtungen ein vollkommen überzeugtes Gesicht machen kann und wagt doch selbst schon aus Anstandsgefühl nicht zu zweifeln.

Außer Stein der sich des Grafen erinnerte war hier die ganze Gesellschaft in dieser Lage. Der Burgherr wußte wol das Faktum noch, aber die Persönlichkeit des mutigen Tauchers war ihm entschwunden. Hätte im Almanach nur ein dreißigjähriger Plessenberg gestanden so wäre Alles gut gewesen, — aber so! Marie sah abwechselnd den Fremden und Stein an, und wußte nicht was sie von der Lorelei die ihr schon zum zweiten Male genannt wurde halten sollte.

„Nehmen Sie mich,“ sagte Plessenberg als er die Spannung bemerkte die seine Antrittsrede hervorgerufen, „für bekannt an, und die Geheimnisse die noch zwischen

uns scheinen werden sich aufklären. — Sie waren auf dem Balkon, erlauben Sie daß ich Sie wieder dahin führe," damit bot er Marien den Arm und geleitete sie zu ihrem Sitze.

„Herr Stein," sagte Marie, „wollen Sie mir nun sagen was es mit der Lorelei auf sich hat? Ich erinnere mich daß Sie Vetter Felix der wie es scheint von demselben Bilde reden wollte, Stillschweigen auferlegten. Sie begreifen daß ich die Sache jetzt wissen muß, — wenn ich sie wissen kann."

„Eine flüchtige Aehnlichkeit, weiter nichts, Graf Plessenberg wird es bald selbst finden," antwortete Stein verlegen. „Einige Züge von Ihnen kamen zufällig in eins meiner letzten Bilder, Graf Plessenberg hat es im Ausstellungssaale gesehn und erworben."

„O, es drängte sich Alles um das prachtvolle Bild. Wenn die Gräfin wie ich höre nicht dazu gesessen hat, so ist das vorzügliche Treffen, die Aehnlichkeit des Originals und meiner Lorelei um so wunderbarer und ich bin Ihnen um so mehr verbunden da Ihr Genie mir die Möglichkeit verschaffte die Gräfin als Bekannte zu begrüßen."

Stein bog sich unter der Last dieser Lobpreisungen und verwünschte sie.

„Marie auf der Ausstellung, am Pranger, feilgeboten, verkauft, — das ist die Folge der Künstlerbekanntschaften," zürnte der Burgherr Felix in's Ohr.

„Ich will den Zauberring der wenn Sie uns nicht auch bekannt sind immer an einer Seite offen bleibt, so viel als möglich zu schließen versuchen,“ sagte Marie. „Herr Stein, wollen Sie mir zu diesem Zwecke helfen ein Bild aus Ihrem Album das noch bei mir liegt herauszunehmen?“

„Mit Vergnügen!“ Er folgte ihr in das Zimmer.

„Stein, Sie haben mich gemalt und das Bild verkauft?“

„Ich sagte Ihnen ja heute früh daß ich meine liebsten Bilder stets aus der Hand gebe, ich fürchte mich vor ihnen. Für mich war das Gemälde nichts. Seit Stauff tot ist, würde ich nie ein solches behalten.“

„Aber warum als Lorelei?“

„Gräfin, ich wiederhole Ihnen daß mein Pinsel Ihre Züge damals absichtslos wiedergab. Ich äußerte schon gegen Felix daß ich das Bild verbrennen würde wenn es noch in meinem Besitze wäre. Es ist eine schlechte Kopie der Natur, aber gewiß nicht so schlecht als Bild,“ setzte er mit Stolz hinzu, „daß Sie meine zufällige Kühnheit übelnehmen könnten. Der Schriftsteller nimmt Charaktere wo er sie findet, sollte dem Maler nicht dasselbe Recht zustehn? Und daß ich dies Bild verkauft habe? Es genügte mir für mich nicht, und doch war schon zu viel Aehnlichkeit da um es in meiner Nähe zu behalten. Wenn Sie in meiner

heutigen Erzählung nicht die Erklärung für meine Handlungsweise finden weiß ich in der That nicht was mir zu sagen übrig bleibt.“

„Hätten Sie mich nur nicht als Lorelei gemalt. Fühlen Sie nicht, daß mir darin ein Vorwurf, daß etwas Unangenehmes, Kränkendes darin liegt?“

„Der Graf scheint das nicht zu finden, — und soll ich Ihnen Alles sagen ....“

„Nein, jetzt nicht. Lösen Sie das Blatt mit Anastasius aus dem Album und bringen Sie es zu uns.“

Das war bald geschehn, und je mehr er die Zeichnung ansah desto mehr wunderte er sich daß ihm nicht schon bei früherem Zusammensein die auffallende Familienähnlichkeit zwischen diesem Kopfe und dem des Grafen Plessenberg klar geworden.

„Lauter Aehnlichkeiten,“ sagte er indem er das Blatt in Mariens Hände legte. „Eine Erinnerung aus meiner Jugend, Herr Graf, ein alter mysteriöser Herr den ich unter sonderbaren Verhältnissen kennen lernte und dessen Aehnlichkeit mit Ihnen Gräfin Wentheim aufgefallen ist.“

„Gewiß mein verschollener Onkel, der Alchymist,“ sagte der Angeredete und bog sich über die Zeichnung. „Nannte er sich nicht schlichtweg Anastasius? Ja, ja, er ist's, sein Bild hängt auf dem Ehrenplatze in meiner Gallerie, nur muß das meine wenigstens zwanzig Jahre früher gemalt sein, als dies. Ich fand es in Bruggwört.

Ich muß ihm fast für Alles dankbar sein, sogar für meinen Namen. Er vermachte mir ihn mit seinen Besitzungen, Elektrisirmaschinen, Retorten, Reagirgläsern und Kuriositäten; mit einem Centner Schriften, einem Duzend schwer zu erfüllender Aufträge und einem dringenden Rate den ich eigentlich nicht in Gegenwart einer Dame wieder sagen sollte da er ihr einen gar zu schlechten Begriff von der Galanterie meines Onkels beibringen muß. Er riet mir nämlich mich nie zu verlieben. — Der Humor davon ist daß ich plötzlich ein bedeutendes Vermögen bekam und die Pflicht, einen großen Namen zu vertreten, — aber zugleich auch ein Rudel von Prozessen mit näheren Verwandten durchzufechten hatte. Ich erinnere mich des Mannes nur aus einer einzigen Szene die noch in meinen Kinderjahren gespielt hat. Ich war bei ihm in Bruggwört und durfte trotz meiner Wildheit in sein Laboratorium. Es war heiß, ich verlangte Limonade. Warte, mein Kind, sagte er, nahm aus einer Glasflasche ein kleines Krystall, streifte ein wenig von einer öligen Flüßigkeit auf Zucker ab, goß Wasser in ein Glas, warf Krystall und Zucker hinein, und die Limonade war fertig. Ich ruhte nicht, bis er mir etwas von dieser Essenz gegeben, und möchte fast glauben daß einzig und allein mein Verlangen nach Acidum citricum mir seine Gunst erwarb. Ich sah ihn nie wieder und glaubte vergessen

zu sein als mich plötzlich die Nachricht traf er habe mich sterbend adoptirt.

„Seine Papiere sind gewiß sehr interessant; außer den Familiensachen hab' ich aber nichts davon lesen können weil alles Andere in Chiffern geschrieben ist und überdies das Lesen des Vorrats fast ein Menschenalter in Anspruch nehmen würde.“

„Ich hänge mit sehr regem Interesse an diesem Herrn,“ sagte Stein lebhaft, „Sie würden mich sehr verbinden wenn Sie mir einiges Licht über seine Geschichte, oder wenigstens über seinen Tod geben könnten.“

„Sie kannten ihn vor Jahren? Nun, wer weiß ob ich nicht an Sie auch einen Auftrag habe. Es ist so schlimm daß diese alle ebenfalls hinter Chiffern versteckt sind; der gute Vetter hat aber das Beste, den Schlüssel vergessen, und was ist nun zu thun? Sie sind vielleicht glücklicher im dechiffriren als ich, Sie interessiren sich dafür, — und ich bin Ihnen Revange schuldig. Ich werde Ihnen den Pack der Notizen über sein Leben enthält, — von dem ich selbst nur sehr matte Umrisse weiß, — zugehn lassen. Seine chemischen und naturwissenschaftlichen Folianten bleiben aber wol den Motten und Bücherkrebsen. Alles, was ich mir von Ihnen erbitte falls Sie die Hieroglyfen entzaubern, ist ein Auszug der das Wissenswerteste mit Hinweglassung aller Weltanschauungsphrasen, an denen der

Band gewiß überreich ist, à la Boccacio zur Anschauung bringt. Notizen über seinen Tod stehen Ihnen ebenfalls zu Diensten. Er starb im Jahre 1813, ich weiß nicht an welchem Tage des November in Cairo. Dieser barbarische Tod und einige nichterfüllte Formalitäten machten mir eine Menge von Schwierigkeiten.

„Mein Gott aber, was bin ich mauvais genre, ich erzähle Ihnen nichts als Familiengeschichten und komme mir vor wie ein Abenteurer der sich durch Details Glauben verschaffen will. Lassen Sie mich Ihnen lieber in den duftigen Abend hinaus eine Promenade vorschlagen.“

„Dagegen muß ich für den Augenblick noch protestiren,“ meinte Felix, „das kommt erst später, wir werden eine wunderschöne Nacht haben. Mir wäre es viel lieber, wenn die Herrschaften sich in den Salon zurückzögen und für eine Zeit alle Korrespondenz mit der Außenwelt unterbrächen.“

Der Onkel notirte den Todestag des alten Plessenberg im Almanach, sein hier anwesender Nachfolger sah ihm zu, nahm dann den Stift und schrieb mit der Bemerkung: „zu mehrerer Genauigkeit!“ darunter: — Titel und Besitz fällt an die jüngere, weibliche Linie Harttrapp — Rietheim ..... Er wollte offenbar den Namen dieser Linie hinzufügen, aber ein Blick auf Felix der ihn unheimlich fixirte und den auch er wiederholt düster ansah, ließ ihn damit abbrechen als hätte er den

Rest nur als Vergessen unterdrückt. Der alte Graf übersah den Mangel im Augenblicke auch, oder überlas die Kunkelverbindung und war nun ganz zufrieden daß Mariens Bild wenigstens nicht in plebejische Hände gekommen. Das entschuldigte aber Stein in seinen Augen nicht.

Welchen Grund der Fremde auch haben mochte, seinen ursprünglichen Namen zu verschweigen, es war gewiß daß diese Absicht in irgend einem Zusammenhange mit Felix stand. Die Blicke mit denen er diesen maß hatten etwas Mißtrauisches, Feindliches. Während man die Plätze im Salon arrangirte, blieb Plessenberg einige Minuten mit Stein auf dem Balkon. „Herr Stein,“ sagte er dringend, „unsre frühere Bekanntschaft hat Ihnen hoffentlich gezeigt daß ich ein Mann von Ehre; Sie werden mir also eine Bitte die ich an Sie richten muß, nicht mißdeuten wenn ich Ihnen mein Ehrenwort gebe daß der Grund dafür kein schlechter. Ich bitte daß Sie den Namen unter welchem Sie mich früher gekannt und für den ich jetzt von Rechtswegen einen anderen trage, nie verraten. Sie werden mich noch mehr verstehn, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit dem Grafen Felix irgend ein unangenehmes Renkontre hatte das freundschaftliche Beziehungen zwischen mir und dem Hause unmöglich machen könnte. Er erkennt mich trotz der Unvorsichtigkeit mit der ich ihn ansprach nicht wieder, ein Nervenfieber hat mich gestreckt und

Haar und Bart dunkler gefärbt; er erkennt mich nicht, aber mein alter Name würde mich verraten. Versprechen Sie mir zu schweigen? Ich versichere nochmals auf mein Ehrenwort daß ich keinen andern Zweck als den habe einem unvermeidlichen Zusammenstoße mit dem Grafen auszuweichen.“

„Es ist gut daß Sie mir Ihren Wunsch mitgetheilt, denn da ich keine Ahnung von einem solchen Verhältnisse hatte, wäre vielleicht einmal der Name „Hallerstein,“ der mir allerdings gelaüfiger ist als „von Plessenberg,“ über meine Lippen geschlüpft.“

„Ich erkläre Ihnen bei Gelegenheit Alles, nur begnügen Sie sich jetzt mit meiner Versicherung.“

„Ich werde Sie ganz gewiß nicht verraten.“

Plessenberg blieb bei dem Durchgange durch Mariens Schreibstube vor ihrem Bücherschranke stehn und überflog die Titel.

„Sie haben da ein Buch das sehr beliebt ist,“ sagte er zu ihr tretend, „und das gerade in das Genre gehört das mich zurückstößt. Ich meine die Frithiofssage. Ich übersehe die vielen Schönheiten, die Menge von lieblichen und markigen Stellen nicht, es ist der Plan, den ich angreife. Mir ist es eine Profanation, eine widerwärtige Unnatürlichkeit, zwei Menschen die einander lieben durch eine Heirat zu trennen und sie einander fortlieben zu lassen, so daß das Mädchen als Wittwe endlich ihrem ersten Geliebten zufällt. Ich kann

mir denken daß ich eine Frau lieben könnte die ich als Frau kennen gelernt, ja, daß sie als Wittwe meine Frau würde, aber der Gedanke schon ist mir zuwider wenn ich diese Frau als Mädchen geliebt. Die Frithiofssage feiert dies Thema par excellence und ist mir deßhalb vor Allen unangenehm. Die letzten Nummern sind auch offenbar die schwächsten des Gedichtes. — Lieblicher wenigstens ist Kinkel's Otto der Schütz, auch hat sein Plan Natur und Frische."

„Ich theile Ihr Urteil über die Frithiofssage nicht," bemerkte Stein, „auch wenn ich Ihrem Raisonnement über den Plan Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Eine aus grauer Vorzeit überkommene Sage darf durch eine neue Bearbeitung nicht etwas Neues werden. Die Sage ist Eigentum des Volkes und hat ihren Ursprung mehr oder weniger in einem allgemein bekannten Faktum, jedes Aendern würde sie dem Volke entfremden und dadurch den Zweck jeder Dichtung, Verbreitung, Anklingen, vereiteln. — Otto der Schütz ist ein harmloses, anspruchsloses Gedicht dem Jeder gern gibt was er für sich fordert, es gehört unter die Lektüre, die ich gemütlich nennen möchte; die Frithiofssage ist aber jedenfalls bedeutender und tiefer."

„Pah, ich kann mir diesen Frithiof nur wie einen Bullenbeißer denken der zuviel in den Mond gesehn und dadurch einen romantischen Anstrich bekommen hat. Seit Kaulbach den Reinecke Fuchs illustrirt, wäre es

nicht unmöglich daß auch Sie, lieber Stein, die Illustrationswut überkäme. Vergessen Sie dann doch ja die Szene nicht, wo der Nordlandsrecke den König Ring und seine Ingeborg mit Schlitten und Pferd aus dem gebrochenen Eise zieht und an's Ufer trägt. Ich bin neugierig auf die Verhältnisse in denen Sie uns dies Riesenwerk verständlich und glaublich machen werden."

„Diese Szene würde bildlich dargestellt allerdings etwas sonderbar ausfallen, es gehörte viel Fantasie dazu . . . . ."

„Und ein neues Hebelgesetz! — Nein, es ist ein eigen Ding mit der Poesie; das übertrieben Drastische wird matt. Bei zu großer Ueberschwenglichkeit weiß man nie was man lebendiger empfinden soll, direkte Ideenverbindung oder Ironie. Alles Uebergeistern ist ein spiritualistisches Paralysiren seiner selbst. Das konnte Niemand besser, als Shelley dessen Werke ich auch bei Ihnen sah, sein ruhigster Zustand ist Fieber, seine höchste Lust krankhaftes Zittern. — Béranger! Das ist Leben, das ist Wahrheit, das ist Natur, da ist keine Schminke, kein bleichsüchtiges Wimmern. Erhabenheit und plastische Würde neben petillantem Mutwillen und schäkernder Fröhlichkeit, ein Humor ohne Grenzen. Béranger ist mein Dichter! Béranger und Shakespeare!"

„Ei," entgegnete Marie, „meinen Shelley lasse ich

mir nicht ohne Kampf herabsetzen. Ihr Liebling ist Béranger, und der meine Shelley. Kann es eine grandiosere Fantasie geben, als Queen Mab? Er ist so wundersam rein, und Béranger . . . .?"

„Was ist Shelley's großes und berühmtes Gedicht: Queen Mab, gegen die einzige Stelle Shakespeare's, die in wenig Versen eine so anmutige Schilderung von der kleinen, neckischen Fee gibt! Man kann sie „nicht größer als der Achat am Zeigefinger eines Ratsherrn," in ihrem Gespann über die „Nase der Schlafenden" hinziehn sehn. Die Speichen von Spinnenfüßen, die Peitsche aus Heimchenknochen, der Phaeton eine Nuß, — und dann erst die Charakteristik der Fee selbst. Sie müssen diesen Passus aus dem ewigen Liede ewiger Liebe, aus Romeo und Julie, wieder in Ihr Gedächtniß rufen. Shakespeare gibt eine Gestalt, etwas Durchsichtiges aber doch Greifbares, Züge die nicht zu verfehlen sind, Stein kann die duftige Königin danach malen, während er aus Shelley's Figur höchstens eine azurne, goldrandige Wolke machen könnte die ein unbestimmtes, kaum zu erratendes Gesicht hat. Es ist eine Thorheit, die Materie abstreifen und davon fliegen zu wollen; nur in der Materie kann uns unleugbar Wahres geboten werden."

„Einem geisterhaften Gebilde der Fantasie müssen Sie doch auch das Recht einraümen, so geisterhaft zu

sein als es dem Dichter behagt. Je mehr Materie Sie hinzudichten ...."

„Desto wahrscheinlicher wird das Gebilde, desto mehr Halt gewinnt es. Die Materie ist dem Menschen einmal Basis für Alles."

Desto weniger geisterhaft wird es, wollte ich sagen," bemerkte Stein. „Shakespeare's Königin Mab ist der Spuk des Volksglaubens, die Shelley's hat nur den Namen von ihm, die Figur ist sein Eigentum. Sie ist die Trägerin seiner Philosophie, das Gedicht sein System."

„Gehört gar nicht in ein Gedicht. Alle Welt hängt an der Materie, und ich weiß nicht warum wir so unredlich sind uns dieses Strebens zu schämen, es ist uns einmal natürlich. Auch haben Sie Ihrer Theorie von der Sage widersprochen. — In Hohenschwangau amüsirte mich die Pfiffigkeit des Herrn Max von Baiern,*) Königliche Hoheit, unendlich. Höchst konform mit der ganzen Umgebung standen unter Glas und Rahmen eine Legion von minnesingerlichen Werken, Raynouards Lexique Roman des Troubadours, Jubinal Jongleurs et Trouvères, was weiß ich —, aber dahinter, dahinter steckte Paul de Kock's Moustache, Soeur Anna, kurz eine ganze Litanei höchst anderer

*) Ist unterdeß avancirt.

Bücher. Die schönen Lederbände und der prächtige Goldschnitt der Troubadours waren intakt, ganz wie sie aus der Presse des Buchbinders kamen, Freund Paul de Kock aber sichtlich wiederholt durchlesen und abgegriffen. Das ist ein selbstredendes Faktum dem ich kein: diese Fabel, die eine wahre Geschichte ist, lehrt! — anhängen will."

„Es ist aber ein Vorzug, ein Glück für den Menschen daß er sich über die Grenzen der Materie hinausdenken kann."

„Ein Glück, Gräfin, ein Glück? Was ist Glück? Es gibt keine Definition dieses Begriffes die nicht eine banale Phrase wäre. Das Glück ist gar kein Zustand den man erringen kann. Das Glück ist ein Moment der kommt und geht, der nicht mehr da ist so wie man ihn ergreifen, so wie man über ihn reflektiren will. Das Glück ist ein momentanes Vergessen von Vergangenheit und Zukunft, ein Aufleuchten in der Gegenwart. Es gibt kein Mittel diesen Moment herbeizuzwingen; ihn hinnehmen wenn er kommt, das ist die ganze Kunst glücklich zu sein, das ist die ganze Philosophie des Lebens." —

„Verzeihung, wenn ich ein philosophisches Gespräch unterbreche," sagte Felix der erhitzt aus dem Park heraufkam, „aber die Luft ist draußen so einladend daß es sich gewiß im Freien besser fortsetzen läßt."

„Ich bin neugierig auf die Wunder die Du

mir zeigen wirst," sagte Marie und nickte ihm freundlich zu.

„Es ist kühl," mahnte der Burgherr, „nimm etwas Wärmendes um."

„Gewiß lieber Onkel, Du weißt daß ich nicht so leichtsinnig bin als Felix," lachte sie und kam einen Augenblick später in einer leichten Mantille wieder, deren Kapuze sie über den Kopf gezogen hatte. Plessenberg bot ihr den Arm; Stein glaubte einen Schatten getaüschter Erwartung über ihr Gesicht fliegen zu sehn als sie ihn annahm. Felix biß die Lippen über einander.

„Das ist ja allerliebst," rief Marie, als die Gesellschaft aus dem Portale auf die Brücke trat.

Die Mädchen aus dem Dorfe, im schönsten Festtagsputze nach ihrer Größe aufgestellt, so daß an den beiden Enden die kleinsten standen, bildeten auf der Brücke ein Spalier und hielten reiche Blumenguirlanden schwebend zwischen einander. Auf den Brückenpfeilern brannten bunte Pechkessel und beleuchteten die freundlichen Gesichter denen man ansah daß sie diese Huldigung gern und ungezwungen darbrachten. Jenseits der Brücke sprühten zwei ungeheure Feuertöpfe ihren glühenden Regen der als Flammenkaskade wieder herabstürzte in die Luft. Blaue, grüne und rote Leuchtkugeln flogen zwischen den Funken in die Höh' und spielten zwischen dem dichten Geäst der Tannen. An

der Schloßfront brannte in riesigen Lettern, aus Tausenden von Lampen zusammen gesetzt, der Name Marie. Das blendende und doch nichts weniger als intensive Licht einer Illumination schwebte und facherte in die Gänge hinaus, die nur durch einzelne zwischen die Aeste gehangne Ampeln, mit buntangestrichnem Gaze umzogen, erleuchtet wurden. Zwischen diesen Flammen flogen leise und bescheiden die Glühwürmchen durch die Schatten. —

Marie verließ Plessenberg um dort und da mit den Mädchen zu sprechen, nickte den Aeltern die sie in der Menschenmenge, — denn das ganze Dorf war herauf gewallfahrtet, — erkannte, freundlich zu und schloß sich dann an Felix an.

Wie sonst Blumengruppen oder veränderter Baumschlag die Ueberraschungen des Parkes bildeten, diente jetzt das Feuer als Schmuck. Bei jeder Biegung des Weges sprudelte ein Feuerquell, oder schwärmten Raqueten durch die Nacht. In den dunkelsten Partien fiel dem Auge plötzlich irgend eine sinnige Strofe in Transparent auf; und auf den Wiesen hatte Felix in die Mitte Rosen und andre Blumen, von Lampenkränzen umgeben, stellen lassen, so daß sie eine Art Vase bildeten, aus deren Mitte ein unendlicher, farbiger Feuerstrom emporschoß. An den Baümen ringelten sich pfeilschnelle glühende Schlangen hinauf deren Köpfe hoch im Gezweige mit einem Knalle sprangen und als

Sterne herunter fielen; kurz, jede Abwechslung die ein Feuerwerk bieten kann wurde gewährt. Alles klappte in einander, Alles wurde rechtzeitig entzündet: — auf Felix' Gesichte ruhte das Lächeln einer vollen Befriedigung.

Man war in den gewundnen Gängen bis auf den höchsten Punkt des Parkes gekommen von dem aus man eine undurchkreuzte Ansicht des Schlosses hatte. Die Konturen des Gebaüdes waren zu sehr beglänzt und die Nacht doch wieder nicht dunkel genug als daß man die Begrenzungen deutlich erkennen konnte; Alles was man sah, war der Name Marie der mit dicken Feuerstrichen hoch an den Himmel geschrieben zu sein schien.

Die Gesellschaft die bisher für jede Freude, für jede Ueberraschung ein Wort gefunden, war stumm geworden, die Dorfmusik die den Leuten vor dem Schlosse zum Tanze spielte klang in verlornen Tönen herüber .....

Mag der Leser sich die geschilderte Szenerie mit den Glühaugen jener Flammenlettern denken und wie die Spazirgänger in die Lohe hinüber starren. Die feurigen Züge sind jedenfalls freundlicher als Belsatzar's: „Mene, mene tekel, upharsin!“ — sie sind es, obgleich auch sie einen unerklärbaren, ahnungsschweren Eindruck auf das Wesen zu machen schienen, dessen Verherrlichung sie bezweckten.

Man mag mich für abergläubig halten! Liegt doch in jedem Aberglauben das Bewußtsein eines Naturgeheimnisses, die Ahnung eines möglichen Wissens. Unerklärtes für nichtig zu halten ist ebenso albern als seine Erklärung in der Willkür eines über allem Gesetze stehenden, sich bewußten Willens zu suchen. — Es gibt Ahnungen, es gibt Flammen die plötzlich aufschlagen und Szenen beleuchten, die man vergebens in der Erinnerung sucht. Ihre Zeit kommt erst, die Bilder gehören der Zukunft. — Wäre der Mensch das dualistische Hirngespinnst, wofür ihn die Schulen halten, so genügte allerdings die Spazirfahrt des „Geistes," mit der man uns beilaüfig seit einigen tausend Jahren abfertigt, ein — Hypotheschen zusammen zu leimen, ein Rätsel zurecht zu rücken durch das jenes alte Rätsel gelöst sein soll. Einmal wissen wir aber dadurch nicht mehr als sonst, und zweitens ist das Princip an sich nicht einmal fest gestellt. Das Zerschnittensein des Menschen, die Halbheit, die alles Halbe in ihm beschönigen soll, ist eine Erfindung die uns nur hindert und thatsächlich nichts erkären kann wenn man mehr als Schein fordert. Der Mensch ist ein Ganzes, und jede Ahnung muß ihre Begründung in den magnetisch-elektrischen Beziehungen des Menschen als Theil der Natur, zum Naturganzen und dessen Entwickelung finden. Die Zukunft kann nie etwas Anderes sein als das Produkt von Vergangenheit und

Gegenwart; sie überrascht nur oft, weil uns die einzelnen Hebel und Triebfedern nicht immer erinnerlich oder auch nie klar geworden sind, und wir sie darum nicht in Zusammenhang zu bringen wissen.

Wir befinden uns mitunter in getragener Stimmung, in so eigentümlich erregter Situation, daß wir, von der momentanen Anschauung ausgehend und an sie anknüpfend, unserer Fantasie die Zügel lassen und von ihr in ein Reich, das uns völlig fremd und doch wieder ganz unser Eigentum ist, entführt werden. Wir sehen bei diesem Fluge eine Menge von Dingen erscheinen, wir erfinden eine Unzahl von Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, gleiten darüber hin, freuen und betrüben uns bis die Stunde vorbei und das Zauberroß plötzlich mit Sattel und Bügel unter uns fortgeglitten ist. Nun ist die ganze Bilderreihe der Fata Morgana in ein ungeformtes Grau verschwommen, — und nur eine Gestalt, nur eine Szene sieht uns mitten aus dem Chaos auf eigentümliche Weise an, scheint uns an etwas zu mahnen und gräbt sich so tiefer als alles Andere in das Gedächtniß ein. Wird das Bild auch später von tausend neuen überschüttet, es kommt die Zeit, in der wir es wieder unter dem Schutte hervorsuchen. In dieser Zeit haben wir dann genau dasselbe erlebt, unsre Fantasie ließ uns in die Zukunft blicken. Es ist ein seltsames, peinliches Gefühl, das uns eisig anfaßt und schauern macht. Dies Phänomen, so überraschend

es auch sein mag, liegt dennoch unsrem Verständnisse schon darum näher, weil wir vorher dabei thätig waren und die Traüme herausforderten. Endlich bleibt auch nur das Bild haften, oder es erwacht vielmehr in uns nur jenes Traumgebilde wieder dessen wesenhaftes und wirkliches Spiegelbild uns zur selben Zeit von außen entgegen tritt. Bemerkenswert ist aber, daß auch gerade dieses im Traume schon lebhafter als die andern gewirkt, daß also „ein Zucken der Magnetnadel“ schon damals auf seine Bedeutung hingewiesen hatte. — Weit schwerer aber zu erklären bleibt, daß wir uns mitunter plötzlich mitten in einer Szene finden, die uns schreiend bekannt ist, obgleich sie uns wildfremd sein müßte. Wir wissen was wir sehn werden, was Der oder Jener sprechen wird, es fehlt kein Tüpfchen, kein Blatt, kein Vogel, kein Stern, und doch waren wir nie vorher an dem Orte. — Es mag Wenige geben die niemals dergleichen Anwandlungen von „Somnambulismus“ gehabt haben, nervöse Menschen natürlich mehr als andere, — abzuleugnen aber ist die Erscheinung nicht. Ich selbst habe sie an mir auf eine so unabweisbare Art beobachtet, daß meine Skepsis die Waffen streckte. Das Phänomen existirt und ist weder mehr noch minder als ein Beweis für die Existenz des magnetischen Rapports, an dem nur das betrügerisch und erlogen ist, daß man ihn beugen und lenken könne. Er hat kein Gesetz als das, dem Impuls zu gehorchen den er von der Natur erhält.

Steckte der Wunderglaube nicht noch in der Welt, so hätte man eine Naturkraft nicht durch Charlatanerie in Miskredit kommen lassen und durch die Jahre her wahrscheinlich schon mehr davon erlauscht als wir jetzt wissen, wo wir die Sache selbst, einem Vorurteile zum Trotz, erst wieder zu Ehren bringen müssen.

Ich muß dem Leser überlassen hievon zu denken was ihm Recht scheint. Er mag das Folgende in jede, ihm passende Kategorie bringen, er ändert damit nichts — — — es geschah so. —

Marie! brannten die Lettern noch immer am Schlosse.

„Nichts am weiten Himmel zu sehn, nichts als Marie,“ flüsterte Felix ihr zu.

Aufgescheucht aus dem Zauber des Hinüberstarrens zog sie mit einer raschen Bewegung die Kapuze tiefer in das Gesicht. Das Licht einer einsamen Ampel fiel auf sie herab; sie hatte sich nicht so rasch verbergen können daß nicht die Herren gesehn daß an ihren Wimpern eine Thräne zitterte.

„Komm', mein Kind,“ sagte der Burgherr, „die Nachtluft überreizt Deine Nerven.“

„Ach nein, es ist vorüber; ich war ein wenig kindisch und schäme mich zu sagen, was ich sah und dachte; Felix spottet sonst wieder über Visionen. — Aber,“ fuhr sie fort, als die Herren im Schweigen verharrten, „es wird mir eben so schwer es nicht zu

erzählen. Als Ihre Karte gebracht wurde, Graf Plessenberg, stieg eine eigne Fantasmagorien mir auf, ich hatte den heutigen Tag schon getraümt; alles Andere matt und verwischt aber doch so erinnerlich daß ich die Umrisse erkennen konnte, nur diese Szene, dieser Anblick war mir ganz klar. Er war so genau, und doch ganz verändert. Man sah drüben in der Luft als Transparent meinen Namen glühen, ich selbst war nicht dort, nicht hier, ich war überall, ich war tot. Drei Herren standen auf diesem Platze, der Onkel und Herr Stein, aber der Dritte war nicht Felix, es war eine Gestalt die ich vorher nie gesehn hatte, es war — Graf Plessenberg. Sie sahen nach dem Namen hinüber der immer matter, immer mehr entfernt schimmerte; sie waren sehr ernst, ich dächte sogar betrübt. Felix war nicht bei ihnen. Als ich mich nun vorhin, halb in diesen Traum versunken, umblickte, hatten ihre Gesichter durch das gespannte Sehn in die Ferne und die sonderbare Beleuchtung wirklich einen schmerzlich ernsten Ausdruck angenommen, namentlich starrte Herr Stein so tonlos in die Leere daß ich erschrack. Felix stand hinter mir, ich konnte ihn also nicht sehn; er war nicht da; mir wurde wohl und weh; ich war gestorben, und sie suchten mich drüben. — Es ist kindisch daß ich mich von diesem Anklang stören ließ, aber ich hatte keine Gewalt über meinen Zustand."

„Ich bilde mir ein," sagte Felix, „daß ich bei

dieser Vision am besten wegkomme. Da ist gleich die Nutzanwendung: Ich entführe Dich den Herren, sie bleiben hier oben und werden Dich gewiß so ungern in ihrer Mitte vermissen daß sie sehnsüchtig mißvergnügte Gesichter machen.“ — Damit nahm er scherzend Mariens Hand und zog sie rasch den Weg hinab.

Es gab indeß nur ein mißvergnügtes Gesicht, das des Grafen Plessenberg. Der Burgherr rieb sich freudestrahlend die Hände, er dachte wie Stein, Felix würde sich erklären. Er hoffte durch die so sehnlich gewünschte Verlobung dem heutigen Feste die Krone aufgesetzt zu sehn. Das glaubte Stein nicht. Wenn Felix zu sprechen wagt, dachte er, ist bald Alles entschieden, Marie wird und muß ihn zurückweisen. So zögerten die Beiden absichtlich und schlugen einen andern Weg ein um das vertrauliche Alleinsein nicht zu stören. Der alte Graf war so glücklich in seinem Traume daß er im Augenblicke sogar Stein die Lorelei verziehen hatte; er drückte ihm mit einem vielsagenden Blicke die Hand. Stein nickte ihm lächelnd zu, — ihre Ueberzeugungen waren himmelweit auseinander. — Sie taüschten sich Beide, Felix wagte trotz seiner Aufregung nichts.

Die Pechkessel brannten matter, einzelne Lampen blinzelten nur noch von Zeit zu Zeit schwach in die Höh', das Spalier von Mädchen hatte sich aufgelöst, die Dörfler tanzten auf dem geschornen Rasen nach der

schreienden Musik, aus der man vor Allem die Klarinette heraushörte. Felix stand mit Marie am Saume des Platzes und sah dem ländlichen Vergnügen, dem Treiben des improvisirten Feiertages zu. Plessenberg trat unbemerkt zu ihnen. „Wie wunderschön!“ sagte er halblaut. Marie wandte den Kopf zu ihm, ihre Blicke trafen sich, — er hatte nicht die Fröhlichkeit des Festes gemeint.

„Gräfin, Sie haben aber kein aüßeres Zeichen an sich,“ sagte er leicht, „das Sie als Festkönigin kenntlich machte; erlauben Sie mir daß ich Sie schmücke.“ — Er nahm einem der Dorfmädchen ein Stück Guirlande ab das dieses noch in der Hand hielt, band es mit einem Halme zusammen, — Marie schob die Kapuze zurück und ließ sich den Kranz aufsetzen. Ein Knabe, der eine Menge Glühwürmchen gefangen, sah dem Scherze neugierig zu, Plessenberg nahm ihm seine Beute ab und streute die Insekten in die Blüten des Kranzes und das Haar der Gräfin; dann brach er von dem nahen Bosquet einen schlanken Lilienstengel und sagte: „zur Krone nun auch das Zepter.“

„Sie machen ja mit aller Gewalt aus meiner Nichte eine Heilige.“

„Warum vergleichst Du Marien in diesem Putze nicht lieber mit der holden Elfenkönigin, mit Titania?“

„Ohne, daß Sie dadurch irgend geschädigt werden, erscheinen Sie mir doch weder wie eine

Heilige noch wie eine Elfe; Sie sind eben, was Sie sind .....“

„Unvergleichlich!“ unterbrach Stein leise den Grafen.

Die Menschen um diese Gruppe herum sahen auch nichts als das wunderliebliche Bild. Und so sehr die Menge sonst geneigt ist jede ihr etwas maskenhaft und abenteuerlich entgegentretende Erscheinung für närrisch und unziemend zu halten berührte sie hier die ohnehin geliebte Gestalt der Gräfin doch zu freundlich als daß sie nicht in Jubel ausgebrochen wäre. — Der dichte Kranz von Rosenknospen, Kornblumen und weißen Verbenen, aus dem an den Schläfen dunkelgrüne, spitzgezackte Efeublätter herunterfielen, umrahmte das edle Oval ihres Kopfes. In den Haaren schimmerten die Glühwürmchen, oder schwebten eben wieder die Freiheit suchend wie flatternde Sterne über ihnen. Der rosa Atlas des Ueberwurfs mit Schwan besetzt, die Kapuze halb stehend, als Hintergrund für den Kopf, das lichte faltige Kleid, der Lilienstengel — und vor Allem das frohe frische Gesicht hier unter der jauchzenden Menge, in der dunkelroten, dumpfen Beleuchtung der verglimmenden Illumination, — es war ein Stück aus einem Sonntagstraume gerissen. — — —

„Das Zepter mahnt mich wieder an mein schweres Amt,“ sagte Marie. „Onkel, nun wird es Dir zu kühl, und außerdem zieht es auf der Brücke. Ich habe

Dir deßhalb einen Mantel bringen lassen und befehle Dir ihn umzunehmen. Meine Herren, ich hoffe Sie beim Souper zu sehn. — Gute Nacht!“ rief sie den Leuten zu. Ein Tusch der Musik und der donnernde Zuruf der Versammelten begleitete sie in das Portal.

„Das ist ein seltnes Weib,“ sagte Plessenberg zu Stein.

„Und eine so edle Natur, ein so kräftiges, klares Gemüt, wie es uns Bildung und Verbildung nur noch zu Zeiten unverpfuscht lassen. Ihr Fehler ist daß sie fast zu klar über sich und die Welt ist als daß sie leicht zufrieden sein könnte.“

„Sagen Sie mir, ist der Graf gastfrei?“ warf Plessenberg nachdenklich hin.

„Wollen Sie hier bleiben?“ fragte Stein erstaunt.

„Ich bin so lang unterwegs,“ entgegnete der Fremde mit einem Anfluge von Verlegenheit, „ich möchte gern etwas ruhen, und doch zieht es mich nicht nach Hause. Indeß kann ich ja wol eine Woche unten im Dorfe wohnen! — Er wendete sich an den alten Grafen und ging mit ihm in das Schloß. Felix schritt neben Stein her und machte ärgerliche Bemerkungen über den unzeitigen und unangenehmen Besuch.

„Wie ein Störenfried schleicht er unhörbar herum und steckt seine Mefistofelesphysiognomie immer zur Unzeit über Mariens Schulter. Wüßt' ich nur, wo ich dies unheimliche Auge schon einmal gesehn, ich bin

überzeugt es war bei keiner rühmlichen Gelegenheit. Sieht er nicht aus als wenn alle Stürme, alle Leidenschaften schon an ihm genagt hätten; als wäre von dem ursprünglichen Menschen nur noch der Grundgedanke übrig?"

„Trainirt scheint er allerdings, indeß ist die Quintessenz gerade dadurch recht konsolidirt. Er ist immerhin ein schöner, kräftiger Mann der durch die etwas angegriffnen Farben nur um so interessanter wird. Verlebt sieht er nicht aus, und ich finde daß der Anstrich von Arroganz den er seinem Wesen mit großer Unbefangenheit gibt ihm recht gut läßt."

„Mir sieht er aus wie die eingefleischte Ironie jedes wahren und warmen Gefühls, wie die Hefe vergangner Güte, die nur noch Gährung hervorrufen kann, kurz wie ein echter Mefisto. Wenn er alle Welt unterbrechend das Wort ergreift, scheint es mir immer als wollte er durch sein Sprechen seine innersten Gedanken, die Schattenbilder früherer Verbrechen niederzwängen, als wollte er durch den Laut der eignen eine Stimme in sich übertaüben. Er stört mich, er verdarb mir heute alle Freude. Ich athmete immer erst frei auf wenn ich aus seiner Nähe war. Hoffentlich läßt er uns bald allein."

„Sie malen nach Ihrer gewöhnlichen Art Alles in den grellsten Tönen. Als großen Hypochonder habe ich ihn allerdings auch in den Pyrenäenbädern kennen

gelernt; er hatte dabei aber, und vielleicht gerade deßhalb, so viel Gefühl für fremdes Leid, er that so viel Gutes und half wo er konnte, daß ich ohne die Scheu die Sie empfinden, gern und oft mit ihm zusammen war. Nach Ihrer Erklärung müßte auch mehr Diabolisches als Mefistofelisches in ihm sein."

„Mag sein! So oder so! Ich sage Ihnen aber daß er uns Verdruß machen wird wenn er nicht bald geht."

Dir vielleicht! dachte Stein, und um seine Lippen spielte seit langer Zeit wieder einmal das Lächeln des ruhigen, bewußten Selbstvertrauens, das Lächeln der Ueberlegenheit. —

Der Abendtisch war im Anfange etwas gedrückt da der Burgherr trotz seiner Aufmerksamkeit kein Zeichen einer vorhergegangenen Erklärung zwischen seinen beiden Pflegekindern entdecken konnte und dadurch seine Himmel wieder zerstört fand. Er erzählte eine Geschichte von einem seiner Jugendfreunde deren Nutzanwendung und Moral in den Worten bestand: — „Zu meiner Zeit brauchte man nicht Monate um eine Erklärung in schöne Worte zu schmieden, man wagte und gewann in wenig Stunden."

„Da machst Du ja den Damen aus Deiner Zeit ein sehr schlechtes Kompliment, lieber Onkel, ich hörte doch immer sagen man sei damals etwas prüde gewesen und habe eine Menge von Ceremonien beobachtet, deren Unterlassung wegen uns jetzt die alten Damen ausschelten."

Plessenberg brachte eine Geschichte welche Mariens Ansicht vertheidigte, nur Stein und Felix verstanden die Beziehung die der Graf hineinlegte, und bald entwickelte der Fremde eine solche Flut komischer Erzählungen und Anekdoten daß der Burgherr seinen Verdruß fast ganz vergaß. Es herrschte wieder sprudelnde Heiterkeit zu der Felix' Verdrossenheit die Folie bot.

Als Graf Plessenberg Abschied nehmen wollte erklärte der Burgherr daß er bereits Befehl gegeben die Sachen aus der Dorfschenke herauf zu schaffen, und daß er hoffe den Reisenden einige Zeit bei sich zu sehn.

Ein freudiges, ein erstauntes, ein höfliches, ein gleichgültiges und ein bestürztes Gesicht.

Graf Plessenberg war also installirt! —

Wenn ich auf die Idee gekommen wäre, diese Erzählung in Kapitel, in größere und kleinere Abschnitte zu zerreißen, so müßte ich nun einen neuen großen Anfangsbuchstaben malen, ein neues Kapitel beginnen, eine neue Ueberschrift ausfindig machen, kurz die präzisesten Trennungsmarken anbringen; da, wie sich leicht voraus

sehn läßt, für den Haldenfels jetzt eine neue Aera heraufdämmert. —

Graf Plessenberg war Bewohner des Schlosses geworden und sein Einfluß machte sich bald geltend. Mariens Zimmer waren bis zu ihrem Geburtstage ein unnahbares Heiligtum gewesen das nur auf besondere Aufforderung von ihrer Seite betreten werden durfte. Sie hatte den Morgen nach dem Feste Steins Mappen zu ihm geschickt und ihn bitten lassen zu ihr zu kommen. Er fand sie im Morgenüberrocke, mit ihrem Muschelkasten beschäftigt.

„Ich muß Jemand haben, mit dem ich über unsern neuen Hausgenossen sprechen kann," sagte sie. „Sie kennen ihn ja von früher, erzählen Sie mir doch von ihm; ich denke alle Menschen mit denen Sie in irgend einem Verhältniß zu stehn für gut fanden sind über die Plattheit des Gewöhnlichen hinaus und deßhalb interessant. Zudem liegt etwas Auffallendes in Plessenberg's Persönlichkeit, und meine Vision in der ich ihn wahrhaftig ganz so wie gestern auf der Höhe gesehn, beunruhigte mich heute die ganze Nacht."

„Diesmal kann ich Ihnen nur sagen daß ich ihn so viel sich bei flüchtiger Badebekanntschaft beurteilen läßt schätzen gelernt habe, näher sind wir einander nie gekommen."

„Felix wird von seinen markirten Zügen so unangenehm berührt, er will etwas Tückisches in dem

Auge finden in dem ich nur eine Trübung durch Unglück sehe."

„Ich mag die scharfausgeprägten Münzen viel lieber als die verwischten, man kann sie leichter erkennen. — Aber lassen Sie mich Ihnen doch auch Dank sagen . . ."

„Erlauben Sie mir nur dies eine Mal für die viele Freundlichkeit die Sie mir in der Zeit Ihres Hierseins erwiesen erkenntlich zu sein. Ich wollte Ihnen auch eine kleine Freude machen . . . . . ."

Leise öffnete sich die Thüre und Graf Plessenberg trat über die Schwelle.

Marie erhob sich, und eine Art von Entrüstung über den Bruch der Hausgesetze malte sich in ihren Zügen; der Gedanke daß der neue Hausgenosse diese nicht kennen konnte milderte indeß den strengen Ausdruck in etwas. „Herr Graf," sagte sie, „Sie suchen gewiß meinen Onkel, seine Wohnung liegt im andern Flügel, diese Zimmer gehören ausschließlich mir."

„Ich hatte schon die Ehre dem Herrn Grafen meine Aufwartung zu machen, und in der That galt mein jetziger Besuch ausschließlich Ihnen, gnädigste Gräfin. Da ich keinen Diener an der Thüre fand mußte ich mich selbst anmelden und müßte mich nun auch, wenn Sie nicht zu sprechen sind, wieder selbst abweisen." Damit zog er scherzend einen Sessel heran und warf sich in die Polster. — „Das war gestern

ein schöner Abend," begann er. „Als ich Mittags die Flagge von den Zinnen des Schlosses wehen sah, dachte ich nicht daß sie mir zu so vieler Freude winke. — Sie dürfen nicht finster sehn, Gräfin, daß ich mich so ohne Umstände bei Ihnen eingenistet, ich bin nicht frei genug von düstrer Vergangenheit um nicht nach Erholung zu lechzen. Ihr Anblick thut mir wohl, Ihr ganzes Wesen wirkt auf mich wie ein Trunk aus dem Lethe. Warum wollten Sie mir einen so wohlthätigen Einfluß der Sie in keiner Weise stören kann entziehn? Jeder freundliche Blick von Ihnen ist eine Gabe die auf mich augenblicklich ihre Heilkraft ausübt." — In diesen Worten, die rasch und empfunden gesprochen wurden, klang lebhaft die zerissene Saite nach.

Marie bereute ihre Apostrofe. „Bleiben Sie nur," sagte sie, „ich empfange nur sonst meine Besuche unten im Salon."

Plessenbergs Auge ruhte auf Stein. — „So wie es hier verbotne Raüme gibt," sagte er, „dann hört der Ort auf ein Paradies zu sein; das werden Sie nicht wollen und daher folgerichtig das Verbot Sie hier zu besuchen aufheben. Sie könnten in einer Anwandlung von Tyrannie, die durchaus nicht zeitgemäß ist, den Einfall haben unsre Geduld zu prüfen und uns im Salon warten zu lassen: das ist eine Folter diese aber ist gesetzmäßig und für immer abgeschafft.

Bewilligen Sie als kluge Herrscherin freiwillig ehe eine Revolution Ihnen die Genehmigung abtrozt. Diese Zimmerflucht ist aus tausend und einem Grunde die schönste in der Burg, und sie nicht betreten dürfen, das hieße sich durch Sehnsucht selbstmorden. Wozu diese allerliebsten Arrangements wenn sie Niemand sehn soll? Ich behaubte man könne im ganzen Schlosse nur hier inmitten all dieser niedlichen Sachen recht fröhlich sein."

„Beruhigen Sie sich," lachte Marie, „ich will Ihnen die Erlaubniß geben in dies Zimmer zu kommen, aber unter der Bedingung daß Sie nur von zwei bis fünf Uhr davon Gebrauch machen. Diese kleine Beschränkung muß ich aber mit Festigkeit aufrecht erhalten da sie von meinem Ministerium zur Kabinetsfrage gemacht werden dürfte. Natürlich erstreckt sich diese Vergünstigung auch auf die andern Herrn die bisher zu dieser Befugniß meiner speziellen Einladung bedurften!"

„Haben Sie großen Dank!" rief Plessenberg und legte seine Uhr auf den Tisch, „jetzt fühle ich mich erst recht heimisch hier. — Der gediegene Bau, der Anflug von Poesie an den Wänden, die leichte Coquetterie in dem Ausputze, in den Guirlanden und Leistchen, Alles trägt den Frauencharakter an der Stirne."

„Coquetterie und ein poetischer Anflug sind Ihnen

also notwendige Requisite für den Charakter der Frau?“ sagte Stein.

„Gewiß, ohne ein Bischen Schwärmerei und Coquetterie gibt es gar kein weibliches Wesen. Wie sollte es auch? Das Gefallen ist ja eine Bedingung seiner Existenz, es ist seine Bestimmung. Wir würden diese Neigung an den Damen sehr ungern vermissen, und Sie thun entschieden Unrecht wenn Sie diese Eigenschaft wie einen Makel proskribiren. — Ich hatte mich auch eine zeitlang der brotlosen Kunst des Versemachens ergeben, lernte aber nie das was ich sagen wollte so poetisch und dunstig verhüllen daß man nicht auf den ersten Blick und ohne Hinterthürchen für mich meine Absicht erraten konnte. Es stand immer das ganz nackt da was ich dachte, also ungefähr: Du gefällst mir, ich finde Dich reizend, oder dergleichen, was die Dichter wol, aber nicht ich, zierlich zu verstecken wissen. Das wurde mir nun scheinbar sehr oft übel genommen. Eine Dame zerriß und verbrannte in meiner Gegenwart solche in Original-Rosenblättchen in dem ich ihr auf den Kopf zu sagte: sie interessire sich für mich. Hinterher als ich darüber lachte und behaubtete es sei doch so, gestand sie mir daß sie die Verse auswendig wisse und diese außerdem in ihr Album geschrieben habe. — Eine Andere die sogar Verse von mir verlangt hatte erhielt eine Summe davon, feurig, wie weißglühend Eisen. Ich hatte sie höchst zierlich auf weißes satinirtes

Papier geschrieben und war mir bewußt in der äußeren Ausstattung immer eine große Reinlichkeit und Sorgfalt beobachtet zu haben. Ich bekam sie, wahrscheinlich auf Zureden der Mama der ich das Manuskript ungeschickter Weise übersandt, ohne Weiteres unter Couvert zurück. Aber in welchem Zustande? Brüche wie sie nur dadurch entstehn wenn man schreibend ein Blatt an die Büreaukante drückt, und Dintenflecke die ebenfalls nur durch hastiges Kopiren darauf gekommen sein konnten verunzierten meine poetische Gabe. Ich war überzeugt daß ihr meine Worte durchaus nicht mißfallen hatten, sie freute sich daß sie mir diese Verse entlockt und las sie gewiß sehr oft. Wäre es nun nicht viel einfacher und unschuldiger gewesen wenn die sorgsame Mama ihrem Töchterchen das Blatt ruhig gelassen und ihr gesagt: Ein Gedicht richtet man nie an eine bestimmte lebende Dame; es gilt immer dem Ideale das der Dichter in der Brust trägt, und dies kann er wie eine Puppe nach Belieben heute Ida, morgen Luise oder Klarisse heißen, ohne daß dadurch dem wahren Gefühle selbst irgend ein Abbruch gethan wird. Der Dichter gibt ein Blatt fort damit es gelesen wird, damit es ein Gefühl erweckt, ohne daß er dadurch seinem eignen Herzen ein andres abzwingen läßt als den Traum einer neuen Stellung, einer eigentümlichen, mehr oder minder nach der Natur gezeichneten Lage — seinem Ideale gegenüber. Ich war zwar nur

ein Verseschmied, kein Dichter, bei meinen Versen ging es aber doch immer so, ich richtete sie alle in's Blaue, an ein Wesen das ich noch gar nicht gesehn hatte und dem doch all' meine Pulse entgegenschlugen. Ich verehrte es indessen in seinen Schwestern. Und ich habe die feste Ueberzeugung, diese Verehrung hat und mußte ihnen gefallen, denn sie fühlten sich dadurch in dem Gefühle ihrer Bestimmung, in dem Gefallensollen und -wollen bekräftigt. Daß sie es nicht eingestanden war unehrlich, taüschte mich aber nie."

„Wir finden Gefallen an dieser Coquetterie der Damen wenn wir uns in Ihre Terminologie hineindenken, denn dann ist sie allerdings natürlich. Es ist aber eben so natürlich daß die Absicht für sich einzunehmen nicht eingestanden werden kann ohne den geheimen Reiz abzustreifen. Ich würde das Geständniß, ich will Dir gefallen, immer für eine Erklärung nehmen, und Jedem wird doch jede Dame nicht eine solche machen wollen," sagte Stein.

„Sollten Sie denn nicht wissen daß die Damen in der That Jedem gefallen, Jedem eine Huldigung abnötigen wollen, daß sie die Aufmerksamkeit die einer Anderen gezollt wird, entschieden für einen Raub halten den man an ihnen begeht? Ein fast nicht bewußter Neid, eine verdeckte Eifersucht regt sich auch dann wenn der Dame eigentlich gar nichts an der Eroberung dieses oder jenes Herrn liegt. Reizt das Benehmen des

Herrn diesen Neid erst an's Tageslicht so ist ein anderes Gefühl gar nicht fern."

„Und haben Sie davon nie Ausnahmen gefunden?" fragte Marie lächelnd.

„Nein, Gräfin, denn wenn ich mich einer Dame näherte, wenn ich sie bedeutend genug fand ihr einige Zeit widmen zu dürfen, so suchte ich gewiß immer gerade diejenige auf die so viel Weib als möglich war. Da gehört denn das Alles dazu. Es ist nicht denkbar daß ein solches Wesen gleichgiltig bleibt wenn es sich von einem Manne, der irgend etwas für sich hat übersehen sieht; wie es auch unmöglich ist daß ein Weib gleichgiltig bleibt wenn ein Mann von einigem Werte ihm lebhaft huldigt. Ein Mensch der uns energisch zeigt daß er eine mächtige Neigung für uns hegt und einer der uns gar nicht zu bemerken scheint, das sind die Pole die ewig die Richtungen unserer Gedanken wie die einer zitternden, schwankenden Magnetnadel lenken. Je weniger wir diesem Drange nachgeben wollen desto mehr schafft er sich Recht. Das Bestreben zu vergessen, führt ja immer den Gegenstand den wir verschleiern wollen vor unsere Augen; wir denken desto mehr an ihn, je mehr wir ihn aus dem Gedächtnisse verbannen wollen.

„Das paßt aber doch nicht auf mich und meine Schwestern allein. Sie werden Ihre Behaubtung dahin modifiziren müssen daß im Menschen überhaubt all die

Eigenschaften liegen die Sie den Damen allein andichten wollen."

„Bei den Damen treten sie aber greller hervor, weil sie durch die Erscheinung in hellerem Lichte stehn."

„Nein, dafür gibt es nur ein unumstößliches Gesetz," sagte Stein, „sie treten dort am schärfsten auf wo am meisten Egoismus und Eitelkeit, wo am meisten Einbildungskraft und Eroberungslust im Charakter liegt. Ich halte ihre Erscheinung nicht eben für sehr anziehende Symptome und würde mir nie Mühe geben sie aus dem schlummernden Zustande zu locken."

„Dann würden Sie der Natur nie gerade in's Gesicht sehn," entgegnete Plessenberg und blieb ruhig sitzen, obgleich Marie und Stein ihre Plätze verlassen hatten. — „Sie müssen diesen Spiegel," fuhr er sich im Zimmer umsehend fort, „etwas geneigt und höher hinauf hängen, er faßt dann durch die Lücke der beiden Tannenwipfel gerade eine sehr hübsche Partie des Thales auf und Sie haben ein niedliches lebendes Bild im Zimmer. Die Menschen die auf der Wiese arbeiten, und das Vieh das dort und da weidet, erscheinen beweglich auf der Fläche, Sie rücken sich die Natur um ein gutes Stück näher und haben sie außerdem vor Wind und Wetter geschützt. Die beiden großen Muscheln dort auf dem Sims sind leicht zu durchbohren, und werden dann als Consolen und Schlinggewächsnäpfe zugleich daneben angebracht. Ich

glaube das wäre ein recht zierlicher Putz." Während er noch sprach und in seiner ganzen Haltung die Absicht zu bleiben ausdrückte hatte er das Bändchen mit Felix' Gedichten ergriffen, das unter Journalen auf einem zierlichen Tischchen von Gitterbronze lag. Er las, indem er mit einer einladenden Bewegung Marien ihren Stuhl wieder zuschob:

„Hätt' ich Dich nie gesehn, Du lichtes Wesen,
Hätt' ich mich nie an Deinem Hauch berauscht,
In Deinem Auge nie ein Lied gelesen,
Nie Deines Gliederbau's Musik belauscht.

O, hätt'st Du nie ein wundersam Erkennen,
Ein tötlich Sehnen nie in mir erweckt,
Und wüßt' ich dieses Fühlen nicht zu nennen
Das zuckend mich aus Deiner Nähe schreckt.

Wie ein Gebet durchdringst Du meine Traüme,
Und wieder wie ein Fluch der mich verdammt;
Wo ich Dich finde, seh' ich Tempelraüme, — —
Doch am Altar giftzüngelnd Feuer flammt.

Zu Deinen Füßen möcht' ich niederknieen,
Um einen Blick, um eine Silbe flehn;
Dann wird mir bang, ich möchte Dir entfliehen,
— Ich seh' Dich an und kann, und kann nicht gehn.

Ich muß in Deine Augen mich vertiefen,
Als müßt' auf ihrem Grund mein Schicksal stehn,
Als ständ' es dort in Flammenhieroglifen, —
Und doch, und doch, — hätt' ich Dich nie gesehn!

Hätt' ich Dich nie gesehn so glaubt' ich heute,
Wie ich's geglaubt in Tagen die vorbei,
Noch an der Blumen leises Festgelaüte,
Noch an mein Herz, das stark und sorgenfrei.

Ich glaubte mich von Blumen noch umwunden,
Wo jetzt mich eine schwere Kette drückt;
Es hätte Blüten meine Hand gefunden,
Wo jetzt sie Disteln nur und Nesseln pflückt.

Ich mag nicht knirschend in die Ringe beißen,
Es ist ein Kampf, ich fang' ihn mächtig an!
Die Kette trag' ich nicht, — sie muß zerreißen,
Und das hast Du, ja, das hast Du gethan.

Sie muß entzwei, ob drum auch Thränen fluten
Und ob ein armes Herz auch drüber bricht, —
— Und doch, ich weiß es wird umsonst verbluten,
Du hast's gethan, und Du, Du liebst mich nicht.

Der Friede geht, um nie zurückzukehren, —
— Nun wirst Du meine Bangigkeit verstehn, —
Und Du nur kannst mich andre Wünsche lehren,
Als den, als den: Hätt' ich Dich nie gesehn!" —

„Nun, das ist bis auf die übertriebenen Redensarten und die allzu große Länge ein recht hübsches Gedicht und heiß genug um bei völlig kaltem Blute geschrieben zu sein. Man sieht aber das Berechnete gar zu sehr heraus. Dies „Du liebst mich nicht" steht unter diesen Verhältnissen nur da um die Dame an die es gerichtet ist zum Geständnisse des Gegen-

theils zu bewegen.“ — Er schlug das Titelblatt auf, und seine Stirn faltete sich; er sah die Dedikazion und rief: „Wie, das gilt Ihnen? Dann hat dies Gedicht eine Geschichte, darf ich diese nicht wissen?“

„Ich höre die Verse eben durch Sie zum erstenmal da mein Vetter mir seine Poesieen erst gestern schenkte und ich bisher keine Muße fand sie zu lesen. Ich glaube indeß, daß das Bändchen eine völlig bezug- und planlose Sammlung enthält, sonst wüßte ich nicht, wie dies Gedicht hineinkäme. Warum sollte es aber auch eine Geschichte haben müssen, Sie sagten uns ja eben erst wie dergleichen Dinge gemacht würden. Volle Aufklärung erhalten wir indeß leicht von Felix selbst den die Herren jetzt gewiß im Billardzimmer treffen.“

Das war nun doch ein zu klarer Abschied. Plessenberg steckte seine Uhr wieder ein. „Gräfin,“ sagte er, „Sie spielen auch?“

„Ungern nur, weil die Herren mich absichtlich gewinnen lassen! Ich bin eine schwache Gegnerin.“

„Ich bin ebenfalls nicht sonderlich stark, wir werden wol ebenbürtig sein, ich erlaube mir also Sie um einen Kampf zu bitten.“

„Hoffentlich geben Sie mir meine Freiheit wenigstens so lang bis ich Toilette gemacht.“

„Da ich einmal muß.“ — Endlich ging er.

Stein sagte lächelnd: „Sie werden es mit Gräfin Wentheim verderben wenn Sie ihre Winke nicht

verstehn lernen, ich glaube nicht daß Sie sich ihr durch allzu große Anhänglichkeit unentbehrlich machen."

„Herr," sagte Plessenberg mit einem ungewöhnlich ernsten Gesichte, „mich unentbehrlich machen, davon ist wenig die Rede, aber *sie* ist mir unentbehrlich, Sie kennen ja die Geschichte vom König Saul und dem Sänger David. Ich weiß nicht ob die Gräfin singt, aber ihr ganzes Wesen ist Musik. Es kann sie nicht kränken, und ich will lieber überlästig scheinen als unnötiger Weise eine Minute von ihr fern sein."

„Das ist wahr, Herr Graf" sagte Stein, immer noch lachend, „Sie übertreffen Felix an Hitze, diese Empfänglichkeit ist mir an Ihnen neu; ich weiß nicht was ich mehr bewundern soll, die Leichtigkeit mit der Sie die Mahnung Ihres Onkels vergessen, oder die Offenheit mit der Sie auf jede Gefahr hin Ihre Gefühle zur Schau tragen."

„Spotten Sie nicht, es ist wahrhaftig wenig Thorheit in alledem. Ich achte und ehre Sie, wie einen ganzen Mann, sonst würde ich in Ihrer Gegenwart anders gewesen sein. Ich gebe Ihnen alle Erklärungen, wie wir nur Zeit dazu haben. Jetzt aber sagen Sie mir, da Sie gewiß in die Verhältnisse des Hauses eingeweiht sind, wie steht der junge Graf mit Marien, was hat es für eine Bewandtniß mit dem Gedichte? Es war vielleicht indiskret daß ich die Gräfin danach fragte, aber es ist einmal meine Art

Alles was ich glaube wissen zu müssen, ohne Umschweife an der Quelle zu suchen."

„Von dem Gedichte weiß ich so wenig als die Gräfin, im Uebrigen glaube ich daß Felix sich kopfüber in den Gedanken gestürzt hat seine Kousine zu lieben, was ihm um so schwerer geworden wäre nicht zu thun da Graf Halden die Verbindung dringend wünscht. Mehr weiß ich nicht."

„Aber die Gräfin . . . .?"

„Liebt ihn nicht! Das mag ich wol verbürgen."

„Und ich glaube die Entstehung des Gedichtes gefunden zu haben," schloß Plessenberg.

Sie spielten Billard. Marie kam und erfüllte ihr Versprechen. Sie war zurückhaltend und fast abstoßend gegen Plessenberg dessen gewaltsame Näherung ihr zu mißfallen schien; doch konnte man sehn daß sie ihn von Zeit zu Zeit mit lebhaftem Interesse fixirte. Es war ein schönes Spiel beide Gegner zeigten große Sicherheit und gewannen den Beifall der Zuschauer zu denen sich auch der Burgherr gesellt hatte. Seine Gegenwart ließ Plessenberg wieder eine Menge piquanter Geschichtchen erzählen die er auf die leichteste Weise, als Belag für seine Bemerkungen einflocht.

Er hatte von der angeborenen und mehr noch anerzognen Scheu der Frauen gesprochen, den Blumenkorb ihrer Gedanken, wie er sich ausdrückte, unbefangen auszuschütten. Er fügte hinzu daß dies um so auffallender

sei da die Damen entschieden ungeheueren Mut besäßen „Ich behaubte,“ sagte er, „daß jede echte Frauennatur den Mut hat einem Manne, wär's auch mit gesenkten Augenlidern, ohne Umschweife zu gestehn: Ich liebe Dich! und dazu gehört mehr Mut, als zur Erstürmung einer Batterie.“ Er wies alle Einwendungen damit zurück daß die Voreiligkeit der Männer die Frauen fast immer um den Triumf dieser Großartigkeit brächte. „Die Frau muß sich zuerst erklären, sonst finde ich in jeder Bewerbung maßlose Anmaßung.“

„Ohne diese Anmaßung, wie ich es übrigens nicht nennen würde,“ entgegnete Marieheiter, „dürften die Herren doch sehr oft ohne die gewünschte Erklärung bleiben.“

„Die Leerausgehenden verdienten dann die natürliche Regung nicht; ich muß dabei bleiben daß eine innigste Liebe zuerst in der Seele des Weibes Worte findet. Spricht die Frau zuerst, dann ist es gewiß Liebe in der edelsten Phase.“

„Mag sein, aber nehmen Sie den Fall einer Zurückweisung dieses lebhaftesten Gefühls. Das Weib würde sie nicht so leicht tragen wie die Herren, bei denen eine Erklärung nicht immer mit der edelsten Phase in eins fällt. Ihre Behaubtung mag etwas für sich haben, mit ihrer Natürlichkeit finde ich mich aber noch nicht zurecht, endlich verstößt sie auch ganz gegen die hergebrachte Etiquette.“

„Was wissen Gefühle von Etiquette? So sehr ich gewisse Formen in der Gesellschaft liebe, so energisch schließe ich die Pforten der Gefühlswelt vor ihnen. Das Gefühl gibt sich die Form selbst, immer alt und doch immer neu. Was für sonderbare Plackereien erfindet die Etiquette auch sonst? Mir ist eine Szene erinnerlich die mir ein Freund vor Kurzem noch schilderte. Er steht bei einem preußischen Kürassierregimente und war nach Berlin zur Lehreskadron zu der Zeit kommandirt als Prinzessin Marie durch Prokura mit dem Kronprinzen von Baiern vermält wurde. Am Tage nach der Feierlichkeit wurden sämmtliche Offiziere der in Berlin garnisonirenden Regimenter, die der Lehreskadron mit einbegriffen, in das Palais des Prinzen Wilhelm beordert und in einer langen Gallerie aufgestellt. Die jungfraüliche Vermälte, ein freundliches, rosiges Kind, erschien in eigentümlicher Gallatracht, von zwei Pagen, die ihre Schleppe trugen, gefolgt. So mußte die Unglückliche durch die blitzenden Reihen Spießruten laufen und Phrasen machen die ihr doch nicht von Herzen kamen. Bei der Garde, von der sie durch Hofbälle einzelne Herren kannte, fand sich etwa noch ein oder der andre Anknüpfungspunkt, aber die Litzen nahmen ein Ende und fremde schnurrbärtige Gesichter, die Kameraden von der hohen Nummer, schloßen sich an die zierlichen Herren an. Sie kommt zur Lehreskadron, schüchtern und in tötlichster Verlegenheit

wagt sie einen der am freundlichsten aussehenden Offiziere anzureden, da brummt's im tiefsten Basse aus dem Hintergrunde: „Gott, wie sie das arme Wurm!“ Die Prinzessin schrickt zurück, wagt es indeß einige Schritte weiter doch wieder heranzutreten. Nun drängt sich ein riesiger Kürassier, mein Freund hat funfzehn Zoll und eine immense Schulterbreite, — durch die Ehrfurchtsstarren aber Mitleidslosen: Königliche Hoheit, sagt er, gehen Sie nur wieder heim, wir nehmen's für geschehn an, und versichern Sie unsrer Ergebenheit! — Donnerwetter, sagte er, als er mir die Geschichte erzählte, ich hätte weinen können, daß man das kleine, liebe Geschöpf das so fromm und gut aussah, so kannibalisch plagte. Ich sage Dir das Kind zitterte wie Espenlaub und wurde rot wie meine Aufschläge als ich es ansprach. — Das ist nun auch übertriebene Etiquette. Vertheidigen Sie diese?“

„Ich dächte Ihre Erzählung spielte auf einem ganz anderen Felde und Sie hätten einen weiten Sprung machen müssen um von Ihrer Behaubtung zu diesem Entreakt zu kommen.“

„Wol möglich, ich halte nicht viel von dem Erschöpfen eines Gegenstandes, man muß zuweilen Sprünge machen um die Unterhaltung vor eintönigem Fesselgeklirr zu schützen. Einen Gedanken da, einen dort, am Abend haben wir doch ein ganzes Bild, so schön in einen Rahmen gepaßt als ihn der Tag irgend abgibt. —

Zum Beispiele gleich wieder etwas Neues!“ — Er füllte am Büffet ein Kelchglas mit Madeira, trat damit zu Marie und sagte mit halbernstem, halbkomischem Anstande: „Edles Fraülein, es will mir scheinen als ob Ihr in diesen Hallen mir gegenüber die alt ehrwürdige Sitte versaümt hättet dem Fremdlinge einen Ehrentrunk zu kredenzen. Ich bitte Euch holt diese Versaümniß nach und sühnt dadurch die Betrübniß Eurer Ahnen.“

„Ein kecker Bursch!“ flüsterte der Burgherr Stein zu, „Felix sollte sich an ihm ein Beispiel nehmen.“

Marie nahm das Glas und kostete den Wein: „Auf Euer Wohl, Herr Ritter!“ sagte sie dann lächelnd. Sie war leicht errötet.

An der Tafel riß Plessenberg ebenfalls das Gespräch ganz an sich; er schien sich's zur Aufgabe gemacht zu haben die Kosten der Unterhaltung zu tragen. Oft war Ernst in dem was er sagte, er kleidete ihn aber in die heiterste Form; alles wurde in seiner Hand zum Scherz, und nur kurze Momente kamen in denen er wie in sich selbst versunken vor sich hinstarrte. Dann streifte sein Auge wieder vorsichtig und scheu an Felix vorüber, haftete immer freier werdend auf Marien, — und im nächsten Augenblicke flutete ein neuer Strom seiner Laune dahin.

Bisher hatten sich Alle dem einmal geordneten Gange der Dinge gefügt, Jedes hatte eine gewisse

Rolle, eine unveraüßerliche Stellung eingenommen, — das war aber mit Plessenberg's Ankunft vorbei. Er wälzte Alles um. Er wußte für jeden seiner Vorschläge einen Scherz wenn ihm der Grund fehlte, oder einen Witz, und ohne auf eine Antwort zu warten, arrangirte er dann Alles selbst.

Der alte Graf gab ihm zu Liebe seine Siesta auf wenn er einen Spaziergang beantragte; Marie überredete er nie Gelb zu tragen; sogar Stein bequemte sich unter seiner Leitung täglich eine Stunde lang Reitübungen vorzunehmen. Nur mit Felix vermied er augenfällig jede nähere Begegnung.

Beautie, die seit der Feuersbrunst in Ungnade gefallen war, lag oft in einem Winkel des Korridors in der Nähe von Mariens Zimmern. Plessenberg bemerkte das schöne Thier und lockte es an sich und nahm es mit hinein. Der Hund blieb ängstlich an der Thüre stehn, wedelte verlegen und sah ihn halb hoffend, halb betrübt an.

„Leiden Sie nie einen Hund im Zimmer?“ fragte er Marie, die ihm aus ihrer Schreibstube entgegen kam.

„Früher war Beautie immer bei mir, seit sie aber Veranlassung zu einem Unglücke geworden, mag ich sie nicht mehr. Das Thier erinnert mich zu lebhaft an jene schlimme Zeit.“ Und nun erzählte sie den Vorfall.

Beautie stand noch immer an der Thür.

„Und hat dabei das arme Thier in der Heftigkeit seiner Zärtlichkeit irgend etwas verbrochen?“ sagte er mild. „Komm Beautie, Deine Herrin vergibt Dir.“ Als hätte der Hund die Verhandlung begriffen war er nun mit einem langen Satze zu den Füßen Mariens hingestreckt. Er sah mit seinen treuen braunen Augen zu ihr auf, und als sie ihm die Hand reichte, sprang er in maßlosem Entzücken, immer wieder zu ihr zurückkehrend, in der Stube herum. Dann aüßerte er seine Dankbarkeit auch gegen den Versöhner. Er drängte den langen spitzen Kopf an seine Kniee und leckte seine Hand.

Beautie lag wieder dicht an die Füße seiner Herrin geschmiegt; eine kleine Stille war der Szene gefolgt.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, Sie brachten mir einen Freund wieder den ich ungerechterweise vergessen hatte,“ sagte Marie endlich.

Plessenberg beugte sich nur herab und streichelte den Kopf des Hundes. -- „Sie müssen mir die Brandstätte zeigen und, wenn es Ihnen recht ist, gleich heute nach dem Diner. Die Leute haben die Angst nun einmal überstanden, ein neues Haus statt des alten, und die alte Frau hat ihre Ruhe längst. Ich wüßte nicht warum Sie vermeiden sollten einen so hübschen Ort wieder zu sehn. Wir werden heute an demselben Platze

Kaffee trinken und — ein Bischen vorsichtiger sein. — Ich will die Marquise auf Ihrem Balkon der mir übrigens, beilaüfig gesagt, gerade so vorkommt wie die Futterbehälter an einem Vogelbauer, herunterlassen, die Luft ist prächtig, der Balkon ist im Augenblicke der schönste Platz.

„Ehrlich gestanden," lachte er heraus, „verband ich mit diesem Vorschlage einen selbstischen Zweck, ich bin so gern bei Ihnen und rauche doch auch gern vor Tisch eine Cigarre. Dinirt man wie hier erst um fünf Uhr, so ist es ein langes und nicht angenehmes Fasten; schließe ich nun aber hier die Balkonthüre so zieht kein Rauch in Ihre Sachen und ich habe keine Lücke in meinem Vergnügen."

„Mein Onkel liebt das Rauchen nicht, ich würde es Ihnen sonst immer gestatten," sagte Marie und ließ eine Kerze bringen.

„Hinge der Spiegel nicht immer noch an seiner alten Stelle, und trügen Sie heute nicht gegen Ihr Versprechen ein gelbes Band, so wäre ich geneigt Sie dieser Erlaubniß wegen für vollkommen zu halten!"

„Die Schleife ist ein Vergessen dem ich nachhelfen will," — sie steckte sie ab und warf sie hinunter, — „aber Ihr Plan mit dem Spiegel den ich sonst ganz billige ist nicht ausführbar. Ich ließ es versuchen, es fand sich aber daß die Mauer, die noch etwas feucht gewesen sein muß als man den Spiegel aufhing, unter

ihm eine ganz andere Farbe hat; sie würde also da die Platte doch einige Zoll gehoben werden müßte von den andern Theilen der Wand garstig abstechen.“

„Haben Sie von den Goldleisten die zu den Garnirungen verbraucht wurden nicht noch einige Stangen?“

„Leicht möglich daß der Hausmeister davon aufbewahrt hat.“

„Ich bin in Schreinerarbeiten nicht ganz ungeschickt und hoffe Rat schaffen zu können. Es gilt eine Probe, Sie mögen dann urteilen ob die Veränderung nach meinem Entwurfe vorgenommen werden darf und soll. Der Spiegel stört mich.“

Felix kam und brachte die Schleife die er, — zufällig unter dem Balkon vorbeigehend, — gefunden hatte.

„Ich will sie Dir schenken, Vetter, trage sie und denke mein.“ Mit diesen scherzhaft pathetischen Worten steckten ihre rosigen Finger die Schleife an seine Brust.

Felix wurde glührot vor Freude, Plessenberg lächelte. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Plessenberg machte Allarm im Schlosse, Marie, Felix, Stein, Beautie und die Kaffeemaschine wurden in Bewegung gesetzt, man pilgerte nach dem Unglücksplatze. Es war so schön wie damals, nur fand sich schon da und dort ein rotes oder gelbes Blatt in dem

Grün. Die Natur war nicht mehr im Morgenglanze; sie brauchte ein grelleres Farbenmeer statt des weichen, bescheidenen Grüns, — wie ja das Alter Edelsteine und sorgfältige Toilette benutzt um Manches zu verbergen und auf Anderes aufmerksam zu machen. Es wurde Abend am Himmel und auf der Erde. — Das neue Haus, an dessen weißem Giebel in einer Mauernische ein von Stein auf Blech gemalter St. Florian prangte, sah herüber, sicher und still, ihm drohte keine neue Gefahr. Der Heilige, der mit seinem Schilde die Blitze aufzufangen, und mit wenigen Tropfen ein Feuermeer zu löschen wußte, beschützt es. Glücklicher Kinderglaube!

Marie hatte einen reichen Kranz aus Waldblumen gewunden, er war vollendet und lag in ihrem Schos. Sie spielte mit ihm, da beugte sich Plessenberg der ihr gegenüber auf einem herangeschobnen Steine saß vor, und sie legte gleichsam unwillkürlich den Kranz auf sein Haubt. Er faßte ihre Hände die den Blumenreifen noch hielten und drückte sie einen Augenblick an Kranz und Kopf.

„Verdienen Sie diese Zierde nun nachträglich,“ sagte Marie mit einem Schatten von Verlegenheit, „und holen Sie so viel Blumen daß ich meinem Vetter und Herrn Stein ebenfalls Kränze schenken kann. Für Stein Eichenlaub, und für Felix recht viel Gelb.“

„Nun, was sagen Sie zu der Art mit der er mich um meinen Kranz brachte?“

„Nichts, als daß ich bedauere nicht an seinem Platze gesessen zu haben, dann hätte ich Sie darum gebeten.“

„Das konnten Sie von Ihrem Felsen aus ebenfalls thun, indeß kommen Sie nicht zu kurz!“

„Darf ich nicht wissen warum mein Kranz so viel Gelb enthalten soll?“ fragte Felix.

„Lieber Vetter, aus keinem andern Grunde als um die vielen goldnen Traüme die Deinen Kopf umschweben zu bezeichnen!“

Plessenberg kam mit einer Bürde von Eichenästen und wirr durch einander gedrückten Blumen, zurück.

„Hier ist Stoff zu hundert Bürgerkronen, ich will Ihnen unterdeß diese Ginsterblüten und Ranunkeln die ich in der Hast wahllos abriß ordnen!“ — — — —

Jeder der Herren hatte nun seinen Schmuck, Felix und Stein trugen den Kranz am Arme, Plessenberg hatte ihn über den Cylinder seines grauen Filzhutes gesteckt.

„Lassen Sie uns den Leuten in der Meierei einen Besuch machen da wir uns doch einmal in dies gefährliche Terrain gewagt,“ schlug Marie vor.

Man versuchte wieder den Weg über die Steine zu nehmen fand aber bald daß die Schwierigkeiten größer seien als sie damals in der Angst und Eile

geschienen. Man mußte einen Umweg machen und fand auch diesen Pfad bald durch gestautes Wasser ungangbar.

„Ich habe Zeugschuhe an,“ sagte Marie stehen bleibend.

Während Felix eine Fuhrt suchte und der Maler einen Stein in die Mitte wälzen wollte, nahm Plessenberg Marien leise aber doch fest auf den Arm, und als die Herren wieder herankamen war sie schon am andern Ufer. — Er hatte ihr nicht Zeit gegeben sich irgend zu straüben, irgend etwas zu sagen, es war ein Moment. Sie wußte nur durch die Glut die ihr Gesicht bedeckte daß etwas geschehn sei. Plessenberg drehte sich auf der Ferse um, brach eine Blume ab und sagte völlig unbefangen: „Sehn Sie nur, welche reizende Potentilla! Diese feinen silbernen Härchen auf den Blättern! Bitte, stecken Sie ein Straüschen davon an.“ — Er rettete durch dieses leichte Drüberhingehn Marien, auf deren Antlitz Scham und Zorn kämpften. Es war geschehn, und sie mußte sich zuletzt gestehn daß sein Mittel das allereinfachste gewesen. Sonderbar genug, sie hätte nicht das Geringste darin gefunden wenn ein Diener sie über die Lache gehoben, und jetzt machte der Gedanke daß Plessenberg ihr diesen Dienst geleistet sie immer wieder schauern. Wir glauben eine rechte Aufmerksamkeit wie eine rechte Kränkung nur von Ebenbürtigen empfangen zu können; und in dieser

Beziehung gelten Diener nie dafür, wenn nicht ganz besondre Umstände obwalten. Er rettete Marien und ersparte ihr das Kundgeben einer peinlichen Verlegenheit; aber er rettete dadurch nicht sich. So sanft er sie auch umfaßt, so zart er auch verfahren, hatte er doch einen Augenblick das Heben und Sinken ihrer Brust an der seinen gefühlt, ihr Kopf hatte den seinen berührt, er hatte ihren warmen elastischen Körper in innigster Nähe umfangen. Das fühlte er auch, und seine Pulse flogen rascher, seine Unbefangenheit war gemacht. — Bringt zwei Wesen, die einander lieben könnten, so fremd sie einander auch noch sind, in eine solche Lage, und die Berührung wirkt wie ein galvanisches Experiment, sie bringt eine Art natürlichster Elektrizität zum „Für sich sein.“ Die Pole sind entweder gleich und stoßen einander ab, oder sie sind entgegengesetzt und ziehen an. Man wird die Empfindung nicht wieder los, sie zittert lange nach, sie ist die Äußerung latenter Liebe, latenter, stummer Harmonie der Materie, die möglicherweise auch niemals zu vollem Bewußtsein kommen kann. Wir müßten beim Tanze ganz Aehnliches wahrnehmen, wenn wir nicht für diese gewöhnliche Reizung zu stumpf geworden wären, wenn unsre Nerven dabei nicht durch permanentes Gespanntsein die Empfindlichkeit für so feines Antippen verloren hätten, — oder, wenn wir nicht — mechanisch tanzten.

Plessenberg fühlte denselben Schauer wie Marie,

obgleich Beide bald so viel Gewalt über sich bekamen daß ihre Oberfläche nichts davon verriet.

Felix schaümte, übersprang den Graben, und Stein sah ihm an daß er den Grafen seiner „Unverschämtheit“ wegen zur Rede stellen wollt. „Keine Szene!“ sagte er rasch und faßte ihn beim Arme. Plessenberg hatte die Worte gehört, wendete seinen Kopf zurück und sah die beiden Herren so ruhig und ernst an daß Felix seinen Plan aufgab. Er hatte in dem Blicke gelesen daß es Mariens Sache sei eine Beleidigung in der That zu finden, und daß er dann erst ein Recht habe als Beschützer aufzutreten. Er sah auch bald daß sich Marie nicht beleidigt fühlte, sie nahm die Blumen die Plessenberg in ein kleines Bouquet gebracht und steckte sie in die violette Schleife durch die sie die gelbe ersetzt hatte. Das war nun doch wol ein Zeichen ganzer Versöhnung. Ueberdies ging sie mit Plessenberg voran, und die gestockte Unterhaltung war bald wieder zu munterem Geplauder geworden. — —

Gegen Stein war Marie herzlicher als je, sie hatte ihm sogar die Erlaubniß gegeben eine Stunde früher als die andern Herren zu ihr zu kommen. „Ich muß wenigstens eine Stunde haben die ich ungestört mit Ihnen zubringen kann!“ hatte sie gesagt. Plessenberg wich dann den ganzen Tag fast nicht mehr von ihrer Seite.

„Dieser Plessenberg ist der eigentümlichste Kauz

den ich noch je gesehn; mit einem Gesichte und einer Leichtigkeit als wäre es unmöglich ihm eine Antwort zu verweigern, weiß er mir meine geheimsten Gedanken abzufragen. Man muß es wagen wie die Biene den Honig aus dem Blütenkelch zu holen, sagt er, sonst weiß der Tag nichts von ihm. Und in der That ist es mir nicht möglich ihm eine ausweichende Entgegnung statt baarer Münze zu geben. Er fragt immer direkt so daß auch nicht das kleinste Hinterthürchen bleibt. Es ginge noch wenn er nicht bei dem unmerklichsten Abwege augenblicklich ein so klagendes, trauriges Gesicht machte, als wollte er sagen: Du hast also gar kein Vertrauen zu mir! Und das muß ich zu ihm haben, er tritt mir so ohne alle Winkelzüge und mit einer Geradheit und Unbefangenheit entgegen daß ich ihn jetzt, da er kaum acht Tage bei uns ist, fast mit derselben Ruhe um diese oder jene Erklärung bitten kann, mit der ich Sie frage. Es ist ihm nicht zu entgehn, man ist mit ihm bekannt, vertraut sogar, ehe man ihn kennt. Er sagt es: „Sie kennen mich," und man kann ihm nicht widersprechen. Er ist zudringlich, aber auf die angenehmste Weise von der Welt, denn er weiß die aufdämmernde Verlegenheit im Nu zu vertuschen. — Ich bin wahrhaftig ohne mein Wissen auf einen Fuß mit ihm gekommen der mich selbst staunen macht. Hat er seine hypochondrische Laune, so genügt ein Wort von mir, ein Wink der fast wie eine Mahnung

aussieht und den ich ihm von Herzen gern gebe, die Wolken zu zerstreuen; und er sieht mich dann so dankbar, so innig vergnügt an daß mich die Macht die ich über ihn habe wirklich freut. Dann geht ein neues Leben in ihm auf, seine Augen leuchten, seine Worte bekommen einen weichen, poetischen Schwung, und er vergoldet Alles was er sagt. Er gleicht für die Dauer dieses Einflusses halb Ihnen, halb Ihrem Freunde Stauff. Sein Inneres ist zerrissen, — ich bilde mir es wenigstens ein; — meinen Sie nun nicht auch daß es für mich eine unendlich glückliche Gabe ist über die quälenden Gespenster eines armen Unglücklichen so große Macht zu haben? Ist es nicht prächtig daß ich den Traurigen durch ein Wort in sprudelnde Heiterkeit versetzen kann?"

„Lassen Sie sich aber von dem wohlthätigen Eindrucke der eignen Wohlthätigkeit auch nicht zu weit fortziehn; nicht so weit daß Ihre Absicht mißverstanden werden kann. So sehr ich nach Allem was ich von ihm weiß Grund habe den Grafen zu achten, glaube ich doch daß sein Verhalten der Damenwelt gegenüber nicht ohne Anstrich von Libertinage ist. Er würde sich kein Gewissen daraus machen zu sagen er habe Sie im Sturme erobert, wenn er einen solchen Ausspruch irgendwie zu rechtfertigen wüßte. Es ist für mich eine sehr schwierige Aufgabe Sie darauf aufmerksam

zu machen daß Ihre natürliche Güte wol den ganzen Wirkungskreis haben, aber sich doch Zügel anlegen soll wo Mißdeutung möglich ist. Die Art wie er von seiner früheren Stellung zu Damen spricht gefällt mir nicht ganz, und da er gewiß nicht ohne ein gutes Quantum Eitelkeit ist, mag er manche Äußerung nach seinen Wünschen gedeutet haben, auch wenn sie ohne Bezug gethan worden."

„Ja, darin hat er allerdings eine sehr lose Zunge. Erzählte er mir doch erst gestern daß er fast einmal den „dummen Streich" gemacht sich zu binden und um ein Mädchen anzuhalten. „Glücklicherweise," fuhr er fort, „hatte die Dame, wie ich zufällig gehört, eingesetzte Zähne. Dieser Umstand, oder vielmehr die Furcht darin Schaden anzurichten, ließ es auch im traulichsten tête-à-tête nicht zu sie plötzlich und heftig zu küssen, und obgleich wir recht genau bekannt waren, oder gerade darum, hätte ich damals keine andere Weise gewußt meine Gefühle zu bevorworten; die Erklärung des Kusses hätte die Erklärung meiner Gefühle sein müssen, sonst wäre ich zu verlegen geworden." — Ist das nicht prächtig naiv?"

„Damals muß Plessenberg noch sehr jung gewesen sein. Aber es wundert mich daß Sie in diesem Histörchen, und in seiner Erzählung zur Würze des Gesprächs nicht eine Verspottung eines wirklichen und darum schüchternen Gefühls erkennen. Die Damen

scheinen derartige Indiskretionen nicht so übel zu vermerken als sie sollten. Wer bürgt dafür daß er nicht einer Andern eine ganz ähnliche Anekdote von der erzählt die er eben zur Vertrauten gemacht?“

„Sagen Sie nur jetzt noch ich verstünde nichts davon, dann haben Sie mich einmal ähnlich abgekanzelt wie Plessenberg. Er sagt mir nämlich alle Augenblicke ganz einfach: Gräfin, das verstehn Sie nicht; Gräfin, darüber sind Sie sich nicht klar geworden; Sie beten nach, und dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr. — Zu meiner Rechtfertigung erlaube ich mir nur zu bemerken daß ich ihm etwa das sagte, was Sie jetzt darin gefunden. Er wies mich aber mit den Worten ab: Ein wirkliches Gefühl war es nicht, es war eine Kinderei die von Gefühlen traümte und diese zaghaft in's Leben zu übertragen versuchte. Ein wirkliches Gefühl ist nie schüchtern, es ist mutig wie ein Löwe, es wagt Alles für Alles; — also auch, wie er scherzend hinzusetzte, einen falschen Zahn für einen Kuß.“

„Der Mut der Liebe aüßert sich aber nicht allein in solchen Operationen, in solchen Gewaltthätigkeiten die ohnehin ein intimes Verständniß voraussetzen. Bei ihm mag dies freilich nicht immer nötig sein, denn er liebt es ja, die Einleitungen zu überspringen.“

Schelten Sie ihn nicht zu sehr und glauben Sie daß ich mir nichts vergeben werde. Ich kenne Sie nun schon so lange, habe Sie wirklich lieb, — und doch, so

unbedacht ich auch manchmal sein mag, wüßte ich nicht daß ich etwas nicht gethan haben wollte was Sie betraf, oder daß ich Ihnen Gelegenheit gegeben mich deßhalb zu tadeln. Und das thun Sie doch sonst gern ..... O, nein, ich weiß daß Sie mich kleines Sternchen zur Sonne poliren möchten," fuhr sie fort als Stein sprechen wollte; „Ihr Tadel ist mir lieb, selbst wenn er schmerzt. Ich sagte Ihnen ja daß ich Sie gar nicht anders möchte. Schelten Sie aber auch Plessenberg dieser Kleinigkeiten wegen nicht. Glauben Sie mir, er ist sehr gut. Mein Mädchen erzählte mir heute daß er noch kurz ehe er hierher kam ein glückliches Paar gemacht. Er war eine Strecke zu Fuß gegangen, und sein Packträger, ein junger Bursche, klagte ihm dabei seine Leiden. Er war arm und liebte ein armes Mädchen, nun wissen Sie die ganze Geschichte, die der Liebende gewiß nicht so kurz gefaßt. In der Heimat des Burschen angekommen, erkundigte sich nun der Graf nach ihm und seiner Geliebten, und sorgte für sie da er nur Gutes von den Leuten hörte. Als er den Ort verlassen, wurde ihnen von der Behörde eine Aussteuer für die Braut und ein niedliches Gehöfte, das gerade feil gewesen, mit einem Stücke Acker für den Braütigam übergeben. Er war ihrem Danke entgangen. Die beiden Vereinten hatten aber seine Fährte aufgespürt, waren ihm gefolgt und fanden ihn gestern hier im Dorfe als er sich von dem

Schreiner eine Hobelbank lieh. Dadurch kam die Handlung aus."

„Wenn dieser freundliche Akt unten bekannt geworden ist, dürfte sich bald eine zahlreiche Menge solcher Paare finden die seine Kasse in Anspruch nimmt. Aber mich überrascht dieser Zug nicht. Er that Aehnliches schon als er sich nicht wie heute in glänzenden Verhältnissen zu befinden schien."

„Das freut mich, wir wollen ihm auch dafür danken und er soll uns nicht so streng abweisen dürfen wie seine Schützlinge denen er vorwarf daß sie besser zu verwendendes Geld auf eine unnütze Reise ausgegeben."

Es schlug zwei Uhr. Zugleich ließ sich ein Poltern und viele Schritte auf dem Korridor hören. Plessenberg's Stimme klang befehlend durch den Tumult der die sonst so stillen Raüme wiedertönen machte.

„Sehn Sie nur nach, lieber Stein, welche neuen Tollheiten er ausführen will!"

Der Gang wurde ihm erspart; Plessenberg machte die Pforte auf; blieb aber im Entrée stehen. Er hatte eine Nankinjacke ohne Schöße an und eine große blaue Schürze vorgebunden; ein kleines schwarzes Käppchen saß auf seinem Kopfe und eine kurze Pfeife steckte in seinem Munde. — Marie lachte hell auf.

„Ich wage nicht in diesem Aufzuge Ihr Zimmer zu betreten, finde ihn aber für einen improvisirten

Handwerker ganz passend. Um nun Ihre Gesellschaft bei meiner Arbeit nicht zu entbehren habe ich meine Werkstatt ganz in Ihrer Nähe aufgeschlagen, Stühle herbeischaffen lassen, und hoffe nun daß Sie mir draußen die Ehre Ihrer Gegenwart schenken."

„Warum nicht lieber unten in der Halle, da haben Sie ja mehr Raum."

„Schweigen Sie nur, verehrter Meister Rafael, Raum ist hier für uns Alle, und ich kann die Gräfin meinetwegen wol fünf Schritt aber nicht alle Treppen hinab nötigen. Schweigen Sie nur, Sie finden eine Aufgabe für Sie schon fertig die Ihnen zu denken geben wird. Während ich aus Goldleisten ein provisorisches Konsol für diesen widerspenstigen Spiegel zurecht schneide und zusammensetze, zeichnen Sie den Entwurf des zukünftigen, wirklichen. Ich kenne in Stuttgart einen Mann der prächtig in Holz schnitzt, er bekommt Ihren Plan und wird ihm Ehre machen!"

Ein Diener ging an ihm vorbei in Mariens Schreibstube und nahm die Physharmonika. Auf Mariens Frage, wozu? sagte er: „Der Herr Graf haben befohlen!"

„Ja, ich bilde mir ein, bei Musik gehe die Arbeit rascher von statten, und in dem gewölbten Gange müssen die Töne prächtig ausklingen. Oder wollen Sie lieber Ihre Harfe?"

Kurz, er hatte wieder Alles arrangirt und war

schon gewöhnt keinen Widerspruch zu finden. Nur Stein protestirte.

„Das ist der Unterschied zwischen Handwerk und Kunst,“ sagte er. „Sie haben Ihre Maße, das Material, das Werkzeug und das Geschick es anzuwenden, Sie können in jedem Augenblicke anfangen, das kann der Künstler nicht. Seiner Arbeit muß eine Art Inspiration, die Konception einer Idee vorangehn. Es ist viel größer den ausführbaren Plan zu einem Dome, zu einer gothischen Kathedrale entworfen zu haben, als dem Gedichte in Stein und Erz Form zu geben. Der Plan ist etwas Unbegreifliches, ein ungeheurer Traum des Genies, das Ausführen ein Exempel das nichts als Zeit, Geld und Menschenhände erfordert.“

„Larifari, lieber Stein! Sie wissen wie sehr ich die Kunst und Sie als Künstler schätze, aber diese Apostrofe paßt nicht auf den konkreten Fall. Sie sollen uns nicht den Plan zu einem Münster entwerfen, Sie sollen gar keinen ungeheuren Traum haben. Wir sind viel leichter zufrieden gestellt. Haben Sie nur die Güte, uns im Geschmacke des ganzen Zimmers ein zierliches Konsol von der Größe dieser Maße zu zeichnen. Ein paar Akanthusblätter oder sonst eine Arabeske, so schön als es Ihnen für Gräfin Wentheim möglich, das ist Alles was wir brauchen, und das werden Sie auch ohne Inspiration improvisiren

können. Bitte, quälen Sie mich nicht durch übermäßige Bescheidenheit ... Sagen Sie nicht, ich mute Ihnen diese Arbeit zu wie ich einen Schneider ersuchen würde mir einen Rock zu machen. Sie sind Künstler und ein tüchtiger, Sie haben viel gesehn, Sie müssen eine solche Kleinigkeit spielend vollbringen. Im Notfalle holen Sie Ihre Mappe, da findet sich gewiß ein Anklang."

„Das ist schön und zum Theil auch wahr, nur können Sie mir gewiß einen Tag Zeit geben und Gräfin Wentheim durch diesen Termin das Leid ersparen eine Pfuscherei in ihrem Zimmer zu haben die ich nur mit Scham anerkennen müßte. Ich habe nie dergleichen Entwürfe gemacht, kann also nicht für den Erfolg stehn."

„Wir werden ja sehn," sagte der Unerschütterliche. „Hier ist Ihr Reißbrett, hier Stifte und Alles was Sie brauchen. Holen Sie nun Ihre Offenbarung aus den Akkorden die uns Gräfin Wentheim vorzaubern wird."

Für den Burgherrn und Felix waren ebenfalls Stühle da, und bald hielten sämmtliche Bewohner des Schlosses ihre Sitzung in dem kleinen Kreise dessen Fensterseite Marie und Stein einnahmen, während Plessenberg ihnen gegenüber im Innern des Ganges an seiner Hobelbank arbeitete.

Da diese Einrichtung von Plessenberg ausging der

den alten Grafen mit einem neuen Schwanke begrüßte, machte dieser keine Einwendungen. „Wenn der Junge," sagte er auf Felix zeigend, „doch nur etwas von diesem Menschen lernen wollte." Stein zuckte wie gewöhnlich die Achseln.

Es ist als wenn gewisse Menschen das Privilegium hätten Alles was sie thun liebenswürdig gefunden zu sehn. Hätte Felix den Vorschlag gemacht im Kreuzgange zu musiciren, so würde Marie es nicht gethan haben; hätte Stein sich ihre Gesellschaft zu einer Arbeit im Korridor ausgebeten, so wäre der Burgherr über solche „Impertinenz" entrüstet gewesen. Plessenberg setzte es mühlos durch und wurde noch dazu als Muster aufgestellt.

Marie spielte auf der Physharmonika. Nachdem sie einige Opernmusik gegeben hatte, versuchte sie eine Fuge vom Abte Vogler.

„Wenn ich nur begreifen könnte welche Idee zur Fuge geführt?" sagte Plessenberg. „Die Fugen sind und bleiben mir unklar."

„Nun," entgegnete Marie, „wie der Chor der Ausdruck einheitlicher Vielheit, des Verbundenseins, des Aufgebens der Individualität ist, so ist die Fuge der Ausdruck höchster individueller Berechtigung. Sie ist letzte Freiheit in äußerstem Zwange, melodiöse Fessel und harmoniöse Freiheit. Denken Sie sich Rosse die auf weitem, unbeschränktem Plane, rechts und links,

fliehend und nahend, die reizendsten, scheinbar willkürlichsten Bewegungen machen, während doch immer dieselbe rythmische Figur jeden Satz, jedes Emporbaümen beherrscht: so ist die Fuge. Oder, wollen Sie ein Gleichniß das für den mächtigen Ernst Sebastian Bach's besser paßt, so nehmen wir die Bewegung der Weltkörper. Alle fliegen ihre Bahn für sich, und doch beherrscht alle das gleiche Gesetz, die gleiche Notwendigkeit. — Jedes Instrument nimmt den Satz auf eigne Weise auf, achtet dabei mit zarter Schonung auf die Gefährten und sorgt im Jubel seiner Freiheit gefällig für das Bedürfniß der andern."

„Den Mechanismus kannte ich wol und wußte auch von: Führer und Gefährten, aber ich hörte ihn gern noch einmal auf Ihre anmutig-verwirrte Weise erklären. Trotz alledem bleibe ich bei der Frage: Wozu dieser Tonkampf? Welcher Gedanke führte zu ihm? Seine Notwendigkeit ist mir das Unbegreifliche. Sie nannten es eine Freiheit in Fesseln; das ist ein komisches Ding, fast eine Wildpastete als Baisertorte, ein Herkules am Spinnrocken, der, während seine Finger Faden ziehn, nebenbei ganz harmlos mit der Ferse ein paar Löwen tot tritt — aber doch spinnt. Eine Fuge durchzuführen ist das Mühsamste und Qualvollste was es geben kann, es ist eine rechte Probe für Geduld, Fleiß und Takt. Man ist nie ängstlicher an das Notenblatt gebunden, — das ist eine Freiheit nach Noten!"

„Sie treiben selbst Musik?“

„Nein. Ich brachte es nicht einmal zur Mittelmäßigkeit, meine Finger blieben steif, meine Töne hart. Sie verletzten mein sehnsüchtiges Ohr. Aber durch große Liebe, unendliches Hören und Umgang mit Meistern die mein theoretisches Studium leiteten, brachte ich es zu einem leidlichen allgemeinen Verständnisse der Tonkunst. So weiß ich z. B. daß die neue Musik, die ich natürlich der alten nicht vorziehe, nie eine Fuge erzeugen wird. Das aber scheint mir ihr geringster Fehler. Der Jammer liegt tiefer, es herrscht ein gewisses Proletariertum auch in der Musik. Es gibt jetzt immer nur eine melodieführende Stimme, und jedes andere Instrument, der ganze Orchesterkram, ist ihr sklavisch unterthänig: in der alten Musik geht fast durch jedes Tonstück ein Anklang an die Bauart der Fuge durch, der hier sehr schätzenswert ist. Nehmen Sie Don Juan's allerliebstes: Reich' mir die Hand mein Leben! Gesang, Flöte und Streichinstrumente, eins koquettirt mit dem andern. Das ist Reichtum, Pracht ohne Schwulst. Wie ärmlich dünn klingt dagegen: Trema Byzanzio! Das ganze Orchester in rührender Eintönigkeit Septime und Dreiklang, dann und wann Quartsext als Begleitung, und zuletzt mit einer wahren Wut, während des Applauses der Claque, die Wiederholung der Melodie.“

Marie spielte Mendelssohn-Bartholdy's Musik zu dem Liede: „Es ist bestimmt in Gottes Rat."

„Ja, das ist auch wieder ein Stück aus dem Himmel, eine Blüte aus dem verlornen Paradiese, einzig einfach und kolossal großartig," rief Plessenberg als die Akkorde wundervoll gezogen verklungen waren. „Wie unabweisbar und doch wie rätselhaft greifen bei dieser urkräftigen Melodie die Töne ineinander! Gräfin, tausend und tausend Dank, ich höre nichts auf der Welt lieber als diese wehmütige Pracht, diese singenden Thränen!"

„Die Magie der Musik," warf Stein hin, „liegt vorzugsweise darin daß sie keine Individualität des Gefühls zuläßt sondern uns dem Allgemeinen in die Arme führt. Je mehr die Menschen die Musik lieben, je mehr sie ihr Wesen verstehn lernen desto auffälliger ist es daß sie das Festhalten der Individualität auch noch über das Grab hinaus wünschenswert glauben. Die starre Individualität ist die Schranke aus der all' unsre Leiden sprießen. Sie stellt uns einander gegenüber, während wir doch eigentlich eins sind," — (der alte Graf rückte seinen Stuhl von dem Maler ab) — „wir sind nie glücklicher als wenn wir unsre Stellung als Einzelwesen vergessen haben, es ist also eine Selbstqual dies Folterwerkzeug in die Ewigkeit hinüberzutraümen. Wie die Wärmestralen unsern Körper beben machen, so wirken die Töne auf

unser Nervensystem und rufen ein allgemeines Behagen hervor."

„Verehrtester, das ist nicht ganz richtig. Die Musik hat Ihnen zum Trotze manchmal die Kaprice ganz specielle Gefühle hervorzurufen. Die Pikkoloflöte in Robert dem Teufel und im Freischütz müssen es mir bezeugen. Und sollten Sie sich eines innersten Schauders haben erwehren können wenn in Spohr's Faust das Orchester im dritten Akte, glaub' ich, pianissimo die Reprise der Polonaise nimmt?"

„Da ist's die Ideenverbindung, nicht die Musik."

„Und doch ist der Gedanke ein Kind der Musik, der Schauder ein Gefühl das erst durch die Musik geboren wird ....."

„Diesmal haben Sie Unrecht," sagte Marie, und Plessenberg verbeugte sich. „Sie haben Unrecht, auch wenn das was ich sagen will auf den ersten Blick Ihre Behaubtung zu unterstützen scheint. Ich werde Ihnen nachher beweisen daß es nicht so ist. — Es läßt sich unschwer eine Parallele zwischen Beethoven, dem Tonkönige, und Byron, dem Dichterfürsten, ziehn. In allen Sonaten, auch in den scheinbar heitersten die wir Beethoven's Genius verdanken, liegt ein ahnungsvoller, bebender Schmerz der uns ergreift und erschüttert. Man findet eigenes, umschleiertes Weh durch die Töne wiedergegeben, aber auf welch erhabne Art! Der Schmerz wird dadurch zugleich edler und

milder. Die Leidenschaft hat schon ausgetobt, wenn auch die Töne anscheinend noch durcheinander rasen. Da haben Sie die E-Moll Sonate mit ihren zwei Sätzen und ihrer kleinen reizenden Melodie ....“ Und sie gab sie auf dem Instrumente an. — „Diese allein beweist Alles. Sie tändelt heiter, aber welche Wehmuth zittert durch; das ist echt und tief poetisch. — Bei Byron finden Sie dieselben Elemente, die Kühnheit, die Größe, die Pracht, das Ungeheure endlich, das aber doch durch alle seine Herrlichkeiten die Zerrissenheit der Seele zeigt. Man staunt nicht nur, man erschrickt sogar — und möchte doch wieder weinen. Sie sind ebenbürtige, engverwandte, aber himmelweit verschiedne Helden. Sagen Sie nicht daß ich spezielle Gefühle aus den Akkorden herausgehört, ich bezeichnete sie von vornherein als etwas Umschleiertes, Ahnungsvolles. Bei Byron ist auch das Nichtausgesprochene, auch das was er durch rosige Schleier ahnen läßt, ein jedem Denkenden klares Etwas. Bei Beethoven kann es nie aus der Dämmerung heraus, — bei Byron bricht es sich von Zeit zu Zeit mit einem Blitze Bahn. Darin liegt der große Unterschied. Hätte Beethoven seinen unbestimmten Schmerz zu benennen gewußt, so hätte er ihm Worte gegeben, nicht Töne; Byron wußte den Namen dafür, daher präciser Ausdruck selbst im Nebel, daher das spezielle Fühlen das seine Verse erzeugen. Das Gefühl brütet den Gedanken

aus, der Gedanke nimmt sich die Form. Ist das Gefühl kein voller Gedanke geworden, ist es nur so mäßig von der Reflexion durchdrungen daß es immer noch schwebend bleibt, so wird es sich die Form der Musik wählen, während der fertige, runde, vollkommen abgewogene Gedanke nur in scharfen, schroff abgegrenzten Worten sich selbst wieder erkennt. Sie wissen ja daß ein gut singbares Lied keinen Gedankenüberfluß haben darf ....“

„Ah, daher kommen wol auch die gedankenarmen, wassersüchtigen Operntexte,“ unterbrach Plessenberg Mariens warme Rede. „Ich wäre unwahr wenn ich sagte es ließe sich nichts mehr zu meinem Vorteile und gegen Ihren Vergleich des Schauspieler Byron und des unvergleichlichen Maestro sagen; aber — hätten Sie auch Recht so darf und soll uns die Musik für alle Fälle nicht so sehr verallgemeinern daß wir den speziellen Zweck vergessen dem zu Liebe wir unser Haubtquartier auf den Flur verlegt. Sie lassen Ihren Stift ruhn, lieber Stein, sind Sie schon fertig mit Ihrer Skizze?“

Stein reichte ihm das Blatt. „Ich hoffe Sie werden zufrieden sein.“

„Prächtig! Was soll aber dies Oval in dem Rankenwerk dessen Schwung ich bewundere?“

„Ich weiß nicht ob Sie bemerkt haben daß das Gerät in dem Salon der Gräfin mit Porzellanplatten

eingelegt ist, auf welche Lieder in Heidelberg allerliebste Blumen gemalt hat. Ich glaube daß man diesen Gedanken auch hierbei wiederkehren lassen muß. Das Oval deutet eine solche Platte an!“

„Wenn die Gräfin nicht anders entscheidet muß ich mich gegen diesen Vorschlag erklären. Die weiße Platte in den Blättern würde aussehn wie ein aus dem Neste gefallenes Ei,“ sagte Plessenberg.

„Ihr Vergleich könnte Grund haben wenn dunkles Holz genommen werden dürfte; da es aber doch zu dem Rosenholze des Mobiliars passen muß wird das Porzellan hier ebenso wenig grell herausstechen als an den Stuhllehnen. Ich bin für Herrn Stein's Entwurf,“ meinte Marie.

„Ich auch,“ sagte Felix.

„Ich glaube nicht, daß es stören wird,“ sagte der Burgherr.

„Gut, ich bin überstimmt und muß mich fügen, aber ich werde Recht behalten, Sie sollen sehn.“

„Welche Blume nehmen wir nun?“ fragte Marie.

„Eine Oenothera,“ rief Felix.

„Ah, das ist die treue Mexikanerin die bei ihrer Uebersiedelung nach Europa nicht vergessen hat daß in ihrer Heimat die Sonne aufgeht wenn sie bei uns niedertaucht. Ich erinnere mich öfter bei Sonnenuntergang den leisen Knall gehört zu haben mit dem sie sich öffnet.“

Felix sah ihn ingrimmig an; das wußte Der also auch. Er hatte die Blume nur vorgeschlagen um dies Geschichtchen zu erzählen. —

„Aber," fuhr Plessenberg fort, „das ist eine häßliche, ungraziöse Blume; schon darum häßlich weil sie gelb ist. Vielleicht gelingt es mir jetzt meinen Kandidaten durchzubringen. Da Sie gewiß schon eine Alhambrarose haben, — o, die Rosen von Granada sind die schönsten der Welt! das hört man in Spanien tausendmal, — so wird die Wahl für dies in die Augen fallende Stück nicht leicht sein. In Erwägung daß es die größte Platte ist, in Erwägung ferner daß die Blume dem Raume angemessen sein muß, in Erwägung endlich daß sie wo möglich mit den Ranken und Blättern des Konsols harmoniren muß, schlage ich zu diesem Zwecke eine schottische Distel vor. Sie wird mit ihren zackigen Blättern und mächtigen Blütenknaüfen gerade nur so viel Weiß übrig lassen daß dadurch auch der von mir gefürchtete Uebelstand gehoben wird. Nun, abstimmen!"

Stein vertheidigte die Distel gegen Felix, der eine Kamellie haben wollte, und der Vorschlag ging durch. Unterdeß war auch Plessenberg fertig geworden. Man nahm den Spiegel ab, die Haken wurden eingeschlagen, und bei der Emsigkeit mit der Plessenberg das Arrangement betrieb war in kürzester Zeit Alles wieder in

Ordnung, der Korridor geraümt, und der gewandte Mann im Gesellschaftsanzuge bei Marien. — — —

Marie hatte Briefe zu schreiben, der Burgherr war mit Felix ausgeritten; Plessenberg bat Stein, ihm eine Stunde zu schenken.

„Ich habe Ihnen Erklärungen versprochen,“ begann er, „und will Ihnen damit einen neuen Beweis der Hochachtung geben die ich Ihrer würdigen Männlichkeit zolle. — Felix Halden und ich sahen einander in einer Stunde deren Last ich nicht abzuschütteln vermag und die ich nur vergesse wenn ich bei Gräfin Wentheim bin, wie sie in den Hintergrund trat wenn ich den Gesang Ihrer Lorelei zu dem Bilde hinzutraümte. — Wir waren beide noch sehr jung: ich Unterlieutenant in einem bairischen Regimente das in Nürnberg lag; er Student in Heidelberg. Ich hatte ein Verhältniß mit einem Mädchen dessen Bruder er kannte. — Was soll ich viele Worte machen, ein Augenblick riß uns hin, sie wurde mein, und daß es geschehn, ließ sich bald nicht verbergen. Ihr Bruder erfuhr es und drang in mich, Helene zu heiraten. Sie war die Tochter eines Bürgers aus der Klasse der Handwerker, ihr Vater war tot, sie lebte bei ihrer Mutter. Ich hätte aus dem Offizierstande treten müssen was mir schwer gefallen wäre da ich damals gar kein Vermögen hatte. Ich stellte ihm dies vor, er war maßlos heftig, hörte meine Gründe nicht und forderte mich endlich. Felix

Halden sekundirte ihm. Wir schossen zugleich, er fehlte mich aber meine auf's Gerathewohl abgefeuerte Kugel tötete den Rächer der Verführten. Die Strenge des Duellgesetzes hatte uns bestimmt ein Abkommen zu treffen nach welchem der Bleibende durch Selbstmord umgekommen sein sollte. Wir hatten Beide Briefe die auf diese Absicht hindeuteten in unsre Zimmer gelegt. Unsre Anstalten waren so heimlich betrieben worden, daß Niemand einen anderen Zusammenhang ahnte. Helene, die sich als die Ursache der That wußte, verhauchte, auf gräßliche Weise unter den Verwünschungen der Mutter ihren Geist auf der Leiche des Bruders. Und auch mich schloß die Frau natürlich in ihre Flüche ein. Ich konnte den Ort nicht verlassen, ich wohnte im Geheimen sogar dem Begräbnisse der von mir gemordeten Geschwister bei. Man begrub sie nicht zusammen. Der „Selbstmörder" wurde ohne Feierlichkeit an der Mauer des Friedhofes verscharrt, und das unglückliche Mädchen wenig anders. Felix hielt eine Rede an Helenens Grabe die mir wie ein ewiger Wehruf nachgellt. Dann, als der Friedhof leer geworden, trat er an das Grab seines Freundes, ich sah ihn hinter einem Taxusbusche versteckt und verstand aus seinen Bewegungen daß er mir Rache geschworen. — — Ich bekam an demselben Tage ein Kommando, wurde versetzt und kam nie mehr nach Nürnberg zurück. Seit ich Besitz habe, erhält die arme Mutter eine Rente, sie wird es nie wissen

woher; aber kann ich ihr damit zwei Leben wiedergeben? Sie mag oft ihrem Wohlthäter danken und zugleich dem Zertrümmerer ihrer Freuden fluchen ohne zu ahnen daß Beide nur eine Person sind. — Nie hat wol Jemand seinen angeborenen Namen mit größerer Freude weggeworfen als ich. Ich bildete mir ein damit eine Brandmarkung abgestreift zu haben, ich kann auch wirklich seit da wieder heiter sein. — Nicht wahr, mein Verhältniß zu Felix ist Ihnen nun klar und Sie finden meine Bitte gerechtfertigt?"

Er athmete tief auf und seine Stirn perlte. Erschüttert und von der Erinnerung überwältigt, warf er sich auf den Rasensitz zu dem sie eben gekommen waren.

„Ich wollte Sie hätten mir das nicht gesagt!"

„O, ich weiß daß mir Niemand verzeiht. Dieses Stück Leben vergällt mir all meine Zeit. Was soll ich aber thun? Sie verurteilen mich kurzweg mit ein paar Worten als ließe sich auch nicht das Geringste zu meiner Entschuldigung sagen, und doch fällt so viel den Verhältnissen und jugendlicher Unbesonnenheit zur Last. Sollten Sie nie die ersten Szenen dieser Tragödie durchgespielt, nie einen schönen Mund geküßt haben? Lag es in Ihrer Hand wie sich die Folgen abwickelten? Ich kann keine Ziffer die ich in die Rechnung meines Lebens geschrieben habe wegwischen, aber ich weiß daß von jenem Tage ab so viel in's „Haben"

gekommen ist daß ich mir zu verzeihen beginne. Ich gab mir selbst das Wort nie mehr den Anfang einer solchen Verkettung herbeizuführen; ich versprach mir nie einem Mädchen zu sagen daß ich es liebe, wenn es mir nicht zuerst in klaren Worten dasselbe gesagt, kurz, ich nahm mir fest vor nie den ersten Schritt zu einer Erklärung zu thun. Das hab' ich gehalten und werde es weiter thun, daß ist meine Buße. Und eine schwere wenn man Gräfin Wentheim nahe ist; meinen Sie nicht auch?"

„Ich würde es viel unerklärlicher finden wenn Sie es mit dem Bewußtsein einer fressenden Schuld im Herzen wagten die Hand nach einem so reinen Wesen zu strecken. Ich dächte Sie müßten einen Schauer bei ihrer Berührung empfinden. Sie steht Ihnen unnahbar heilig gegenüber."

„Und diesem Menschen, diesem knabenhaften Felix der in Mariens Nähe die jämmerlichste Figur spielt, wollen Sie dies „reine Wesen" geben? Ist er etwa besser? Sie wissen wol nicht daß er eine Braut hat der er seit einem halben Jahre nur einen Zettel mit zehn Zeilen die so viel als nichts enthielten geschickt? Sie wissen nicht daß er dies Mädchen auf die elendeste Weise hinzieht während er hier, wie Sie sagen, um Gräfin Wentheim wirbt?"

„Das sagte ich Ihnen nicht. Der alte Graf wünscht es, und Felix zögert mit einer Kunde vor-

zutreten die diesen Wunsch vernichtet. Felix behaubtet er liebe Klara. Woher wissen aber Sie von diesem Verhältnisse?"

„Auf die einfachste Weise, ich kenne seine Braut und las seinen Brief der wirklich für einen Knaben ein Kunststück ist. Es steht in ein paar Zeilen Alles was Sie irgend wollen, und doch wieder nichts. Ueberreden Sie ihn doch zu einer Erklärung gegen den Burgherrn, Sie haben ja so viel Macht über ihn!"

„Ich habe mir vorgenommen, mich in diese Familiensache in keiner Weise zu mischen. — Um indeß unser voriges Thema zu beenden muß ich Ihnen noch sagen daß ich nicht daran gedacht habe Sie von oben herab zu verurteilen. Der leicht erklärliche Grund meines Ausrufes liegt in dem peinlichen Gefühle eine so üble Erinnerung, einen argen Fleck an einem Manne haften zu sehn von dem ich bisher nur Edles und Achtungswertes wußte. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen nicht, und wünschte von Herzen Sie hätten mir von dieser Angelegenheit nichts gesagt."

— Wenn ein Mensch sich auch noch so vieler Vorurteile entaüßert zu haben scheint, so tauchen sie bei gewissen Principfragen, bei Dingen die ein großes, persönliches Interesse haben doch immer wieder auf. Plessenberg achtete Stein sehr hoch, aber er fürchtete nur Felix. Daß Gräfin Wentheim diesen Maler lieben könne, fiel ihm gar nicht ein, so vertraut er sie auch

mit ihm sah. Und doch machte sich diese Vertraulichkeit auf jede Weise bemerkbar. Marie war durch Plessenberg noch viel lebhafter, viel erregter geworden, sie begann zu lieben ohne daß sie es wußte. Es war jener dumpfe und doch so heftige Drang in ihr wach geworden sich anzuschließen, sich mitzutheilen; jenes Streben mit dem Aufgeben der eigensten Individualität in eine andere zu verschmelzen. Und das ist immer das erste Kennzeichen der Liebe, dies harmonische Aufgehen im Allgemeinen. Daher die unendliche Verwandtschaft der Begriffe Glück, Poesie und Liebe. Sie sind Wirkungen einer und derselben Urkraft, sie sind Ausströmungen, Äußerungen eines geheimen, sich selbst verbergenden Wesens, wie Elektrizität, Magnetismus und Galvanismus sich gegenseitig durchdringen so daß man nicht zu erkennen vermag woher sie stammen und welches das andere erzeugt. Sie sind immer zusammen, wie Glück, Liebe und Poesie nie getrennt erscheinen. Auf diese paßt nur die eine Definition: Sie sind ein Verklingen im Ganzen, ein Vergessen jeder Trennung; man sieht die Sonne nicht aufgehn, nicht versinken; man weiß nicht daß dem Frühlinge ein Herbst folgt, daß eine Blume welkt, nicht daß sich irgend etwas ändert; man weiß sich selbst nicht mehr als Einzelwesen, man fühlt sich unendlich getragen, man ist selig. — Auch wenn dieser Zustand noch nicht in seiner ganzen Pracht aufflammt, wenn er nur erst seine

Schwingen probt und leise in der Brust fachert, treibt er die Menschen schon aus ihrem gewohnten Geleise. Marie fühlte daß sie in den Händen einer fremden Macht sei der sie nicht widerstreben konnte. Sie mußte eng mit einem Menschen verbunden sein; dieser Drang und ein ängstliches Suchen nach Schutz vor der ungestümen Gewalt, Beides führte sie naturgemäß zu Stein. Sie bestürmte ihn mit Fragen der heterogensten Art, sie überhörte seine Antworten, leitete das Gespräch auf die verfänglichsten Dinge, sprang dann wieder scheu ab, ließ ihn nicht zu Worte kommen, als fürchte sie daß er etwas sagen könne was sie zu klar machen dürfte. Sie gab ihm die Hand und nahm sie ebenso rasch zurück; sie sang und spielte, scherzte und wurde auch wieder oft plötzlich ernst.

Sie liebte, aber sie wußte nicht wen; die Liebe wußte sich selbst noch nicht. — — In Plessenberg's Gegenwart war sie still, mit Stein herzlich, den alten Grafen umsorgte sie mit leidenschaftlicher Hast und an Felix ließ sie all ihren Uebermut aus. Jeder war mit seinem Antheil an ihr zufrieden, sie schien Jedem gerade das zu geben was er wünschte.

So verflossen glückliche Wochen. Den Rosen waren die Dahlien gefolgt, die Astern fingen an ihre mattblauen Sterne zu zeigen, die Buchen wurden rot und der Wind spielte mit den Blättern. Die Felder

waren kahl, das Obst und der Wein reifte, es war Herbst geworden.

„Fritz Hohenhausen ist gestorben, die gute Tante selbst ist krank und Eveline bittet sehr dringend daß ich zu ihr komme um ihr die Pflege zu erleichtern.“ Mit diesen Worten trat Marie zu ungewohnter Zeit in den Kreis der Herren die im Schloßhofe ein junges Pferd zureiten ließen.

„Du gehst fort, Marie!“ rief Felix.

„Es ist mir nicht lieb, aber muß ich nicht? Und ich thäte es am liebsten heute noch.“

„Das geht nicht an da ich Dich doch wol begleiten werde,“ sagte der Burgherr. „Wenn Du es so einrichten kannst, reisen wir übermorgen ab. — Ich muß um Verzeihung bitten, Herr Graf, daß ich Sie allein lasse, aber die Hohenhausens sind sehr liebe Verwandte meiner Nichte der ich deßhalb nicht zureden mag die Reise aufzugeben. Felix wird meine Stelle vertreten.“

„Ich glaube daß ich ohnehin meinen improvisirten Besuch zu lang ausgedehnt habe und werde, wenn Sie es mir erlauben, mit Ihnen zugleich abreisen.“

„Nun Stein, dann packen wir auch,“ sagte Felix. „Wir kommen ohnehin sechs Monate später nach Schlesien als wir gewollt. Die Schwalben ziehn nach Südwest, wir nach Nordost, und übermorgen ist die Burg leer.“

Stein nickte leicht mit dem Kopfe, eine düstre Wolke lagerte auf seiner Stirn.

Die Wagen wurden heraus geschoben, nachgesehn, und Alles zur Abreise bereit gemacht. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich auch im Dorfe die Nachricht daß die Herrschaft verreise. Eine Deputation mit der Bitte nicht auf immer fort zugehn fand sich ein und beruhigte sich erst als ihr ein befriedigendes Versprechen geworden.

Die Reise kam so unerwartet daß die Störung sich überall geltend machte. Sie war Niemand recht; Jedem verdarb sie ein Vorhaben, Alle waren verstimmt.

Plessenberg betrat am letzten Tage Mariens Salon zuerst.

„Es thut mir recht leid daß ich die Ursache dieser Zersprengung unsrer freundlichen Gesellschaft bin,“ sagte Marie, „aber ich vermag es nicht zu ändern. Ich hatte mich in dies Leben so eingewöhnt, ich bin hier so oft froh gewesen daß es mir schwer fällt auch nur auf kurze Zeit fort zu gehn. Und dann, wer weiß ich ob jemals die Gesellschaft hier wieder finde die

mir mehr als alles Andere diesen Aufenthalt wert gemacht hat.“

„Wenn mir auch ein Theil dieses Bedauerns gilt so fühle ich doppelt mit und habe in der That nur in dem Gedanken einigen Trost für die eigene Leere, daß auch Sie mich in Ihrer Nähe vermissen werden.“

„Gewiß werden auch Sie mir fehlen, Sie und Stein recht sehr. Sagen Sie mir noch was Sie über diesen Menschen denken; ich hänge sehr an ihm und möchte deßhalb auch daß ihn alle Welt mit meinen Augen ansähe.“

Sie sagte diese Worte in der raschen Weise die ihr seit einiger Zeit eigen geworden, aber ohne daß der Ausdruck ihres Gesichtes irgend wechselte. Plessenberg antwortete augenblicklich.

„Stein ist ein so biedrer, ehrenfester Charakter als man ihn irgend finden kann, keine Fiber an ihm ist falsch, er ist gleich groß als Mensch wie als Künstler. Nur Schade daß er durch eine unglückliche Schulfuchserei, durch eine eingefrorene Pedanterie zu einem so nüchternen, oft langweiligen Doktrinär geworden ist. Er schachtelt seine wärmsten Gefühle in einander um ein Gesetz, einen allgemein geltenden Satz zu finden, und zuletzt ist ihm das gefundene Gesetz ebenso viel oder mehr als das Gefühl. Er ist ein Dichter mit dem Pinsel, und ein Bücherstaubgewächs mit der Zunge. Das macht ihn eigentlich doch oft ungenießbar.

Jeder Scherz muß sterben wenn man aus seinen Funken eine Abhandlung aufblasen will. Mich reizt er wenn er am ernsthaftesten ist am meisten zu Spott, seine Langweiligkeit macht dann ein ewiges Attentat auf meine Lachnerven!"

Das Kind das seiner Puppe einen Putz aus dem Blatte eines Nußbaumes genäht hat wird betrübt wenn Du sein Spiel mitleidig von oben betrachtest, Du hast ihm mit dem einen spöttischen Lächeln seine Unbefangenheit für immer geraubt, seine bisherige Freude genügt ihm nicht mehr. Der Mann der Dir mit freudestrahlendem Auge seine Kuriositäten zeigt wird bleich wenn Du ihm sagst daß seine etrurische Vase ein moderner Scherben; er zittert wenn Du ihm den berliner Stempel an seinem chinesischen Porzellan zeigst. Das sind ähnliche Lagen, aber sie erschöpfen das Feld nicht. Du findest alles Große in einem Menschen vereint, Du glaubst nichts Höheres zu kennen, und nun sagt Dir Jemand dessen Urteil Du unbestochen weißt der Mensch ist gut und edel, aber er ist langweilig, nüchtern, er reizt zum Lachen, er ist ein Pedant. Es gibt kein Weib das einen Pedanten, einen notorisch Langweiligen lieben könnte. Das Weib liebt in einem Manne nicht blos das was es selbst in ihm findet, es schätzt ihn fast mehr noch nach dem was Andere in ihm glauben. Eine solche Äußerung fährt auch dann wie eine kalte Hand über das warme Herz wenn man nie

Langweile in der Nähe des Angegriffenen gefühlt hat. Die Hand wischt nur darüber, aber sie gibt von ihrer Kälte ab. Marie hatte sich nie bei Stein gelangweilt, sie hatte sich nie gedacht daß er anders sein könne, und doch fiel ihr jetzt ein daß sie oft an ihm etwas bemerkt das man in der That Pedanterie nennen konnte: — und mit dieser Erkenntniß hatte er momentan viel in ihren Augen verloren. Sie hatte das Wort, den Namen für etwas gefunden das uneingestanden und unerkannt ihrem Zusammensein nicht jene Frische gestattete die sie nur aus Gewohnheit bisher nicht vermißt.

Aber Stein hatte sich in der letzten Zeit ja auch geändert. Sie lauerte den ganzen Tag vergebens darauf ihn bei diesem Fehler zu ertappen, und am Abend sagte sie triumfirend zu Plessenberg: „Sie haben Unrecht, Stein war ein Pedant, aber er ist's nicht mehr.“ — —

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,“ sang die Physharmonika noch spät durch die Nacht.

Die Abschiedstunde kam, die Wagen standen bepackt. Man beschloß den Berg hinab noch zusammen zu gehn obgleich Marie die unwohl zu sein vorgab und in der That gerötete Augen hatte anfangs dagegen war. Es war keiner der sonstigen fröhlichen Ausflüge, das sah man dem Zuge an der sich schweigsam durch die Baüme bewegte. Marie eilte so sehr sie konnte die Scheide-

szene zu kürzen. Sie küßte Felix, drückte Stein die Hand und sagte Plessenberg der sich traurig vor ihr neigte und all seinen Mut vergessen zu haben schien freundlich Lebewohl. Schon im Begriffe in den Wagen zu steigen wendete sie sich noch einmal zurück und gab auch ihm die Hand.— — — —

Ihr Tuch wehte noch lang aus dem Wagen, bis die Windung des Weges ihn verbarg. Wem galt dies Winken?

Marie war fern, und drei Männer lugten wieder sehnsüchtig nach ihr aus wie in jener Vision. Endlich schieden auch sie und Alles staübte auseinander.

Die Flagge war gestrichen, die Burg stand still und verlassen. Werden wir unsre Bekannten wieder darin begrüßen können? — —

Ende des ersten Theiles.

Druck von H. G. Voigt.